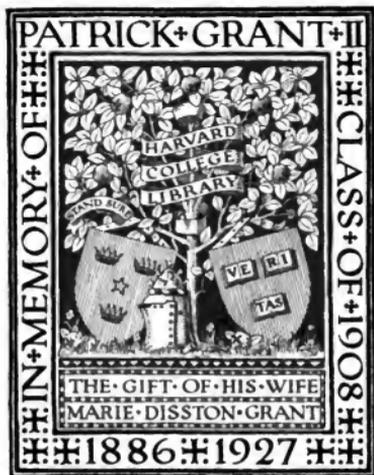


Hyperion

Franz Blei, Carl
Sternheim

P Germ 217.4





GEDRUCKT IN TIEMANN'SCHEN SCHRIFTEN
VON POESCHEL UND TREPTE, LEIPZIG FÜR
DEN VERLAG HANS VON WEBER MÜNCHEN
IN 1050 EXEMPLAREN, WOVON 1000 AUF
ENGLISCHEM VELIN, 50 AUF PAPIER DER
KAISERLICH JAPAN. MANUFAKTUR
IM JAHRE 1908



HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM

DRITTER
BAND



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER-VERLAG

△
P Germ 217.4
v



Handwritten scribble

HYPERION
FÜNFTES HEFT
1908

DAS FÜNFTE HEFT: ~

Gabriele d'Annunzio: Anrufung, deutsch von Otto Freiherrn von Taube – Eduard Stucken: Szene aus Lancelot und Elaine – Norbert Jacques: Landschaftliche Clownerie, ein tropisches Erlebnis – Hans Benzmann: Das Gespräch mit Nikodemus – Karel Einstein, Verwandlungen, vier Legenden – Maurice Barrés: Der Mord an der Jungfrau, deutsch von Heinrich Lautensack – Wilhelm von Scholz: Einsame Terzinen – Hünyy B. Maison: Herr von Seingalt, drei Szenen – René Schickele: Die weißen Nächte – Emil Freiherr von Gebattel: Zwei Briefe an den Dichter Chénedollé – Franz Blei: Glossen zur Frauenfrage – Gerhard Ouckama Knoop: Die Venus von Milo – Reinhold von Walter: Meine Memoiren – Paul Wiegler: Anmerkungen – Bilder von: Habermann, Nolde, Heckel, Amiet, Tomann, J. J. Vriese-lander, Guérin, Toulouse-Lautrec, Klimt. ~

GABRIELE D'ANNUNZIO/ANRUFUNG/ DEUTSCH VON OTTO FREIHERR V. TAUBE

καλὸς τὸ θνατὸς μελετᾷς

Geliebter Mund, Gebilde weich und wehe,
Wie schon die Kunst, wie schon mein Traum Dich kannte,
Zwittergestalt, Hermaphrodit entwandte,
Dem Halbgott, den ich jung erblühen sehe,

Geschwungener Mund, der, wo der Lüste Wehe
Am heftigsten, — o feuchter, heißer, — brannte,
Aus mir das Leben rastlos saugend bannte,
Daß ich nun im Vergessen tief vergehe!

O Mähne, weit über mein Knie gebreitet
Im süßen Augenblick, o Hand, o kühle,
Die schauern macht auf meinem Schauern tastend,

O Augen, meinem letzten Schrei geweitet,
— In langen Wimpern langend voll von Schwüle, —
Nun leuchtend über meinem Sterben lastend!

O daß ich sterbe, endlich sterbe des wahren
Todes und dieser Schrei der letzte wäre
In Wahrheit und mein Leichnam von der Zähre
Betauf am milden Abend, an dem klaren!

Daß alle Myrthen, die des Frühlings waren,
Ihm Lager seien und ihn, den der schwere
Duft Syriens besprengt, in erstem Heere
Mit langsamem Gesang Ephebenschaaren

Am bleichen Ufer tragen! — Daß die Wangen
Von Jungfrau, die gemessenen Zugs die Flöte
Kranztragend meistern, an dem Stiele beben!

Und Sterne mögen als wie Fackeln prangen
Und, wenn der Sang beschlossen, Morgenröte
Am Himmel rosengleich und göttlich schweben!

EDUARD STUCKEN: SZENE AUS LANCELOT UND ELAINE

LAVAINÉ:

Eine Jägerin hast du gewebt?

ELAINE:

Meiner Seele Bild:

Zwischen Mond und Erde schwebt sie wie Pharaïd.

LAVAINÉ:

Wer ist Pharaïd?

ELAINE:

Du weißt nicht? Hörtest du nie,

Wie im Herbststurm ein Mädchengeist in den Lüften schrie?

Sahst du nie in Gewitternächten, wie auf milchweißem Roß

Ein Weib mit goldenen Flechten durch die Wolken schoß?

Des Blütes grünliche Schlangen flieh'n so scheu nicht vorbei,

Der Wind hat keinen so bangen Verzweilungsschrei, —

So kann nur ein Teufelskind wimmern oder menschlicher Gram!

Des Morgenrots Fittige flimmern nicht so wundersam

Wie ihr silberweißes Kleid und die weißen Brüste.

Die Ballade erzählt, daß die Maid einst ein Totenhaupt küßte.

Nicht immer ritt sie so bleich auf gespenstischem Pferd.

Eine Königin war sie, reich und von Fürsten begehrt.

Es betraten Freier viel ihres Vaters Halle —

Doch war ihr Jugendspiel ihr lieber als alle.

Er war ihr lieb und verhaßt, weil er sie beglückte.

Schwer war ihres Haares Last, doch noch schwerer drückte

Der Sünde Rubin und Saphir auf der Königin Zopf.

Ihre Brüder brachten ihr des Buhlen Kopf.

Auf goldenem Teller brachten sie das Haupt ihr zur Strafe.

Sie kam auf den Zeh'n, zu betrachten wie lieblich es schlafe. *

Ihre lachenden Lippen erstarrten in seltsamer Ruhe.

Sie kam auf den Zehen, — (Es knarrten ihre seidnen Schuhe),

Ihn küssen und den verbitterten Totenmund glätten.

Doch plötzlich fauchte und schnob der Totenmund

Und vom goldenen Teller hob sich das Haupt zur Stund.

Ein Wirbel entstand, ein Rasen und ein zorniges Wetter —

Pharaïd ward fortgeblasen wie im Herbstwind Blätter.

Zu den Wolken im Zenith ward sie fortgetragen,

Um das Haupt nun, das ewig flieht, ewig zu jagen.

Sie jagt es mit schmerzlicher Hast, kann es nie erreichen.

Nur um Mitternacht hält sie Raß auf Stauden und Eichen.

Pharaïd ist die Seele, sagt die alte Ballade.
Die Seele heßt und jagt auf leuchtendem Pfade
Dem Glück nach — und ewig weicht es vor Ihr und entschwebt.
Und da Pharaïd mir gleicht hab ich sie gewebt.

LAVAINÉ:

Wem gleicht sie nicht! Tief drin in jeder Brust
Jagt die wilde Jägerin mit schmerzhafter Lust!
Auch meine Seele schweift zwischen Wolke und Stern
Und nach Zauberblumen greift sie, die ewig fern.

ELAINE:

Du bist ein Knabe — du kannst dir Siege erhoffen,
Dir stehn, wenn du Ruhm gewannst, Goldtore offen.
Du kannst ausziehen, das Gefeld der Sehnsucht zu schauen,
Kannst hochgemut deinem Schild und Schwert vertrauen.
Doch ich, ein Mädchen, muß abwarten still.
Ob des Glücks, ob des Todes Kuß mich erlösen will.
Mein Mädchentum ist mein Zwinger — (O weh, wir Gefangenen!) —
Und klopft nicht des Glückes Finger, des Davongegangenen,
Noch einmal an meine Türe wie einst, als es schwand,
So gleiten wie Perlenschnüre mir durch die Hand
Die zwecklosen Tage und Wochen! ~

NORBERT JACQUES: LANDSCHAFTLICHE CLOWNERIE. EIN TROPISCHES ERLEBNIS.

In Porto Seguro, das an der Südfanke der Bucht von Paranagua liegt und nur aus einem halb morschen Kai und einem neuen, unbenutzten Zollhaus besteht, verließ ich als der Einzige den mit Reisenden überfüllten brasilianischen Küstendampfer Itapemerim. Ein paar Tage war ich in engem Raum mit stinkendem Pack von Menschen zusammengedrückt gefahren, die nach Iguapé zur wunderfälligen Schiffsgallione des Bom Jesu pilgerten. Ich hatte, wie ein Affe an zwei heftig auseinander ziehende Äste gekreuzigt, diese Tage zwischen dem Ekel vor solchen Mißbrüdern und dem schreienden Temperament, der tropisch bewußtlosen Wut der Küstenlandschaft gehangen.

Einsam ging ich nun einen Sandweg auf die nahe Stadt Paranagua zu.

Die späte Stunde des Nachmittags glühte zitternd über den versteckten Sümpfen der flachen Mangrovenwälder. Die Ebbe hatte das Wasser weggezogen und die hohen Wurzeln lagen bloß. Die spreizten sich wie nach unten gekehrte, ellenlang verkrüppelte Finger von Akrobatenhänden, schwarz, mager verrenkt und unheimlich in den schmutzigen Morast hinein und trugen die kopfstehenden Gebüsch. Über der krausen, dünnen Schicht des Laubes der Blätter schwankte die Luft. Der Sand des grauen Wegs brannte durch meine Schuhe, und die Gebirge, die fern die Bucht umstellten, waren ungeheure Amethystwände. Sonst geschah nichts, als auf einmal ein Dampfer vom Ozean her sich fern in der Bucht zeigte. Und es war zugleich etwas merkwürdig Riesenhaftes und dennoch ganz Winziges, wie der Dampfer unmerkbar schnell und einsam unter einem braunen, kaum bewegten Rauchhewen in die sich überlassende, quellende Ungeheuerlichkeit der Landschaft einzog.

Ich untersuchte ihn durch mein Glas. Da erkannte ich, daß er die blau-weiße Flagge der Hamburg Amerika Linie am Mast trug, die Flagge, die mir von der letzten Stadt meines deutschen Lebens her so vertraut war, die Flagge, die die Kraft der Heimat auf die Länder der Erde verpflanzte.

Es wurde einen Augenblick wie ausgebrannt in mir. Als wäre die Sehnsucht nach der stillen Heimat wie eine fürchterliche Flamme sengend einmal wild in meinem Innern aufgeschlagen. Ich schnellte herum und ging weiter. O, nur nicht umschauen! Der heiße Sand stach durch die Schuhe wie Nadeln. In glühquellenden Strömen ging die Luft über die flachen Mangrovenwälder zur Stadt Paranagua hinab, deren niedere, weiße Häuser als ein Damm hinter den Wäldern lagen.

Als ich vor der Stadt ankam, fiel mit tropischer Plötzlichkeit die Nacht über den Tag her, und ich ging durch dunkle Gassen mit halbmansshohen Trottoirs und kleinen, flachen Häusern. Die Wärme und der Duft der Nacht flossen über sie, wie weiche Wasserfälle. In der dunkeln Bläue des Himmels irrten leise flürend die Sternenschwärme der südlichen Halbkugel. Wie in einen dichten Mantel war ich in die Traurigkeit unentschiedener Vorstellungen, nur zaghaft berührter Möglichkeiten der Sehnsucht gehüllt und ging langsam und ziellos dahin, an das ferne, ruhige deutsche Land denkend.

Auf einmal bog ich um eine Ecke. Ein Haufen Licht schoß vor mir auf, kroch an grauen, glatten Wänden entlang in die warme Dunkelheit der Nacht hinauf. Menschenmassen drängten. Schreie gingen auf und fielen nieder. Ein Bündel Raketen strich in funkelnden Bögen schrill pfeifend über die Köpfe. Schüsse sausten hintereinander her. Alles fuhr wie in Sprüngen empor und war auf einmal verlöscht. Begann im Nu wieder. Eine ungeheure Leidenschaftlichkeit des Geschehens lag darin und die schien mir zum Land zu passen. Sie war mir wie ein guter, aufrichtiger Empfang in dieser Stadt. Ich konnte das ja fast mit den Händen greifen. Ich drängte mich zwischen den Menschen durch. Sie machten willig Platz und es war, als ob sie achtungsvoll und in bewunderndem Neid an meinem Weg zur Zirkuskasse Spalier ständen.

Denn es war ein Zirkus, der wie die feurige Lebendigkeit einer Rakete auf einmal in die schlüpfertig heiße Finsternis der Gassen und in die unlebendig griesgrämige Traurigkeit meiner Empfindungen gefahren war.

Ein wildes Lachen brach Weile für Weile aus dem Zelt, wie Gewehrknattern, wie das Losstürzen eines Flusses, der grade den Damm gebrochen hat.

Ich kaufte den ersten Platz und eine dicke Negerin führte mich cherbietig hinein. Drinnen kam ich nahe der Manege auf einen Stuhl zu sitzen, mitten in eine Gruppe brasilianischer Frauenzimmer hinein. Es gab keine Pferde in dem einfachen Zirkus. Wohl gefiel es einem dennoch in dem Zelt: Tiefes Rot von Bänken, Läufern und Tüchern im reinlichen Grau der Zeltleinwand. Aus unzähligen beschnabelten Becken stießen mit fauchender Lust lange Flammen von einer wilden Helligkeit. Und unter ihnen tummelten sich schlank sehnige Artisten. Turner flogen an Recks und Ringen. Mädchen sprangen und schlugen mit ihren Gliedern durch die Luft wie Vögel. Männer schnalzten auf mit ihren Körpern, wie Lachse am Wasserfall. Es war eine schöne Folge von wundervollen Bewegungen, leidenschaftlich, schnell, heißblütig, sicher. Der dicke Kreis der Zuschauer wohnte dem bei als ein Bild, in dem wie lebensfrohe Stimmen die farbigen Kleiderflecke der Frauen jauchzten. Die Augen glühten im grellen Glanz der Lichterflammen, die Köpfe bog ein leidenschaftliches Schauen vor, und alle Muskeln der Gesichter erlebten die Sprünge der Artisten mit.

Da kam eine lächerliche Gestalt langsam unter einem Tuchvorhang heraus. Das Gesicht war weiß gekreidet mit einem roten Fleck auf der Nase und schwarzen Dreiecken auf Wangen und Stirne.

»Palhasso, oho oho... Palhasso!« jubelten die Gesichter, und die Frauen beugten sich weiter vor. Ihre Münder schlossen sich nicht mehr und die Augen glühten einen Stoß feuriger. Der Clown hatte zwei flache Haarsträhnen schwarz auf die Stirne geklebt. Das sah traurig aus. Er kam langsam vor und es war, als ob seine Schritte, die die weiten Kleider leise flattern ließen, sich weich an eine gewisse, unbestimmbare Melancholie schmiegen. Dann blieb er zu seiten eines jungen Mädchens stehn, die fast nichts weiter als einen schwarzen Trikot anhatte und die zwischen zwei Recken hin und her schnellte in befreitem Spiel des straffen Leibes und der schlanken Glieder.

Melancholisch griff der Clown in die Höhe, straffte den Körper wie zum Schwung, um zu zeigen, daß er auch das konnte, schob los und plumpste mitten aus dem schönen Sprung heraus täppisch in den Sand.

»Palhasso, oho, oho... Palhasso!« brüllte das ergötzte Publikum.

Wie mit einer verzweifelten Geberde wandte der Clown den Schreiern das Gesicht zu, höhnte sie an: Palhasso, oho Palhasso! und streckte ihnen die Zunge heraus. Das gab wieder ein Lospuffen der Heiterkeit, das nicht endigen wollte. Dann ritt Palhasso auf einem Schwein, oder er sprang einem Knaben nach und fiel mit dem Rücken auf den Teppich, statt mit den Füßen. Eine Gruppe Männer und Kinder machten allerlei waghalsige Fliegereien durcheinander, und der große Coup war dann, daß die Kinder von einer umgestülpten Bütte aus den Männern mit dem Kopf auf den Kopf sprangen und oben sich mit gespreizten Beinen flink und grazil balanzierten, ohne die Stütze der Hände zu Hilfe zu nehmen. Während die Kinder auf den Köpfen leise schwankten, häufte der Palhasso Sand auf eine der Bütten, sprang und blieb kerzengrad den Kopf im Sand, die Beine in der Luft stehn. Und alles rief wieder, von Heiterkeit geschüttelt: »Palhasso, oho, oho... Palhasso!« Es war unverkennbar, mit welch wehmütigem Gestus der Clown seine Affereien machte. Aber oft schlug durch seine schleppenden Bewegungen eine leidenschaftliche Gier, die Glieder zu werfen, sie flattern zu lassen, wie Papierstücke, die im Wind schnell durcheinander zickzacken. Er schnellte und flog. Die Linie seiner Bewegungen war dann einen Augenblick von aufreizender Malerischeit, der Leib hatte etwas unbewußt Erregtes, eine beißende Wut, und man dachte an das geile riechende Leben des Urwalds... Und alles erstücte und verpuffte gleich und erregend im gefährlichen Niederschlag in den Sand. Man sah auch, wie die Frauen sich aufregten, die Leiber bogen, mit gezückten Augen zum Clown hinüber funkelten, und aus den offenen Mündern quoll es oft, wie eine Sehnsucht, die sich überraschen läßt: »Palhasso, oho . . . o . . . Palhasso!«

Da fühlte ich einen leisen Druck auf meiner Schulter. Als wäre ein Blatt Papier von der Gallerie herunter gefallen und hätte mich gestreift. Ich neigte leicht den Kopf etwas zur Seite und sah still und doch heiß und plötzlich und aufgeregt eine kleine, bräunliche Hand auf meiner Schulter liegen. Ich wandte mich um. Zwei schwarze Augen, wie brennende Perlen in einem Gesicht von der süß gedämpften Wildheit, wie sie schöne Caboclosmädchen haben, prallten in meine Blicke. Schnell entloht nahm ich die Hand und biß hinein.

Dann gingen wir beide aus dem Zirkus. Niemand kümmerte sich um uns. Auch nicht auf dem Gang durch die Gassen. Das Mädchen hatte ihre Arme um meine Hüften geschlungen und preßte sich im Gehen an mich. Das grüne Licht der Nacht funkelte heimlich auf der schlanken Wildheit ihrer Bewegungen. Es war mehr ein Sichwinden und ein schniges Schleichen, als ein Gehen. Ich fühlte es in Ruden wie warmes Wasser an mir emporstrudeln und kam mir plump und peinlich schwerfällig vor neben ihr. Alle Häuser waren dunkel. Unsere Wanderung zwischen ihnen war wie ein erregter Traum durch nie gesehene Gegenden.

Wir gingen durch einen verfallenden Hof mit Säulengängen.

»Was ist das für ein Haus?« fragte ich sie.

Aber sie antwortete nichts. Sie schob mich hastig eine breite, dunkle Steintreppe hinauf. Oben stieß sie mich durch eine Türe hindurch. Sie sprang wie ein Katzenfier an mir hoch, und wir fielen auf den Boden nieder, auf dem ich Matten liegen fühlte. Mir war, als versänke ich in den schweißigen, von schwammiger Vegetation bedeckten Boden eines Urwaldes und ich schrie und schrie. Sie stieß ihre Lippen auf meinen Mund wie einen Dolch. Später machte sie Licht. Wir waren in einem großen getünchten Zimmer. Ein Bett und ein Tisch und zwei Stühle und an einer Wand ein jämmerlicher Öldruck der Gallione des wunderfertigen Bom Jesu d'Iguapé verloren sich in der kühlen Größe des Raumes. Zum tief im Mauerwerk steckenden Fenster hinaus sah man auf einen Arm der Bucht, hinter dem sich Mangrovenwälder erstreckten. Man erkannte sie in der Finsternis nur an dem geduckten Dahinkriechen.

»Das hier ist doch das alte Jesuitenkloster!« antwortete das Weib plötzlich auf meine Frage von vorhin. Aber ich beachtete sie nicht. Mir war so elend traurig, ich kam mir verkauft und verflucht vor!

»Ach wie! Izabella hat sich wohl in dir getäuscht!« sagte das Mädchen heftig und sprang wie ein Pfeil auf mich los. Ich mußte mich bezwingen ihr nicht die Faust ins Gesicht zu stoßen. Aber dann schmeichelte sie wieder.

»Komm, wir gehn!« forderte ich sie auf.

Wir stiegen die Treppen hinunter. Hinter einem langen gewölbten Gang, den ich ununterbrochen mit Streichhölzern erhellte, stieß sie eine Türe auf, und rotes Licht schoß uns plötzlich entgegen. An einem Tisch saßen eine Anzahl Menschen. Was ich zuerst sah, waren die beiden Haarsträhnen des Palhasso. Izabella ging voran schnell auf einen Tisch zu. Sie schob mir einen Stuhl hin. Zwei Augen trafen mich aus der Tischrunde mit feindseligen Blitzen. Nur einen Augenblick. Der Palhasso saß wie abgetrennt und aß. Ich schwieg und es rauschte wie trauriger, zudeckender Regen auf alle meine Empfindungen nieder. Durch die offene Türe strömte die Wärme der Nacht und der Gestank des vermoorenden Wassers herein. Da stand Izabella auf und ging hinüber zu dem Mann sitzen, der mich vorhin so bedrohlich angesehen hatte. Aber das störte mich nicht in meinen wehen Gedanken. Ich dachte an das seidige Gold blonder Locken, die ich einst... vor einem Jahr... oder war es denn nicht schon ein Jahrzehnt?... an einem mecklenburgischen See an mein Gesicht gedrückt hatte, um ihren zarten, milden, deutschen Duft zu atmen. Auf einmal saß der Palhasso neben mir und flüsterte mir zu:

»Freundchen, du bist wohl so traurig geworden, weil sie dich verlassen hat?«

»Was liegt mir an dem Weib!« antwortete ich heftig.

»Ja gewiß, es sind nicht die Weiber!... entgegnete der Palhasso... »aber komm, ich bezahle deine Zeche mit und wir gehen nach Porto Seguro hinaus, ans Wasser, wo die fremden Schiffe liegen.«

Da brachen wir gleich auf und gingen schweigsam durch die finstern Gassen. Als

der weiche, flüchtige Sand des einsamen Wegs vor der Stadt unter den Schuhen wich, hob mein Begleiter seine Arme hoch. Er sagte trocken:

»Die Frau, mit der du im Jesuitenkloster warst, ist meine Frau!«

»Was?« schrie ich ihn an. Das war also der Trik. Hier, wo weit und breit kein Mensch wachte, sollte es sich vollziehen?... Aber ich wollte mich schon wehren und hastete mit der Hand nach der Revolvertasche.

»Was liegt mir an ihr!« fuhr der Palhasso fort. »Sie ist nur da, um mir weh zu tun. Sie geht jeden Abend mit einem andern. Ich liebe sie nicht, und sie stößt mich doch fortwährend wie mit einem Doldh ins Herz. Immer, an jedem Abend, in jeder Stunde! Ich hasse sie und könnte sie ansucken! Ah!«

Dann schwieg er wieder und wir schritten schnell weiter. Die Cikaden schrillten den Takt zu unserm Marsch. In Porto Seguro gingen wir ans Wasser und setzten uns auf einen der beiden zerbrechlichen Landungsstege. Der Hamburger Dampfer war klar erhellt. Wir hörten die Winden in Schreien rattern und prasseln und sahen die Arbeit sich dunkel und hart von den Schufen, die ihn umlagerten, hinauf an sein Deck verspinnen.

Der Palhasso brach das Schweigen:

»Ich hab dich im Zirkus gesehn. Du bist ein Fremder. Ich bin der Palhasso, du weißt es ja wohl! Ein Dreckleben. Ein verfluchtes, ekles Leben zum Sicherrhängen! Als Kind war ich Sängerknabe in São Joán in Bahia und ich wünschte nichts heißer, als daß ich immer von der Empore, wo ich sang, hinüber an die Kette des ersten Leuchters springen könnte und von ihm zu dem zweiten und wie ein Affe von Kette zu Kette über den Köpfen der Menschen weiter turnen. Nossa Senhora, das wäre schön gewesen! Und das brachte mich zum Zirkus. Und dann bin ich der Affe meiner selbst geworden. Ich falle immer in den Sand der Manege. Es ist mein Lebenszweck in den Sand der Manege zu fallen. Sag mal...«

Ich wartete. Aber das kleine, schwarz umrandete Gesicht stand da mit aufgelöstem Mund, um den das grüne Mondlicht weiche und große Schatten faltete und schaute zum Dampfer hinüber. Es war auf einmal wie weich erstarrt und als hätte es selbst die Erinnerung an die grade verklungenen Worte verloren. Ich schwieg gern, und die Geschichte des Palhasso floß in willkürlich sich ausweitendem Strom in meine eigene Weichheit hinein, wie das Mondlicht in die Mangrovenwälder. Die Nacht war von einer dumpfen Wärme. Der heiße, gebrüht stinkende Dunst der Sümpfe schwälte bisweilen herüber. Man spürte die Fieber in ihm und wagte nicht zu atmen. Die grüne Dunkelheit lastete und trieb die Vorstellungen mit schwerfälliger Wucht durchs Blut.

Der Hamburger Dampfer klopfte und schrie drüben vor Arbeit. Trotz der Nacht dieses Landes. Morgen wird er den Weg nach der sanften Süße der Heimat nehmen und wer mitfährt, darf bald in einem holsteinischen Buchenwald, auf einer Eifelheide oder in einer Bodenseewiese liegen. Aber weshalb fahre ich denn nicht mit? Weshalb reiße ich nicht einen der Kähne am Ufer los und rudere hinüber.

Auch der Palhasso hing noch immer mit den Augen an der rücksichtslosen Kraft

des arbeitenden Dampfers. Für uns beide ging dieser Dampfer dort wie ein Rad, das gewaltig rundum drehte, und wir warteten, ob nicht vielleicht ein Zacken des Rades uns rasch und unversehens erfaßte und hoch riß. Aber ich saß mit schweren Beinen auf dem Steg. Ich lag im Land wie einer der Mangrovensümpfe, naß und moorig und tief und dachte an die Europallucht, an den kühnen, ungewissen Sprung in die Welt – ach, an die Wanderseeligkeit, die ich in diesen blühenden Schoß der tropischen Länder suchen gekommen war. Und war in diese haltlose Weichheit der tropischen Meeresnacht gefallen. Palhasso, was für ein Unterschied zwischen dir und mir? Für dich den Sand der Manege, für mich diese brasilianische Nacht! Meine Komödie kollert in einer wüsten, gottverlassenen Clownerie zu der tragischen Farce meiner wandernden Seligkeitssucherei. Das Bischen ungewohntes Tropenland meldete sich dem Inspizienten. Irgendwo fiel das Stichwort, und nun hält die nächtliche, in Urwaldgebirge gebettete Bucht von Paranagua in Süd-Brasilien, das fürchterliche Fieberauge der braunen Sümpfe und die grüne Wucht der Nacht auf der Bühne des schwanken Stegs Zwiesprache mit mir. Ein ver-rücktes Duo!

Täte ich nicht am Besten, Clown, mich an die Brust deiner Groteske zu lehnen und zu weinen! Es gibt kein Erleben in dieser Nacht und kein Geschehn. Das Gefühl ist mir warm gelaufen. Dir, Palhasso, das Leben! Die Landschaft hat mit mir eine kleine Tragödie geschrieben, einen schnellen, erhitzten, gewaltsamen Akt! Ich weiß, morgen wird er sein, wie ein ausgespieltes Theaterstück gegen das große, weitergehende Leben. Aber heute, in der Nachtstunde an den Sümpfen, wippt meine Feder am Hut, die Gitarre schnarrt. Die Sümpfe und die Urwälder im grünen Gebirge lachen plump und begehrlisch dazu, wie die Zuschauer im Zirkus über die unglücklichen Sprünge des Palhasso in den Sand. So geht die Geschichte meines Erlebnisses in Nichts aus... in ein Bündel versprühen-der Gequältheit, an der Nacht erhitzt, von der Unmöglichkeit meiner Sehnsucht ausgenossen, wie die Groteske des Palhasso gegen die Schönheit der Artisten.

HANS BENZMANN: DAS GESPRÄCH MIT NIKODEMUS

Die Nacht liegt über Jerusalem . . . »Woher
klingt das geheimnisvolle Lied der Nächte?
Horch, wie es singt und seufzt als wie ein Meer,
das keine Seele je zur Ruhe brächte, —
horch, wie es zu dir spricht und in dich dringt, —
dein Herz, die Harfe Gottes, widerklingt . . .
Hörst du es, Nikodem?« Sie schweigen beide
und lauschen, wie von Lust und süßem Leide
das rätselhafte Lied sich ruhlos regt,
wie leis der Wind die atmenden Gärten bewegt . . .
»Du fragst mich, Nikodem, woher ich bin? . . .
Und weißt es nun . . . Dein tiefbewegter Sinn
ist gleich dem Blumenkelch in dieser Stunde
und nimmt den Tau von ihrem seligen Munde
nicht wie ein Wunder und — doch wie ein Wunder hin — —
Horch, jetzt des Windes stärkeres Wehn! . . . doch weißt
du nicht, woher es kommt, wohin es will, —
so ist ein Jeglicher, der aus dem Geist
geboren ist, er lauscht nur seiner Seele still, —
sie ist der Gottheit nie erkannter Grund,
doch wird durch sie der Wesen Gleichklang kund, —
bist du ein anderer jeden Augenblick,
wirkt deine Seele doch nur ein Geschick, —
du folgst und weißt es nicht, warum, — du mußt!
Gott ist ein Geist, sich selber unbewußt, —
ein Geist, der in den Dingen rastlos kreist
und sich in ewigen Harmonien preist, —
hörst du sie tönen? horch, das Lied der Nacht —
O Nikodem, dein Herz ist jetzt erwacht!«
»O Meister, hör ich dich von allen Sternen?
o Meister such ich dich in allen Fernen?«
»Du suchest mich und — — findest stets nur dich! . . .
O Nikodem, so finde, finde dich! . . .«
»So kommt es wie ein Sterben über mich?«
»Du sagst es! horch, nun klingt es wie ein Meer,
das keine Seele je zur Ruhe brächte,
horch, das geheimnisvolle Leid der Nächte, —
woher klingt es, o Nikodem, woher?«
Sie schweigen . . .

KAREL EINSTEIN: VERWANDLUNGEN, VIER LEGENDEN

Ein Jüngling, der sehr die Lust dieser Welt geübt, teilweise da ihm vorkam, als sei es gebühlich, zu verschwenden, was wir wenig an Kraft besitzen, gleichsam, um sich nach jeder Sünde gänzlich zu erneuen und gepeitscht aus gestaltlosem Vergessen in weißen Flügeln aufzuschwingen, und was sonst ein im Traum gleitendes Fließen ist, gepeitscht seinem Wesen gemäß als Gegensatz zu spüren, ohne daß er wahrnahm, wie dieses keineswegs Kraft ist, sondern er rasend sein Ich verbüße in matter Reizbarkeit. Dieser Jüngling zerschloß jäh und zu Fetzen, so daß er nur das Einzelne als Getrenntes begreifen konnte. Denn sein verderbtes Leben zwang ihn und die fast eintägliche Schwäche, teils die jetzt leise ihn bohrende Welt als abgetrennte Klänge zu spüren, teils sich die törichte Hoffnung aufzurichten, daß einen jeden Morgen sein Leben beginne. So kam's, daß er an fast allen Dingen die erste kindliche Form von Verstand und Sehen zu einem überreizten Aphorismus stückte, ohne je vorzudringen zu der sich breitenen Stetigkeit, und gezwungen ward, hundert Tage seines Lebens als hundert getrennte Punkte aufzunehmen, da seine ganze Person nur wie ein Bündel kranker Reizketten flatterte. Nur immer gewaltsamere Vergehungen gegen die Gebote unserer heiligen Vernunft und die Gesetze Gottes konnten ihn zu immer minderen Momenten der Besinnung hinquälen, wozu kam, daß er in anderen sich zerreißen die Kette des Zusammenhangs sprengte, die wir Gedächtnis nennen, und die unser Ich ausmacht. Er wurde zur Sünde verführt, nicht weil er sie liebte, sondern weil er sie stolz verachtete und die liebliche Lust, welche das Weib dem Manne gewährt, nie als solche fassen konnte. So beging er den Übermut, Fernliegendes, was ihm eben verschlossen bleiben sollte, zu tun und damit zu sündigen. Denn Gott hat auch Menschen geschaffen, denen inne wohnt, aller Lust fern zu bleiben und nicht daran zu rühren. So stand der Jüngling jeden Tag am Anfang seines eintägigen Lebens, das eine jede Nacht in der Sünde unterging, welchen Rest der Nacht er dann im Nichts eine gerechte Strafe des Erschöpfens zubrachte. Der Beginn wie die vollkommene Vernichtung sind uns unmöglich, was der Herr weise eingerichtet. Zuletzt meinte der Jüngling sonderlich, daß diese Vernichtung und solches Leben ihn vielleicht den reinen Formen, welche in uns wirken als Ordner unseres peinlichen Lebens, näherten, da er, die Stetigkeit einbüßend, das Abstrakte gleichsam als Unzerstörbares noch besaß, allerdings ohne daß ihm möglich gewesen wäre, jenes anzuwenden und in seiner beschränkten Kraft zu fassen, da er die Welt sich verstörte und sie wie windverwehte Herbstblätter morsch und raschelnd vor ihm lag. Eine seltsame Tugend darf ich es bezeichnen, überkam ihn, fast daß sein Ich zerstückt, war er verdammt, alles einzeln zu sehen, und so gelangte er zu der kostbaren Kunst, die auch kleinsten Dinge allem abgelöst vor sich zu legen, und wurde er gezwungen, das Einzelne entweder als Namen einzuzichnen, oder gar fein und sorgfältig es zu studieren. Dies vermochte er, da ihm alle weitgeschwungene Zeit verloren, nur bei den ruhenden Gegenständen, die keiner Veränderung unterworfen sind, wie die Kunstwerke und das Zerstückte. In diese einzelnen Gegenstände paßte er öfters leichtfertig das

grobe Gerüst seiner Abstraktion, aber nicht, daß er diese Gleichnisse einer ruhenden Welt weise verbunden, damit sie stehen, sondern das Einzelne galt ihm als feinste Färbung, ausführlichste Zeichnung und zugleich als Aktion. So hätte er noch eine monologische Welt fügen können, die, um vom Geometer zu borgen, eindimensional ist, getrennte Strecken zieht und begrenzt, denen eben die gemeinsame Fläche ermangelte, da er hierzu die Breite eines keuschen und klugen Lebens zernichtet hatte. Es war etwas Sonderbares um sein Vermögen, wie er die Abstraktion verknüpfte mit den vereinzelt Dingen, die, was sie an Zusammenhang mit der nur im Verband gewebten Welt verloren, welches zusammen ich vielleicht als die Güte Gottes bezeichnen darf, dies unermüdliche Spenden und Empfangen ewig verzweigter Hände, an Kostbarkeit des Feinsten und Ausführlichen gewannen. Auf diese merkwürdigen Gebilde, die gleichsam im Sinne eines ruhenden Seins vollendet genannt werden dürfen, wandte er das Gerüst der ewigen Vernunft an, verführt von dem Ruhem seiner Gegenstände, denen eine gewichtige Form des Lebens, nämlich das Erleben fehlte, in solchem Maße hatte er bereits den Zeitsinn eingebüßt. Seine Gegenstände waren somit nur unveränderliche, und dies sind die Erzeugnisse der göttlichen Kunst und die gestorbenen Dinge der Natur. Es erstückte unter seinen hilflosen schwachen Händen die Welt und lag im Krampf und der Totenstarrheit vor ihm. Dies ist seltsam, daß keines so gewalttätig wie das Schwache und damit eitel und sündhaft, aber was den Sieg Gottes und des Lebens bereitet, der Böse tut nichts an, weil er schwach ist, es ist ein Lachen über den ärgsten Verächter. Dann und wann sendet Gott einen mächtigen Schelm, dessen Sinn aber ist auf das Gute gerichtet, nur muß er einen sündigen Umweg begehen, worüber nachzudenken uns wohl verboten, da das Paradoxon oft die Ausdrucksform Gottes, wie er uns erscheint, sein muß, kann dieser sich doch nie mit unserer Welt oder seiner ewigen Herrlichkeit übereinstimmend decken, wobei wir freilich nie zu erkennen vermögen, ob diese Pracht Gottes sein Kerker ist oder wir ein elend Spielzeug seiner Hände. Jedenfalls, weil Gott, der gewiß über alles erhaben steht, oft zu unserer Welt im Widerspruch erscheint, ist diese erbsündlich von Beginn, wo er uns in Nichts hinausschleuderte und zu Etwas gedeihen ließ, bis er uns ein wenig zurückreißt und verhüllt in einem Tröpflein Regen.

Dieser trübe Jüngling ging einstmal in einen Herbstabend, der still und traurig war, daß ein Schreiten der Tödllichkeit des Tages fast widersprach, wie du neben einem Sterbelager stillstehst und nicht tanzest wie zum Fest.

Die Farben waren erloschen bis zum letzten Rest, aber was das Auge an Lust verloren, mußte sich die Seele an Trauer gewinnen. Wir waren eingehüllt in das Himmelstuch, denn ich schritt hinterdrein, nicht von ihm gesehen.

Diese Trauer war des Jünglings Lust, denn so ist der Mensch geschaffen, daß Qual und Sünde, die er verübt, ihm lustig werden und ihn stets weiter zur Verdammnis locken.

Der Jüngling, geplagt von der Sehnsucht, sichtbarlich sich aufzudrängen dem Auge, wo er immer mehr, wenn auch unter seinem Gekreisch, eines jeden Morgens ver-

loren ging und schwand, tat alles anders wie die anderen um sich ja zu sehen. So verführt die Schwachheit, daß er sich stark dünke und zu Wahn, zu Tod.

Ei ihn lächerte die Trübseligkeit, er prägte künstlich ein Paradoxon »widerspruchsvolles Wortspiel«, was nur Gott schicklich und genehm.

Er ging in die blassen Bäume des Waldes und über die mattergreiste Wiese, auf der eine schimmerlose Sonne stand und schwebte. Er fühlte in dem feinen biegenden Empfinden, daß sein rasches Schreiten einen wohlgefügteten Gegensatz zu dem sterbenden Tag begehe! aber jenes war eitel, denn wann die Welt zu einem Ton und einer Farbe gestimmt ist, dann wirkt sie stark und gewaltig als nie, und das Schreiten in den gleichen Abend ist vergebens, zumal sonst der Abhub der Zeiten sich prächtig und bezeichnend färbt in der Glorie einer roten Sonne, unter welcher du gewandelt vom Lichte gehen darfst.

O der Jüngling ward müde und lag bald auf dem Wiesenplan, dem greisen Haupt einer lebenden alten Erde. Die Halme standen eng, stark und spitz zu Höhe, das Licht war schwach und stark genug, das alles für sich stand und steile.

Der Jüngling lag nieder, und wie er büßen mußte, sorgfältig studierte er den Eindruck im Gras, den sein Körper angerichtet, dann merkte er ein Blatt zwischen seinen Knien hergeweht, das einzige ihm sichtbare in der Weite. Es war sonderbarlich gezackt, und seine Farben eilten vom blöden Weiß bis zum Rostrot geteilt und übergehend. Die Adern des Blattes quollen aus dem Gefüßel wie die Sehnen alter abgearbeiteter Hände. Und waren braungelb, zerfressen war es.

Dies Blatt hob er auf und beschaute es und ihm war, er habe noch nie ein solches gesehen, besah es nach allen Seiten, wandte seine stolzen Worte heran, wie Ornament, Liniengefüge und solches mehr, im Nachdenken über das Blatt. Wenn dies ihm wieder vor Augen kam, spürte er, daß die Worte und Gedanken nie ausreichten, dies Blatt zu bilden. Und ihn gedachte, daß es viele Blätter gebe im Wald und er nie alle sehen und nie begreifen und nie zu wissen vermöchte, was denn wirklich ein Blatt ist, worauf er lange Zeit sann, ohne Bestimmtes sich vorzustellen als einen stechenden Schmerz, denn ihm war weh im Ohnbewußtsein, daß er die Kraft verloren des Zusammenhangs, der webt und genügsam macht, daß er zeitlos geworden. Das Blatt war unter seinen Händen stets ein verändertes, wann er hinschaute, und er sprach fehendlich zum Blatt: »Bleibe, daß ich dich erfasse.« Aber das Blatt wuchs gewaltig und drohend, er preßte es zwischen den Fäusten, doch das Blatt ward zum Himmel und zur Erde und ward die Welt und Gott, da er nichts anders mehr zu blicken und denken vermochte als das Blatt. Da überkam ihm wieder, noch viele Blätter seien, die ihm verborgen im Wald geblüht und lägen jetzt zu Boden, und daß er sie nie begreifen werde, weil er nie einen Frühling mit ihnen geblüht. Dies aber stellte sich ihm nur als dumpfen Schmerz dar, und es zog ihn zum Wandern unter dem Himmel nach den Blättern der Erde, die ihm die Erde und alles waren. Und er schwand mir an der letzten Kurve des seidigen Himmelsgewölbes, das ihn den Augen entzog.

Ein spätes darauf fand man einen anständig gekleideten jungen Menschen in einem

entfernten Land erstickt unter einem Haufen welker Blätter, den er wohl selbst geschichtet, vielleicht auch, daß der Wind sie darüber geweht.

DIE ZWEITE LEGENDE

Ein Dichter, der in klingenden Sätzen prangte, bildete solche die meisten Stunden seiner Tage. Seltsam scheint es, wie er auf die Art ihres Zusammenklangs, ihre Abstufung, Verwandlung merkte, sie reihete und gliederte. Er eignete gewaltige Macht der Rede und sprach als ein lebendig Wort, wie Gott dies selten zuläßt. Er besaß die Kraft, verstorbene Sprache zu erwecken, jetzige Redeweise zu töten und künftige zu schöpfen. Weniger sorgfältig beachtete er die Seele des Dargestellten, insoweit es sich für sich lebt, und so waren seine Werke nicht durch Liebe zu Dem und Jenem, sondern durch die Gebärde seiner Worte stark. Diese liebte er, daß er sich alles Schauens enthob und zuletzt eine Sprache und sonst nichts zu bilden anstrebte. Diese sollte eine gänzlich erschaffene sein. Jetzt ging ihm auf, wie er auch neuer Gegenstände bedürfe, damit eine sprachlose Zunge rede, vergessend, daß ihm solches nicht zukomme, und er, ein Menschenleib, im Menschlichen zu verharren bestimmt sei, denn nur Gott kann eine Welt aussprechen. Dieser Übermut zog ihn zu gewissem Verderb. Satan ist nichts anderes als die Negation. Wenn der Dichter in gewissem Sinne bereits die kräftig sich darbietende Welt unterschätzte, ganz in Worte verwesend, so war dies seine erste Sünde, denn dankbar sollen wir das Leben annehmen und geziemend in Gott es verbringen, aber nicht in den geringen Menschenwerken uns einseelen. Wie die Sünde die Zernichtung des Guten, so zerstört sie auch alles Wesen und Sein und streckt eine von Gott verworfene Seele empor in die ihr feindliche Gottwelt. Da aber der Mensch nie der Dinge, die gefährlich und schön leuchten, entraten kann, so ist ihm unerträglich, ein gänzlich Neues anzustreben, diese Mühe in Maßen ist gut, und in ihr lebt der ewige Abschied des Menschen von Gott. So lange Zeit dies verharrende Trennen besteht, ist die Dauer des Menschen und seiner Erde verbürgt, beendet jenes, was geschieht, wenn die Natur Gott überwindet, ein neuer Mensch wird und ihm eine neue Erde blüht, oder wann ein Mensch Gott erreicht in diesem Leben, wessen selbst unser Herr Christus ohnmächtig war, dann ist eine dinglose Seligkeit — aber es straft sich, wer aus dieser Welt sich im Geiste lösen will. So vermochte auch der Dichter nichts anderes in seinem vermessnem Tun, als sich der Welt zu entledigen und leer zu sein. Es war dies aber nicht eine unbewegliche Stille in Gott, der sich uns als ein seliges Nichts darstellt, sondern eine gehüllte Sucht nach neuen selbsterschaffenen Dingen, welche füglich unfüllbar. Es ist aber eine große Strafe und Macht des Weibes, daß es der Satan und die höchste Lust des Mannes, denn es gewährt ihm ein Vergessen aller, und er nur eine Eins spürt, daß die Lust aber und das Weib diese Eins bilden und gewähren, gibt uns den Satan im Gott, da die Seligkeit keine Lust sein darf und ihr Spenden ein Wesen ist, somit ist das uns Höchste die Versunkenheit, am leichtesten gewährt und möglich in der Verdammnis. Hat ja das Weib selbst unsere heilige Religion geschmüht

und aus dem Herrn Jesu Christo, dessen Leben ein wohlgerichtet Sichverzehren, ein Absterben unter Kreuzesschmerzen darstellt, häufig zum farbig gekleideten Buhlnaben voll Zier zuchtloser unersätteter Weiber verprunkt, welchen Abweg ich einfürchte, um den Unmut des Frommen zu erledigen.

Der Dichter saß vor seinem bildlosen Streben und suchte das Neue. Da ging ein stolzes Weib seine Türe vorüber. Streng schaute sie und abweisend gegen einen jeden. Hier sah er ein Geschöpf schreiten, abgeschlossen und entfremdet allem, so sehr lag dem Weib die Selbstliebe in den Augen, und war ein ander Geschlecht wie er. In der Sucht nach dem neuen Geist lernte er das andere Geschlecht urplötzlich lieben und ehren und enthob sich schleunig seines Gemachs, ihr zu folgen. Dies aber ist des Weibes Sünde, daß es die Zweiheit bildet und ihm die Einung im Geist nicht verstatet. Sie dehnt sich etwa darnach und entlockt dem Mann verständige Worte, erfelscht durch Lußt, denn ihre Mittel sind Sünde, doch ihr hilft nichts vom Verstand des Mannes, da ihr keine Vernunft gegeben und Einheit, drum sie des Mannes Welt verstört, so ist das Weib reine Negation, wenn auch des Opfers herrlich anzuschauen.

Der Dichter aber hatte sein Weib nötig, wie denn, wer im Geiste nicht atmen kann, an der Lußt sich verschnaufen muß.

Gar bald saß er bei ihr im Hause, denn die Frau merkte, daß in ihm vieles zu entkleiden und zu zerstören. Sie, die nur sich am Nächsten freuen konnte, durstete nach den fernen Erzählungen des Dichters. Köstlich war ihre Kunst, auch die Lußt schuf eine solche, da alles, was sie tut, der einen Sünde dient. Das Weib zeigte sich dem Dichter in vielem Schmuck und Gewändern, daß oft er sie kaum zu erkennen vermochte, blieb bei ihr und vergaß Gottes und der Welt.

Solche Kunst des Weibes vermag ich nicht zu beschreiben. Aber ich sage euch nur, daß der Dichter meinte, aller Welt Bewegung sei im kunstvollen Schreiten der Frau gesammelt, die Knospen ihrer Brust blühten Topase und in ihren Adern quelle alles Gold. Im Schatten ging sie steil und ihr Abbild deckte die Erde zu, aller Sonne Licht brannte in ihrem Scheitel und im Dämmern war sie ein matt prächtig Bild.

Des Nachts glühte sie gleich einer feurigen Schlange und war voller Kraft des Gewandes. Von dem tiefen Schwarz eines bergenden Mantels an und einer Perle, die ihren Schoß zeichnete, erschien sie geheiligt in violetterm Gewand mit goldbesponnenen Brüsten, und ihre Knospen waren lapislazuli. Dann zog sie ein braun Gewand über, sah üppig und gütig, dann ein gierig gelbes, dann aber erschien sie mit hüllenden weißen Binden um den Körper und tanzte dem Dichter, mit engen Schritten beginnend und in wenigen Linien sich bewegend, umgeben von den kleinen Flammen weniger Kerzen. Sie tanzte immer kecker, löste die sparsamen Glieder und verließ das Gewand. Sie streckte und beugte sich, daß sie alles vom Menschen verlor und spreizte als ein trunken Gebilde, das die Welt vergaß, in solcher Gewalt rasste sie. Und war ein aufgelöster Baum ohne Wurzel und ein gestaltlos Glühern über den Wogen, verbrannte Wolken des Weihrauchs unter Kuppeln und ein Schrei — farblos stiebendes Wirbeln.

Und eines, es glied, sie umtanze den Kreis der Kerzen, der zu Beginn ihre Form und Scham war, als übergleise sie die Lichte und einkreise sie die dunkle Höhle. Das Licht verging, ihre Haut beriesend, und war, sie trüge eine Feuersbrunst durch die Säle, sich schwingend gleich Hochzeitsfackeln, und tanzte sie hinaus in die Welt verflucht von Gott und konnte nicht versinken im Meer und war gerissen überall hin und loderte über die Erde im Rausch. Wer sie sah, der mußte springen und starb bald. Der Dichter saß mit der erweckten Lust und hatte eine Kunst gesehen unnachahmlich, größer als die seine, und alle Rede wahr ihm fremd geworden. Er schritt nach Hause, hockte über den Worten, verstand keines mehr, nur daß er des öfteren unsinnige Rede anhob und sagte — die Sünde tanze.

DIE DRITTE LEGENDE

Ich ging einen strahlenden Mittag entlang, mich zu erfrischen. Kam über eine Wiese und freute mich des hellen Grüns. Da legte sich die dunkle Welle meines Schattens auf das Gras und nahm mir alle Farbe hinweg. Der Schatten aber hatte nicht meine Gestalt und war mir fremd. Er sah aus wie ein großer Vogel in eine Fläche gespannt, der flog in der Wiese und war gesprenkelt von den Blumen und den Gräsern, aber saugte ihre Farbe ein. Ich ging rasch in das Dunkel, um ihm zu entfliehen, da ward er farbig, und der dunkelrote Wald leuchtete in violetter und grüner Zeichnung. Die Bäume entschwanden mir, als ich ihm entgegen wollte und in die Höhe sprang, denn er flog mit mir auf, deckte die Bäume zu und verbarg mir den Himmel. Alles tat er gewaltiger als ich. Ich rief ihn an, doch er schwieg. Ich sprang in ihn herein, ihn zu zertreten, doch er sprang über meinen Kopf, verhüllte mich einen Augenblick und dann quoll er vor mir her. Ich konnte mich nicht sehen, doch ihn, und was ich meiner Gestalt vergaß, gewann er an Leben, und alles errang er sich in großer Stille, daß ich nicht mehr zu sprechen wagte, um ihm gleich zu werden, und ich vergaß den Raum um mich her, der Schatten verbot mir die Bewegung. Er widerlegte mir das Sicherste, die Mathematik, denn er war zweidimensional oder vielleicht war seine wirkliche Gestalt unter der Erde. Meine Hände riß ich blutig, da ich den Boden aufgrub, seine Gestalt auszuwühlen und zu töten. Aber meiner Hände Blut saugte er auf und leuchtete, geschmückt mit der roten Kraft meines Lebens, er war nur Gebärde. Und wir rannten zu zweien in das Sonnenlicht, da ward er kürzer und so klein, daß ich glaubte, mit ihm dahin zu schwinden. Jetzt ist die Zeit gekommen, gegen ihn zu ringen, und warf mich über ihn, daß er ersticke. Doch er wuchs wieder im Rot der untergehenden Sonne und verdeckte ringelnd mir alles. Ich bin ein Vogel, der im Wiesenplan umhersaust, dessen Gestalt unter der Erde ist, die ich nicht kenne, der seine Farbe mit der Sonne wechselt, bald gewaltig, bald ein Zwerg ist. — Wo bin ich, der ich mir immer entfliehe — DUICH — bleibe bei mir, du grüner Wiesenvogel, du schweigendes Tier. Du von mir erwürgter, der jetzt im roten Blute prangt, es entfließt einem sonderbaren Wesen, das neben mir wie ein strömender Hügel liegt — mein Vogel, wir steigen in die Nacht uns bergend.

VIERTE LEGENDE

Ein heiliger Mann kam zu einem schwachen kranken, der zu Tode lag. Dies war ein Jüngling, der sich in schwerem eklen Leiden wälzte, das ihm sein böses Leben gebracht. Alle flohen vor ihm und er lag verlassen in seinem Hause und entbehrte der Speise und des Trankes, da keiner ihm solches für goldenen Lohn gereicht hätte; denn seine Krankheit überkam einen jeden, der in seiner Nähe verweilte, und er war gebettet in der Stadt wie ein Zeichen der Pest. Da seine Krankheit immer ärger wurde, schrie er laut des Nachts, der Bürger sah dann die Seuche über die Dächer der Häuser hinfahren, so die Stadt voll Schrecken und Angst voll wurde, daß ein jeder sich zu Gott bekannte, tägliche öffentliche Umzüge der Priester beging, welche die Glorie des heiligen Leibes unhertrugen, und ein jeder küßte sie, um nicht von der Seuche befallen zu werden, war heilig einen ganzen Tag und sicher des Nachts vor der Stimme der Pest. Keiner betrat seines Eheweibs Kammer, die Buhlfinnen der Stadt wurden durch Ratschluß vertrieben, solche aber, die dem Jüngling gedient, in strenge Haft geschleudert.

Es mochte einige Zeit vergangen sein, daß die Stadt solcher Schrecken und solche Heiligkeit überkamen, da frag ein junger Priester die Monstranz durch die Straßen, und hinter ihm zogen die Chorknaben, herrliche fromme Lieder singend, jauchzten und klagten Gott viel stärker und schöner denn sonst, daß alles tönte, die Gebäude und die Straßen, und Musik wallte die Stadt entlang. Die Töne bestrahlten die Angesichte der Menschen, und die Knaben schritten einher gleich wandelnden Lilien, und der Zug war eine tönende Harfe. Dies geschah, weil der junge Priester, der dem Zug vorausstrahlte, ganz besondere Kraft von dem Heiligthum in seine Hände erhalten. So gewaltig war sein Glaube, daß die Pracht der Monstranz nur noch das Leuchten seines Hauptes schien und hinter ihm schwebte. Alle neigten sich, die Trauer wandte sich zur Freude vor Herrlichkeit, die Knaben und die Einwohner tanzten auf den jubelnden Gesängen, und ein jeder sang sein Leid aus dem Herzen. Und zogen sie hinaus auf die Wiese vor der Stadt, zu feiern, da mit dieser Freude sie begnadet worden.

Allein der Priester verblieb vor einem Hause, das war öd, und wußte vor Seligkeit, hier liegt ein Unerlöster, und stand da, die Klage anhebend. Er schritt in das Haus, aus dem ein übler Geruch entgegenquoll, und hier lag der Jüngling mit dem Tode und der Pest zusammen. Er war in ein elend Vergessen geraten, der vor dem geliebt und herrlich dreinschaute.

Der Priester aber trat zu ihm heran, nahm die zerfressenen eitrigen Hände des Jünglings, die beide zu Boden hingen, hielt sie aufwärts, küßte dem Jüngling den Mund, legte sich über ihn und betete in seine geöffneten Lippen voll Inbrunst mehrere Stunden lang. Nachdem er solches getan, verließ er das Haus. Das Volk war indes vom Tanz zurückgekehrt, da nun Abend geworden, sah den Priester aus dem verhaßten Hause gehen, einer hob einen Stein auf, warf ihn gegen den Mann, welcher starb, dessen nicht viel bedurfte, denn alle Kraft war von ihm gewichen, damit ein gewaltig Wunder verkündet werde.

Der Jüngling erwachte, stand auf voll Kraft und war ihm gleich einem Heiligen innen und gänzlich gewandelt. Ihm hatte seltsam geträumt, die Pest sei hinausgegangen unter den jubelnden Tänzen der Mitbürger und wäre weit weggesprungen, umjauchzt von allen. Er war ein seliger Mann geworden, der viel fromme Weisheit kannte, und seine Gestalt veränderte sich sonderlich in wenigen Tagen, da er des Erschlagenen Seele und Umriss sich im Traume erahmet, und ging in den Straßen, wo das Volk von ihm wich und sprach, der Erschlagene sei sichtbar auf-erstanden, wandle in weißem Hemd durch die Stadt und lächle einem jeden zu. Da vor ihm alles floh, außer wenigen kleinen Kindern, die man vergessen und die von nichts verstehen konnten, ging er zu diesen, nahm sie lieblich an seine Brust, so daß sie zu ewigem Leben gesegnet waren. Die Menge aber gewann Vertrauen, fiel vor ihm nieder und er lebte liebevoll unter ihnen mit dem Verstand unbegriffen von sich selbst, aber seiner gewiß im Glauben an die Gnade des Herrn.

MAURICEBARRÉS: DER MORD AN DER JUNGFRAU, DEUTSCH
VON HEINRICH LAUTENSACK

»Immer zu traurig, Amaryllis! sollten dich die jungen Herrn im Stich gelassen haben, deine Blüten welk, deine Wohlgerüche ausgehaucht sein? Ließ, Atys, das göttliche Kind, von dir mit seinen eifeln Liebkosungen? Amaryllis, wünsch dir was, einen Gott oder ein Kleinod, wünsch dir alles, außer Liebe, die kann ich hinfort nicht mehr, — obendrein, was vermöchte nicht ein Lächeln von einer, die Aphrodite zärtlich liebt?«

So sprach Lucius gelinde mit Amaryllis, der sehr jungen Kurtisane mit den Goldaugen und dem goldenen Haar, und ihr Barkschiff gleitet dazu auf dem blauen Kanal hin, und die Seerosen rauschen.

Von den schlafenden Bäumen wacht unbewegt das Spiegelbild auf der Oberfläche des tiefen Wassers. Das Ufer wartet prunkend auf mit seinen wollüstigen Landhäusern, seinen Pomeranzenhainen und seiner großen Stille. Zwischen dem grünen Gezweig leuchtet zuweilen der gelb gewordene Marmor einer Gottfigur auf, und das unveränderliche Verhalten dieser Götter scheint wie eine Geringschätzung der veränderlichen, schillernden Reden der leichtblütigen Orientalin und ihres skeptischen Freunds. Weit weit und in der Wärme blaßrosenfarben verfließend ist es nur die Linie der Berge, der Hort der Einsiedlerischen und der wilden Tiere, die ein wenig diesen Himmelstraum verstört. Und nun ist man schon dem Gestade sehr nah, an dem die Stadt wollüstig hingelagert ist, von den Lippen der Wellen und der Winde geschmeichelt, die Stadt die die Arme über das Meer ausstreckt und die das ganze All herbeizurufen scheint, herbei ans Duft ausströmende und fieberhaft durchwühlte Bett, der Agonie einer Welt zu Hilfe und zu der Geburt neuer Jahrhunderte.

Mit einer müden, überdrüssigen Grazie ruht sich Amaryllis auf weißen Seidenpolstern aus. Der schwere Mantel aus Blattsilber — als ob er verwundend eindrange auf den nachgebenden Mädchenleib. Die runden blaugeäderten Arme liegen wie eine Krone um das Gesicht der Jungfrau, das die Jünglinge aufpeitscht. Und so geht das leise Lied ihrer Stimme:

»Lach immer, Lucius, lach zu. Wenn ein Sterblicher meine Langeweile zerstreuen kann, bist du, von dem ichs hoffe. Du hast geliebt, Lucius, man erzählt, daß du geweint hast vor Betten, die dich verschmähten oder die zu kalt waren. Heut, überdrüssig, lachst du über die Frau. Begreif doch, daß mich dies ewige Geseufze der Männer zur Verzweiflung bringt. Ich bin jung und schön und langweile mich, ja, Lucius. Die Zärtlichkeiten dieses Atys, die Mysterien der Isis und wie groß Serapis sei, befriedigen meine Sehnsüchte nicht, was will mir Aphrodite? Ich bin es, die die Liebe erregt, ich weiß um ihre Leiden, und daß sie einen tot machen, denn Liebegirren wird zur Gewohnheit. Ich bin eine Syrierin, die Tochter einer Freigelassenen, die eine Scherin war, du bist ein Römer, fast ein Hellene, du weißt dich lustig zu machen, Lucius, aber trösten wär ein Süßeres, Köstlicheres.«

Der Römer lehnte an einem Schaf des purpurnen und schwarzen Baldachins und

spielte mit den Goldquasten seiner gelbseidenen Tunika. Die Eleganz seiner Bewegungen erzählte, daß er ein Lebemann war, gewöhnt, es zu sein, und müde, es zu sein. Er meidet gern die ernstesten Worte, die bald geschmacklos klingen.

»Du, Amaryllis. Laß mich, bitte, ein wenig erstaunt sein, daß so ein kleines Herz soviel leiden mag, und was sich hinter so einer schmalen Stirn Merkwürdiges aufhält. Du hast junge reiche Liebhaber, hast Philosophen, ja, hast sogar Affen, die dich allzusamm' aufheitern können. Und da sehnst du Götter herbei und Dinge, die nicht einmal Namen haben!«

Die bläuliche Seide ihres Obergewands ließ den jungen Weibleib, in Brokat starrend, durchscheinen. Die schlanken Finger spielten mit der gelblichen Kristallkapsel, darin ihre Mutter dereinst Beschwörungsgebete verschloß. Nichts war hörbar als das Wasser unter der Barke, und von Zeit zu Zeit schoß ein Fisch auf, daß sein Leib ein silberner Blitz war. Aber das zermarterte Herz des Kindes war traurig.

»In welches Theater, zu welcher Wundertäterin oder in was für einen Tempel geht unsere Amaryllis heute? Ich möchte sie doch gerne führen, wohin sie es treibt, eh ich selber ins Serapeum gehe.«

»Du bist von der Athene eingeladen?« fragte die Junge und erhob sich, und ihre Stimme klang aufgeweckter. »Athene! Sie weiß die Dinge, so sagt man, und die Götter beschützen sie. Einmal, mitten unter Blumen und jungen verliebten Leuten war ich, da heb' ich sie gesehen, auf einem Turme vom Serapeum, sie war verzückt und ganz in Weiß. Meine Freunde jauchzten ihr zu, aber ich war garnicht eifersüchtig, weil sie doch eine keusche Gottheit ist. Und dann kamen von jenen Menschen dazu, die ein Kreuz anbeten und alle Gewisheit besitzen, und pfliffen sie aus. Über ihr erblaßte der Mond, hoch über aller Roheit. Aber jene andern wurden in Licht von der aufgehenden Sonne getaucht, wie in Blut, in Siegerblut, und ich muß denken, das sei eine Vorbedeutung. Sag, wie macht die sich denn die Seelen dienstbar? Ist sie schöner als ich, sag? Vielleicht könnte sie mich heilen.«

»Immerfort träumst du doch, Amaryllis. Deine Träume verderben dir die Freude am Leben. Lächle lieber, du meine liebe Lydierin, und zu deinem Munde werden die einen kommen und an deinem Kuß zerbrechen, die andern kommen und ihre letzten Täuschungen loswerden. Raub du die Stunde aus, die gegenwärtig ist, leb an den Liebesbränden der Jüngsten und an den Freundschaftsfeuern derer, die wollustmüde geworden sind — und laß die Jungfrau vom Serapeum sich von Vergangenen nähren!«

Und er beugte sich und hielt die Hand der Amaryllis in seinen Händen. Aber Amaryllis fing an zu weinen:

»Bei unseren Lüsten, die dir noch gegenwärtig sind, bei deiner Liebe, die du zu meinen kleinen Grübchen empfandest, bei dem Haß, mit dem du die Christen hassest, die mich nicht mögen, bei meinem Weinen, das mich wieder häßlich machen wird, Lucius — Lucius, bring mich zu der Athene!«

Der junge Mann hielt sie mit seinen Armen auf und kniete vor ihr:

»Du bist dazu ausersehen« sagte er »daß du einen gesunden und schönen Leib

trägst. Wer möchte den öffnen und die Gedanken in ihn einlassen, die doch alles entstehen!«

Indes, da sie nicht aufhörte zu jammern, und der froheste Tag durch Tränen einer Frau zu einem betrüblichen werden mag:

»Nun gut, Amaryllis. Lächle und gib mir die Hand, daß wir zur Athene gehen und daß ich dich weise, wie eine junge Schülerin.«

Da hob das Kind den Kopf auf. Es erstrahlte das feine Gesicht, und ganz schnell richteten die Hände im Haar. Die Ruderstangen hielten an, und die Barke stieß leicht ans Ufer, wo eine Menge Volks promenierte.

»Ins Serapeum!« sagte sie groß.

In einer Sänfte und im Schatten der Säulengänge kamen sie langsam vorwärts, unter den Parfüms all der möglichen Stämme dieses durch allerlei seltsamste Prostitutionen des Weibes und junger Männer gesteigerten Orients. An einer Straßenecke, plötzlich, stürzte ihnen dann ein Pöbel mit Heulen entgegen, lauter wilde Gestalten und von etwas sehr begeistert. Christen waren's, die so daherstürzten, und die Juden erschlagen wollten. Die Kurtisane erzittert, duckt ihr feines Gesicht an den Draperien, und unter dem rieselnden Goldhaar will es ein wenig lächeln und sucht die Augen des Lucius. Da schrie einer aus der Flut, die sich daherwälzte, einer, der alles mit seinem Wuchs überragte und der sie alle aufreizte, schrie:

»Das Weib der Gastmähler wird mit Weinen in den Tempel laufen! Der Gott ist gekommen, mit seinem Kuß von den Küssen des Menschen zu erlösen!«

Und dann verschwand das alles, ein paar gekrümmte Straßen hin, Metzereien entgegen. Mit der dreifachen Krone seiner zerfallenden Galerien und den hundert halbversunkenen Stufen seiner Treppe unterwarf sich das Serapeum sichtbarlich all den Glanz, all die Unzucht und all die Schwärmerei der Stadt. Auf seinen Mauern, die aus den Fugen gleiten wollten, nisteten wilde Kapernsträucher und blühten. Aber es war — wie das Grab Hellas. Angefüllt mit den Bildern alten Ruhms und mit einer Bibliothek von mehr als siebenmalhunderttausend Bänden. Diese kostbaren Reliquien dankten ihr Leben dem frommen Eifer einer erhabenen Jungfrau, jener Athene.... gleich wie unser Heut=Empfinden, das sich verfolgt sieht, zum elfenbeinernen Turm flüchtet....

Athene waltete über die Satzungen und über die Lehren wie über ein Erbe und war allwöchentlich der Mittelpunkt des Kreises der Hellenen. Und hielt in den Herzen, die aus der Zeit und aus der Heimat verbannt waren, wach, daß Denken eine Würde sei und Erinnerung eine Tat. Und sie wurde sogar geliebt von denen, die sie nicht begreifen konnten.

In dem großen Saal, der mit Mosaik ausgelegt war und strahlte, und der mit soviel Menschendenken und =geist prunkte, erschien Athene wie eine Herrscherin, von Römern, von Griechen und von vielen schweren Greisen umringt, ja auch von einigen Mondänen, die Gefallen empfanden bei schönen Diskursen und anmutigen Spielen. Und Athenens Augen und Athenens Gesten hatten Harmonie und Frieden.

Lucius folgte ihr, wie Amaryllis, unruhvoll und reizvoll zugleich, eintrat.
»Schön bist du, Amaryllis. Und doch steht es dir an, daß du eine von den Unserigen siehst. Du sollst erfahren, was Griechenland war, was seine Portiken unter dem blauen Himmel und was seine immergrünen Olivenhaine waren, daß alles Götterateme lind bewegte, Heiterkeit die Leiber und die gesunden Seelen badete, und dein schnelles Blut wird leicht den Zusammenklang von Wunsch und Sein hören lernen. Plotinus, dem die Götter ihr Herz eröffneten, pflegte zu sagen: Wo die Liebe ging, da stellt sich der Verstand ein. Amaryllis, du, die in der Kyprios Wohnung hatte, nimm deinen Platz unter uns wie eine Schwester, die es verdient, daß wir auf sie hören.«

»Du Athene« sagte ein Jüngling »du magst die Liebe willkommen heißen?« Aber sie hielt nicht der Mühe für wert, auf solch flehentlichen Vorwurf zu hören, und bedeutete lieber, daß sie aufgehört habe zu sprechen.

Stand einer auf, ein Redner, und brachte gar betrübliche Nachricht vor, wie jene Christensekte mit ihren aufdringlichen Lehren sich ausbreite, sprach von dem Schaden jener weidlichen Religion, und wie die ehrwürdigsten Traditionen dabei zu Fall kommen mußten. Und er beschwor das unheil kündende Bild jener Ebene herauf, darin ein Kaiser und ein Philosoph inmitten einer großen und bestürzten Menge den Tod erlitt. Julianus! deinen Ruhm sang er, du Fahler, Gemeuchelter, du Opfer der neuen Lehre! du warst aus diesem Alexandrien hervorgegangen und trugst das Kleid des Weisen unter dem Purpur des Triumphators und trugst ein letztes Lächeln, wenn alle Männer so wie Weiber klagten — und was auch zu den Stufen deines Thrones flehte und drohte, dir waren die hohen Worte und die stolzen Gedanken eigen, die nimmer knien und dienen....

Und da schrie alles Beifall zu solcher Glorie jenes gekrönten Bruders. Und als der Alte, an der Größe des Gegenstandes seiner Rede wachsend, in altherrwürdigen und glorreichen Sätzen die grüßte, die angesichts der Barbaren den Tod leiden um den Frieden der Welt, und die noch Edleren, die für die Macht des Geistes und um die Denk- und Grabmale zu kämpfen wissen, dasprangen alle auf, die Frauen wie die Männer, die Jünglinge mit dem siedendem Blut und die mit des Alters Friere, sprangen alle auf und lobpriesen den Redner und den Namen Julianus, und waren ganz eines Mundes darin, daß jetzt der Tag der berühmten Rede des Perikles neu gekommen sei.

Aber der Redner war alt und wußte sich selber keine Grenze. So entstanden gesonderte Unterhaltungen.

»Laßt uns auf die Götter und auf die Poesie vertrauen« sagte ein Poet. »Wir werden über das gemeine Volk siegen wie unsere Väter dereinst über alle Barbaren siegten. Ein paar ihrer Anführer zählen doch zu den Unserigen!«

»Vergessen wir nicht« unterbrach ihn da ein Römer und einstiger Befehlshaber einer Legion »daß diese Anführer nichts tun können. Wir lieben und verstehen zuviel Dinge, die Menge haßt uns wie sie das Serapeum haßt und alles das sie

nicht begreift, und wenn wir uns nicht als Barbaren aufspielen, werden uns diese Barbaren zermalmen.◄

Ein Gemurmel entstand, und Frauen verhüllten ihre Gesichter. Unterdessen sprach Amaryllis zu den Jünglingen, sehr singend und sehr leise:

»Wir sind Hellenen — aus Stolz. Aber wohin zielt unser Herz?... Von Phrygien, von Phönizien kamen sie uns her: Adonis, den die Frauen mit Küssen aufwecken, Isis, die Herrscherin, und die ewig gültige Große Artemis von Ephesus. Und vom Orient her kommen nun die Amulette, und die Namen ihrer Götter, die viel älter sind, erfreuen überdem die wahre Gottheit.◄

Ein anderer sagte Idyllen her, und eine süße Heiterkeit badete sein Antlitz.

Schatten glitt jetzt in den Saal. Durch die offenen Türen zu den Terrassen drang ein wenig Kühlung ein. Auf dem Mosaik rückten die Jünglinge ihre Fußschemel aus Ebenholz näher zu den Polstern der Frauen. Die dunklen Linien der Truhen verschwammen mit Seide und Brokat, die Fresken löschten halb aus und sahen noch gläubig versunkener in diesem Helldunkel, der Saal schien höher und die marmornen Götter noch göttlicher.

Die Jungfrau, die ragend stand, blickte auf diese kleine Welt, die einzige unter den gegenwärtigen von der sie wußte und die sie begriff und in der sie lebte. Und wenn sie manchmal eitle Phrasen und Seichtheit aus dieser Umgebung zuließ oder wenn sie tief hineinsann in den Schoß des Seins, verriet ihre edle Erscheinung nichts von allem....

In diesem Augenblick quoll ein Geschrei von da unten auf und drang taumelnd ein in die Versammlung und fuhr über sie her, daß die sich unruhig aufrichtete. Schmutziges Volk tobte am Fuß des Serapeums. Die Verwegensten hatten die ersten Stufen zum Tempel erstiegen. Da waren sie in widerlichen Lumpen, den Kopf hintübergeworfen, die Kehle und die Brust gebläht von Verwünschungen. Und der Name der Athene stieg hundertmal auf aus dem Haufen wie eine Blase aus einem giftigen Morast.

Die Jungfrau mußte sich nicht halten, sie lehnte sich nur leicht gegen den abbröckelnden Marmor des Geländers. Und wie sie über die gleichförmige Ebene der Dächer hinsah, waren ihr die dunklen Einschnitte der ans Serapeum angrenzenden Straßen wie die Abläufe des Schmutzes der Stadt und dieses unsauberen Pöbels.

Ein Alter nahm respektvoll die Hand des jungen Weibes und sagte:

»Weder anhören noch fürchten sollst du sie.◄

Sie aber führte ihn sacht beiseit.

Da fragte Amaryllis: »Ist es möglich, daß die Tempel derer da unten von Frauen voll sind? Welch unendlicher Reiz mag von dem schönen Jüngling ausströmen, dem sie dienen!◄ Und sie fühlte sich hingezogen zu jenem Unbekannten, und sie fühlte sich ungleich mehr Schwester zu jenen verwegenen und furchtbaren Männern als zu diesen stolzen Römern, diesen ewig Spöttischen und Überklugen.

Und da hörte sie halb die ironische Rede des Lucius:

»Schauen wir nicht auf sie! Sie übersehen ist noch ein Vergnügen. Aber sie verachten dürfen wir nicht. Verachten will rohes Angespanntsein und würde uns diesen unnatürlichen Fanatikern gleichmachen.«

In diesem Augenblick wankte unter der Wucht der Menge eine der Anubis-Säulen, die den Platz schmückten, und stürzte hin — und ein Triumphgeschrei flatterte hoch, höher als die Staubmassen.

Athene wandte sich langsam um. Eine Hoheit ging aus von ihr, die die Wut eines Pöbels für nichts achtete, und sie stimmte eine heroische Hymne der Väter an und ihr Gesang über dem Siegeschrei des Pöbels war wie ein königlicher Schwan auf bewegten Wogen.

Und da sie innehielt, die Kehle gebläht, keichend fast und unter dem Kuß des Gestirns das fernhin in Gold und Purpur sich neigte sehr verwandelt, erbebt die Jünglinge vor Liebe zu ihrer Schönheit. Ein majestätisches Schweigen trat hinter ihren Worten ein. Sie stimmte die schlaffen Saiten der Seelen hoch. Lucius, der am irdischen Abbild irgendeines Unsterblichen lehnte, genoß eine tiefe und köstliche Wehmut.

Die Sonne sank an diesem Tag in einem großen Mal von Purpur und Blut, wie ein Sieger und wie ein Märtyrer. Sie war ins Meer untergetaucht, das ganz blau herleuchtete, aber mit ihrem Widerschein setzte sie noch die Himmel in Brand.... Und Athene sah auf die Gärten, die brach lagen, und auf die zerstörten Laboratorien, und Bitteres und Ahnung zog in ihr Herz. Die Hand hob sie auf und mit einer leisen und eilen Stimme, während fern die Glocken von Mithra und die der Christen ihre Gläubigen zusammenriefen, die heulende Menge sich verließ und in der Kühle hier nur noch der Abend sang, redete sie also:

»Ich schwöre, auf immer das schöne Wort und den hohen Gedanken zu lieben und lieber das Leben zu lassen als meine Freiheit.«

Und ganz beruhigt und göttlich fast:

»Schwört, alle, ihr Brüder!«

»Auf wen, Athene, willst du, daß wir schwören?«

»Auf mich, denn ich bin Hellas.«

Und sie alle hoben die Hände.

Aber nun, da die Feier zu Ende war, beeilte ein jedes sich, die Tunika zu ordnen und den Mantel neu in Falten zu werfen, um zu den Gärten hinauszugehn.

Amaryllis verhielt sich abseits und weinte. Dahin waren ihre Kräfte durch diesen Tag, an dem sie diese hohe Reine erlebte.

An der Jungfrau aber verriet nichts die Sehnsucht nach Einsamkeit, die solch große Versammlungen bei ihr hinterließen. Sie sah lange über ihre Freunde hin, und als sie die Verstorbene der lieblichen Lydierin gewahr ward, umarmte sie sie vor allen. Beifall rief man. Und die artistischen Söhne Griechenlands verglichen die göttliche Jungfrau in der Umklammerung der schmiegsamen Orientalin mit jenen Säulen auf Paros, um die sich die rauschschweren Weinranken schlingen....

Und Lucius dachte bei sich: Wehe! Du hier, Athene, wolltest du uns nicht in die Sphäre reinsten Geistes erhöhen und uns alle die Illusionen rauben und verbieten, die unsere Tränen und die unsere Träume sind? Und sorgst du nicht, Athene, fürchtest du nicht, daß jener Einfältige uns noch vielmehr an sich reißt, Er, der die Werte unserer Weisen zutiefst zum Volk herabtrug und der, in seinem Tode wie in seinem Leben, die süßesten Qualen der höchsten Liebe auferstehen läßt....

Die Wühlereien geschahen fort und fort. Die Feinde der Athene wurden immer verwegener, da sie ja unbestraft blieben, und der Pöbel nahm daraus dieses für sich, daß er die haßte, die Tag für Tag beschimpft wurde.

Den folgenden Versammlungstag brachte der Römer die Orientalin zur Jungfrau und spöttelte dazu:

»Ich stellte sie dir als eine Dienerin des Adonis vor.... heute muß man sie eine Christin schelten.«

Mit ihrer ganzen Weltfremdheit und Seelengröße antwortete Athene:

»Was tut das viel, Lucius? Nicht trägt seinen Lebenstag verträumen, sondern nach dem Unbekannten verlangen, das ist der reine schmerzhaft Adel des Geistes. Du bist von ihm, Amaryllis, oder können wir dir, die du von einer freigelassenen Orientalin geboren wardst, das Mißgeschick zum Vorwurf machen, daß dir die heitere und endliche Form unbekannt blieb, die unsere Vorfahren, die Denker von Hellas, allem Verängstenden des Lebens zu verleihen wußten?

Ein wenig Hochmut war in dieser Nachsicht, aber das blieb auch ihr ganzer Vorwurf dieser Christlichen gegenüber.

Übrigens hatten sich die Freunde, die es am öffentlichsten waren, angesichts der ernststen Gefahr bei Athene entschuldigen lassen. Nur noch ein Greis traf sich heut mit Amaryllis und Lucius bei der Jungfrau. Ein Dichter wars — wie Dichter sind. Der beteuerte, das Volk, das wohl etwas in die Irre geführt sei, würde sich vorerst noch aller Ausschreitungen enthalten. So daß Lucius und Athene die Amaryllis verhindern mußten, daß sie dem Alten die Augen öffnete.

Nun hielt Athene nicht länger mehr zurück:

»Ich rechne auf euch, Freunde« sagte sie zu den aufstehenden dreien »dann immer schiens mir, daß die Dichter und jene die der Lust fröhnen, die einen, weil sie über die Herzen der großen Heldinnen herrschen, die andern, weil ihnen die Herzen der Jünglinge und der schönen Frauen gehören, daß diese ihr eigenes Herz nicht an das eitle Nichtigste des Tages hingeben und es so in schweren Stunden unverschert in ihrer Brust anfinden. Und dann wissen sich die Poeten wie die Wollüstigen würdiger als alle andern im Anblick des Todes zu betragen: die einen, weil sie nie von ihm reden, und die andern, die Dichterseelen, weil sie ihn in reichen Bildern besingen, mit aller Gewalt der Sprache, die für die heiligen Dinge aufgespart ist.

»Der Tod ist die höchste Seligkeit. Jenes Unbekannte, das unserer Forschungen allein würdig ist. Das Land der Träume und der Traurigkeiten. Das einzige und

wahrhaftige Glück. Die paar Perlen Angstschweiß und die wenigen Sekunden, in denen unsere Züge sich entstellen, die beiden Dinge, die ihm vorangehen, wollen es, daß man einen Schleier über ihn ausbreite, aber alsbald sind wir unverbrüchlich im Ewigen und alles Weh des Fleisches ist von uns abgetan, und ohne Bangen und ohne Wunsch versinken wir tief in Eins und alles....«

In Rythmen ging ihre Rede und zuweilen schwoll sie an wie ein Lied an die Götter. Umbrandet vom Gebrüll des Pöbels ragte die Jungfrau, ein Ewiges, schön und jung, und breitete die Apotheose des Todes aus wie ein kostbares Leidentuch.

Und da sie fand, daß der Greis mit tränennassen Augen in den leeren Saal sah und zu so hohen Worten die Verlassenheit und Öde nur um so bitterer verspürte, unterbrach sie sich:

»Poet du! sich dich vor und misch keine schlimmen Gedanken in dein Bedauern darüber, daß so viele abwesend sind. Es war nicht, sag ich dir, daß es ihnen an Mut gefehlt hätte, als sie sich weigerten, dem Pöbel zu trotzen....«

Zu diesen Worten erstand da unten ein Getöse, wie ein Ansturm, und Schreckensschreie gelten: fern ballte sich eine Wolke Staubes, vom Heranmarsch einer Menschenherde: Die aus der Wüste nahen!... So war endlich das Wildeste an Menschen gegen eine Frau entfesselt.

Lucius und die andern wollten Athene verbergen.

Aber Athene sprach: »Diese da haben nur mich« und wies auf die Bibliotheken und die Gedenkbilder der Väter. »Und ich verlasse diese Ausgestoßenen nicht!« Amaryllis fiel auf die Kniee und küßte der jungfräulichen Heldin die Hände.

»Nie nie verlasse ich sie!« wiederholte Athene.

Und das Opfer machte sie groß zu dieser Stunde und umgab sie mit einer Schönheit, wie sie noch keines Lebenden Auge geschaut.

Und sie sprach: »Verlaßt mich, Brüder. Euch ist der Ausgang zu den Gärten noch offen.«

Und da sie erriet, daß jene sich weigern würden, willigten die Lippen, die jetzt der Tod versiegeln sollte, in eine Lüge:

»Nur die christlichen Anführer können diese Fanatiker aufhalten. Die wissen uns schuldlos und gut.... eilt und benachrichtigt sie zuvor noch.... Wenn aber dennoch kommen sollte, was ihr kommen seht, bewahr du dich Lucius vor aller Bitterkeit. Bring meinen Brüdern mein letztes von mir, und daß sie stets der Väter eingedenk sein sollen. Und du, Amaryllis, die du so schön bist, tröste die Jünglinge. Wenn es sich fände, daß einer aus ihnen nach mir geschmachet hätte und meine Kälte hätte ihn betrübt, so bitt ich ihn, daß er mirs vergebe.... und sag ihm, die Liebe sei nichts verächtliches im Hause Jupiter, doch mir hätt geschienen, daß es einer Letzten aus einem Geschlechte gut sei, Jungfrau zu bleiben und dem Ewigen nachzuhangen, meine Brust war nicht breit wie die Brust der Heldinnen, aber mein Herz zitterte für ganz Hellas....«

Amaryllis, die seit lang schon weinte, brach in Schluchzen aus und zerriß ihre Kleider und schrie. Und da fiel auch den Greis und Lucius das Weinen an.

Athene sprach noch einmal sanft:

»Ich bitt euch lieben Freunde ◀

Und Amaryllis erbebe am ganzen Leib.

Dann war eine erdrückende Stille draußen. Du fühltest: eine ganze Stadt wartete auf etwas und ein ungeheures Verbrechen lauerte im Hinterhalt.

Und die Jungfrau sprach zum Greis, der jetzt nur noch bei ihr war:

»Vater, laß mich.◀

Aber der schluchzte:

»Ich hab dich gekannt, als du klein warst.... Ich bin sehr alt, und du allein unter den Lebenden haßt mich lieb....◀

Plötzlich schwiegen sie.

Was marschierte da unten auf, so erdröhnend auf den Fliesen?

»Die Legionen!« rief der Alte.

Eine ungeheure Freude packte die beiden und zugleich bekümmerte sie etwas wie der Verlust einer Märtyrerkrone.... Die Barbaren, die im Sold des Kaiserreichs waren, die mit den ehernen Helmen, die mit den klingenden Schwertern bei jedem Schritt.... Aber wie denn! Wie stellen sie sich auf? Schmach! Die Stadt, nur die Stadt beschützen sie! Und Serapis, den opfern sie den Fanatischen, die da anstürmen, den Grausamen unter ihren Tierfellen und mit ihren Piken!

Athene wiederholte:

»Laß mich Vater! Wie soll ich Weib vor einem Manne sterben!◀

Der aber weinte nicht länger und rief gereckten Haupts:

»Linus wurde von wütigen Hunden zerrissen, aber Orpheus sang und bezauberte die wilden Tiere. Den geringsten ihrer frommen Schüler verlangt nach einem Gleichen!◀ Da hielt ihn das junge Mädchen nicht mehr zurück. So sollen denn Verse singen vor dem Tode der Enkelin Platos und Homers!

Von der Terrasse aus sah sie, wie der milde Greis dem Pöbel entgegenschritt. Jetzt tat der Alte den Mund auf – und jetzt spaltete ein Stein die Stirn, dahinter der Genius thronte und sang. Und die Unbelleckte wandte den Blick ab von alledem und dem Volk, das in Tierheit watete, und tat die Augen hinauf zum Himmel, zu Gott Helios, der das unendliche Blau umschließt, darin nach dem Gang der Sternbilder die Seelen der Edelsten wandeln....

Und schwere Balken rennen gegen das würmige Holz der Türen an und Stimmen heulen Mord und Mord.

So wie eine Priesterin feierlich=heiter an einem hohen Fest nach alten Riten die heiligen Vorschriften erfüllt, so wandte sich Athene gegen die Ferne und das heilige Land Hellas.

»Lebwohl du meine Mutter und du meine Mutter unserer Väter! Fromme zerstörte Feste Athen, eh du willst, daß ich dies Leben hingebe, grüße ich dich mit meinem letzten Hauch!

»Du Süße meiner Jugend, du warst mir ruhmvoller Hort gegen das Gemeine, das Mittelmaß und alles Leid, und du nur lehrtest mich die Seligkeit des Lächelns!

»All dein Hohes sprachst du zu mir, all deinen Frieden sangst du mir, und nun du willst, daß ich dies Leben ausliefere, lehr mich Mutter das alte Geheimnis, lehr mich den simplen Tod.«

Und zu den Statuen Homers und Platos:

»Einstmals, da ich bei euch geträumt, erfuhr ich in meinem Herzen dies: schöner als eine schöne Tat, schöner noch sei ein schöner Gedanke. Und soll nun dennoch sterben. Schön ist der Leib, aber es tut besser daß er leide denn der Geist. Hätt ich von euch gelassen, wie hätte das ewig meine Seele betrübt! Und mein Tod jetzt kann euere Heiterkeit nicht verdunkeln, denn nur den Vorhof eueres Tempels soll mein verschüttetes Blut färben....«

Und sie neigte sich nach den inneren Höfen, darin Tauben von Korn zu Korn sprangen, sah auf die Pflanzen, auf die Tiere und auf das Leben, das ihr nie etwas war, und diese letzte Sekunde schien ihr ein Köstliches.

Und sie tat einen Schleier über ihr Antlitz und erschien vor den Augen des Volks auf der hohen Treppe.

Die Menge flutete vor ihr zurück, denn ihr Schreiten war einer Göttin Schreiten, und keiner sah ihre Lippen von Blut leer. Und aber ihre Kräfte verließen sie vor ihrem Mut, und ohnmächtig stürzte sie auf die Steine.

Und wie die Kinnladen eines reißenen Tiers schloß sich der Pöbel neu.... die Gliedmaßen der Jungfrau zermalmt.... und unter ihren Helmen und unter ihren Adlern grinsten die Barbaren zu dem Blutraub und Mord und besudelten die Majestät des Kaiserreichs und das Bahrtuch der Antike.

Auf den Abend, während Alexandrien, die Verräterin der alten Jahrhunderte, sich in Fieberschrecken wälzte und schrie, wie mit dem Tode Ringende schrein oder Gebärende, lasen Amaryllis und Lucius die heiligen Gebeine der Jungfrau des Serapis auf.

So ließ unter den Fäusten Fanatischer und angesichts der Barbaren die letzte der Hellenen ihr Leben für ihren Glauben, und nur eine Dirne und ein Wüstling waren es, die ihre letzten Minuten ehrten.... Doch was schlägt das dir, du unvergänglich Reine! weit über jenen blinden Pöbel siegte und viele kommende peinliche Jahrhunderte überdauerte dein heiliges Sterben, und die Enkelkinder jener, die zu deinem Märtyrertum grinsten, knien vor dir – schamrot über ihre Väter – und beten zu dir um Vergebung.... und das Dunkle und Wirre, das jene von einst gegen deine Heiterkeit aufreizte, drängt die Edelsten von heut, zum elfenbeinernen Turm zu flüchten und dein Leben und deine Lehre anzuschauen.

WILHELM VON SCHOLZ: EINSAME TERZINEN

I. Quält nicht, Geliebte, meine Einsamkeit
mit alter Sehnsucht, die in Glück verging.
Ich stürmte fort aus Glück, Vergangenheit

und Jugend, der ich zürne. Zu gering
ist, was Erinnerung an Verstehen weiß
für Liebeskraft, die läuternd mich umfing.

Es war in jenen Tagen, süß und heiß,
nur mein Begehren, das euch überglühte.
Von fern spricht jetzt aus euren Blicken leis

ein Liebegeben, das sich so verfrühte,
daß ich, der Späte, an des Jünglings statt,
euch küssen sollte. Eure Zeit verblühte,

da meine reife auf verlassener Statt.
Könnst' ich zurück in jenen Schaffen gleiten,
der jung und trunken euch bewältigt hat,

er würde atmend seine Arme breiten
und eure Liebe ganz empfangen müssen.
Indeß wir fern jetzt durch Erinnerung schreiten,

die halbes Glück war, Traum und fremdes Küssen.

II. Durch Täler wandert meiner Stimme Laut,
durch eines Abends kühles Dampfen schreit' ich,
der neblig über feuchten Wiesen graut.

Vors Auge die verworrene Seele breit' ich,
die mir unfriedenvoll die Brust erfüllt,
und über ihre dunklen Bilder gleit' ich,

die sie in sich zurücktrinkt und verhüllt.

HÜNNY B. MAISON: HERR VON SEINGALT, DREI SZENEN

I (Paris. Die Wohnung des Casanova. — Es klopft.)

DER DIENER:

Darf ich öffnen?

CASANOVA:

Öfne.

DER DIENER (geht und kehrt zurück):

Der Herzog von Bourbon, Prinz von Condé-Montmorency.

CASANOVA:

Welcher Name!

(Er geht ihm entgegen.)

DER HERZOG (tritt ein):

Mein Herr . . .

CASANOVA:

Sie sehen mich glücklich, den Träger eines solchen Namens bei mir zu sehen. Ich kann Chantilly nur mit Tränen in den Augen bewundern. Ich bin außer mir, daß Anne de Montmorencys Enkel mit mir spricht. Wie geht es den Karpfen, den Pfauen, der Meute von Chantilly.

DER HERZOG:

Die Kreatur befindet sich besser als der Mensch.

CASANOVA:

Was höre ich! Kann irgend ein Schmerz der Erde die Wonne betäuben, Montmorency zu heißen?

DER HERZOG:

Ihre Liebe zu einem alten Namen ist rührend.

CASANOVA:

Rührend ist dieser Name selbst, der den Königen Frankreichs Entzücken einflößte. Heinrich IV. mit dem schönen Barte ging nur an einem Feiertage nach Chantilly.

DER HERZOG:

Wie bewundernswert wiederum, einen geringeren Namen vom Vater ererbt zu haben und ihn mit dem Geist der eigenen Persönlichkeit zu erfüllen. Der Zauber, den Sie dem Ihren verliehen, führt mich hierher. Ich will nicht sagen ganz Europa, aber die Welt hat mit Erstaunen von Ihrem Leben gehört, das einen seltenen Grad von Kühnheit und Edelsinn bezeugt und auch den Lohn erzählt, den Frauen Ihren Tugenden zollen. Nehmen Sie Platz. Wir sind am Ziel. Ich will Ihnen erzählen.

CASANOVA:

Ich brenne, Ihre Geschichte zu hören.

DER HERZOG:

Ich füge meinem Namen einen edleren bei: Orléans. Ich habe Thérèse Bathilde von Orléans vor zwei Jahren zu meinem Weibe gemacht. Sie war vornehm und schön. Ich selbst gefiel ihr schnell, als wir uns am Wiener Hofe sahen, wir kehrten in die Stadt zurück.

CASANOVA:

Nach Paris?

DER HERZOG:

Nach Paris. Das junge Mädchen wurde eine beneidete junge Frau, sie schien mir glücklich, Ich gestehe im übrigen, nicht viel darüber nachgedacht zu haben, es war nur selbstverständlich. Sie ging in den Gärten einher und gab ein gutes Bild, bewegte sich im Hause mit hinreichendem Anstand, sie sang und erfreute mich auf mannigfaltige Weise. Kurz, unser Glück war vollständig. Mitteilungen über Sie, Herr von Seingalt, haben mir einen bedeutenden Begriff Ihrer Verschwiegenheit beigebracht. — Vor drei Monaten etwa, es war Frühling geworden ...

CASANOVA:

Frühling in Chantilly!

DER HERZOG:

Die Frau wird schweigsam. Schaut mit großen seltsamen Augen. An was denkt sie?

CASANOVA:

An den Frühling.

DER HERZOG:

Woran denkt sie? Ich jage. Kehre mit großer Beute heim, die ich zu ihren Füßen niederlege. Sie sieht mich überlegsam an. Ich reiße sie mit mir in die großen Wälder, Sattel an Sattel jagen wir und sie heftet ihr schweigendes Gesicht an eine Chimäre. An was? Sie liebt.

CASANOVA:

Endlich! Ich schwöre es Ihnen, Herzog, es bedarf geraumer Zeit, Vorzüge einer solchen Kultur zu erkennen, ehe man sie bis zur Schwärmerei anbeten muß.

DER HERZOG:

Sie liebt ein Nichts, einen Garten des Königs.

CASANOVA:

Herzog!

DER HERZOG:

Was sagen Sie? (Er lacht.)

CASANOVA:

Sie nehmen mir den Glauben an das Weib.

DER HERZOG:

Es ist die Wahrheit.

CASANOVA:

Und?

DER HERZOG:

Nun, ich bedauere die Arme natürlich ganz außerordentlich.

CASANOVA:

Was haben Sie an Beweisen?

DER HERZOG:

Ich habe alle Beweise.

CASANOVA:

Alle?

DER HERZOG:

Alle.

CASANOVA:

Entsetzlich!

DER HERZOG:

Abscheulich. Ein peinliches Gefühl beherrscht mich, das ich nicht mehr lange ertragen will. Gewiß ist mein Mitleid mit ihr sehr bedeutend, aber ich gehöre nicht zu diesen allerbesten Christen, die dies Gefühl für die größte Menschentugend halten. Man soll nicht Spielverderber sein. Man soll nichts ernst nehmen, als sich selbst. Immerhin mag ich nicht ansehen, daß ein Mensch von guter Erziehung und Manieren sie plötzlich vergißt und wie ein Gassenjunge tollt.

CASANOVA.

Hm.

DER HERZOG:

Auf mir lastet Ungeheures. Ohne Beruf, habe ich mehr zu tun als der Beschäftigste. Sie glauben es nicht. Fünfhundert Menschen wollen von mir ihr Brot und verlangen danach unaufhörlich. Es ist routure und ich ver-
arge es dieser Klasse nicht. Seit Jahren ist die Bibliothek in Ordnung zu bringen. Ich weiß nicht, ob der berühmte Traktat de immaculata conceptione virginis, den zu suchen mir mein geliebter Vater ans Herz legte, vorhanden ist, es bedarf neuer Ställe, neuer Hürden, ich bin einer Verwandtschaft der Familie mit den Stuarts auf der Spur, historische Auspizien von der größten Tragweite, ich schätze Maria Stuart bedeutend — in dieses Chaos kommt dieser Unfall.

CASANOVA:

Sehr — sehr . . .

DER HERZOG:

Ich darf mich nicht zersplittern. Die Majestät hat vergangenen Donnerstag stundenlang mit mir Stammbäume durchgesehen: sie wäre ebenso entzückt wie ich — jetzt diese Weibergeschichte.

CASANOVA:

Einen Garten des Königs!

DER HERZOG:

Ein Vieh mit einem Wort. Leutnant gänzlich unbekanntem Namens. Gott sei Lob. Es ist, als ob ich mich mit einer Stallmagd brouillierte. Gewiß wird niemand etwas dabei finden, aber es geniert mich. Es geniert mich, mit einer Frau zu leben, die anscheinend ohne Unterscheidungsvermögen ist. Es ist dies Gefühl: mit einem Menschen durch eine Galerie zu gehen, der nicht weiß, wer Raffael und Watteau ist. Es ist, als ob ich einem Bauern ein Vollblut gebe, und er ist ohne Ahnung, was er reitet. Nein, umgekehrt, es ist, als ob ein Montmorency glaubt, ein Vollblut zu reiten, und er ist mit einer Schindmähre betrogen.

CASANOVA:

Ich verstehe Sie durchaus. Ich verstehe Sie so sehr, daß ich dieses Weib hasse.

DER HERZOG:

Das ist zu viel.

CASANOVA:

Ich hasse sie. Ah, ich kann es begreifen, daß man einem Geldsack verheiratet ist und jauchzend einem Montmorency in die Arme fliegt. Ich fühle darin ein Hinauf, Hinan. Ich begreife, man ist einem alten Coligny vermählt und muß diesen Montmorency anbeten. Dies aber ist Sünde!

DER HERZOG:

Zu viel. (er lacht). Sie echauffieren sich. Ich habe von Anfang an vermieden, die Sache ernster zu nehmen, als sie ist. Schauen Sie, kommt so etwas vor, so ist es für uns ein Unglück, wenn es geschah, weil der Mann an Wert verlor. Im anderen Fall: ziehn Sie selbst den Schluß.

CASANOVA:

Bei Gott, Sie haben recht. Ich fühle Mitleid für diese Frau.

DER HERZOG:

Das ist es. Mit Stolz darf ich sagen: ich bin der Alte. Der Inhalt meiner Seele ist mit Gottesfurcht, Königstreue und Stolz auf die eigene Person auch weiterhin durchaus bezeichnet und durch diesen accident unverändert (Einen Augenblick Schweigen.)

DER HERZOG:

Ich sagte Ihnen aber, daß mir von früh bis spät der Tag durchaus erfüllt

wird. Ich gestehe, es ist mir unlieb und unwillkommen, mich dieser Geschichte auch nur um ein wenig mehr zu widmen, als sie es verdient. Trotzdem — ich liebe meine Frau. Nehmen Sie es als keine Phrase, ich liebe in ihr was schön und edel, was mir ebenbürtig ist. Sie ist eine Orleans, hat große Möglichkeiten. In ihr ist das Blut vorzüglich, hervorragend. Verstehen Sie noch einmal besser: mich geniert dieser Streich, dieser üble Witz. Ich möchte, daß er bald verklingt und ich möchte Ihnen anbieten . . .

CASANOVA:

Ich nehme es an! Ich darf es. Mit ganzer Seele widme ich mich dieser Gelegenheit. Ich bin stolz darauf, daß ein Mann, daß Sie, Herzog, zu mir kommen, nicht um Genugthuung zu fordern für ein besudeltes Weib, sondern daß Sie von mir fordern, daß ich Ihrem Weibe die Augen öffne darüber, was groß und stolz ist und was verächtlich.

DER HERZOG:

Es wird nicht schwer sein.

CASANOVA:

Deß bin ich sicher. Wann sehe ich die junge Frau?

DER HERZOG:

Heute, zum Souper. — Wissen Sie, daß Maria Stuart die Seele der Bourbons schöner fand, als die der Habsburger? Dies Weib war urteilsfähig.

CASANOVA:

Kannte sie Anne de Montmorency?

DER HERZOG:

Nein.

CASANOVA:

Schade.

II <In Chantilly. Die Bibliothek der Condé.>

DIE HERZOGIN <tritt ein>:

Henry!

DER HERZOG:

Thérèse?

DIE HERZOGIN:

Ich habe Ihnen ein Geständnis zu machen.

DER HERZOG:

Wollen Sie mir sagen, daß Sie einen fremden Mann lieben?

DIE HERZOGIN:

Eben das.

DER HERZOG:

Gut. Sie haben es gemacht. Drei Tage zu spät, aber schließlich — einen Garten des Königs!

DIE HERZOGIN:

Ich sehe, Sie sind gut bedient.

DER HERZOG:

Ich hoffe etwas Ähnliches von Ihnen. — Ist die Sache zu Ende, weil Sie sie gestehen?

DIE HERZOGIN:

Durchaus nicht. Ich will Ihnen sagen . . .

DER HERZOG:

Es wird in der Affäre nichts sein, das mich interessiert. Mein Gott, Sie lügen, gehen in Kleidern Ihrer Kammerfrau in abscheuliche Zimmer, verkehren mit Spitzbuben wie mit Ihresgleichen, aus Angst, man verrät Sie. Alles dies ist, obwohl es die Dichter glauben, nicht so lustig, daß man es weiter erzählt. Ich bedaure Sie, ich bedaure Sie aufrichtig. Mehr kann ich nicht für Sie tun.

DIE HERZOGIN:

Ja aber — und Sie?

DER HERZOG:

Ich? Was soll ich? Rasen? Morden? Wen? Ich sehe niemanden. Ich kann mit dem besten Willen niemand entdecken. Der König ist es nicht, unsere Vettern sind es nicht, ich brauche mich in meinem Kreise nicht zu schämen.

DIE HERZOGIN:

Welche Moral!

DER HERZOG:

Ich bedaure, daß Sie dies Wort brauchen. Mir paßt es nicht hierher. Sie haben einen Spaß, Herzogin. Ist es der langen Rede wert?

DIE HERZOGIN:

Es ist der Rede wert.

DER HERZOG:

Sie täuschen sich, es ist nicht eines Wortes wert. Ich spiele nicht Komödie. Die Wahrheit ist: die Sache geht mir nicht so nah, die nächste Stunde mit Ihnen zu sein und Ihnen den Spaß auszureden. Ich bin zum König für den Abend gebeten. Herr Casanova von Seingalt ist bei uns, wollen Sie ihn bewirten?

EIN DIENER (läßt Casanova eintreten):

Herr von Seingalt.

DER HERZOG (Casanova begrüßend):
 Bleiben Sie bei der Herzogin. Ich muß zum König. Leben Sie wohl, Thérèse.
 (er verbeugt sich und geht.)

CASANOVA:
 Ist Ihnen nicht wohl? Sie wurden bleich. Darf ich Sie in den Stuhl . . .
 (Er führt sie zu einem Sessel.)

DIE HERZOGIN:
 Mir . . . Der Herzog vergaß . . . Ich wollte diesen Abend fort. Ich muß fort!

CASANOVA:
 Ich entferne mich sogleich.

DIE HERZOGIN:
 Es ist mir unendlich leid, wie gern hätte ich zu einer anderen Stunde mit
 Ihnen . . .

CASANOVA:
 Herzogin, hören Sie mich an. Ich wurde wider allen Willen Mitwisser Ihres
 Geheimnisses. Sie lieben. Der Gegenstand Ihrer Liebe lebt nicht mehr.

DIE HERZOGIN:
 Sie sind toll.

CASANOVA:
 Er fiel heute.

DIE HERZOGIN:
 Mein Gatte . . .

CASANOVA:
 Ich selbst habe ihn gefötet.
 (Die Herzogin fällt mit einem Aufschrei zurück.)

DER HERZOG (tritt ein):
 Was geschah?

DIE HERZOGIN:
 Dieser . . . Oh!

DER HERZOG:
 Wer?

CASANOVA:
 Ich.

DER HERZOG:
 Was?

DIE HERZOGIN:
 Hat ihn gefötet?

DER HERZOG:
 Wen?

CASANOVA:

Ihn.

DER HERZOG:

Den . . . ?

CASANOVA:

Ihn.

DER HERZOG:

Um Gotteswillen!

CASANOVA:

Wie?

DER HERZOG:

Doch nicht getötet?

DIE HERZOGIN:

Mörder! Mörder! O ihr Himmlischen!

(Sie schluchzt fassungslos.)

DER HERZOG (leise zu Casanova): Ein Scherz?

CASANOVA:

Nein.

DER HERZOG:

Aber mein Gott! Dann sind wir verloren.

CASANOVA:

Ich verstehe nicht mehr.

DER HERZOG:

Ein letztes Wort: Wirklich tot?

CASANOVA:

Ich hoffe. Das heißt, ich will nunmehr sagen, es schien so.

DER HERZOG:

Ein Schimmer von Hoffnung?

CASANOVA:

Als ich ging, lag er im Sterben.

DER HERZOG:

Im Sterben? War ein Arzt da?

CASANOVA:

Auch das.

DER HERZOG:

Bestimmt: im Sterben, nicht tot?

CASANOVA:

Ja.

DER HERZOG (stürzt davon): So ist doch noch die Möglichkeit!

DIE HERZOGIN:

Henri!

CASANOVA:

Ich bin betäubt.

DIE HERZOGIN:

O Sie furchtbarer Mensch! Sie Ungeheuer! Wie können Sie leben im Angesicht eines solchen Schmerzes.

CASANOVA:

Dieser Schmerz, so ergreifend und anmutig er ist, würde mich dennoch nicht zerschmettern. Nieder wirft mich eine unleidliche Gewißheit, die die Vernunft noch nicht annimmt, das Gefühl aber schon bestätigt: ich war ein Dummkopf.

DIE HERZOGIN:

O sagen Sie mir, sagen Sie auch mir, daß er leben kann, — nein, sagen Sie es mir nicht! Keine neue Hoffnungen, keine Lügen. Wer kennt Sie nicht und die Erbarmungslosigkeit, mit der Sie Ihre wüsten Abenteuer enden.

CASANOVA:

Ich hatte keine Abenteuer.

DIE HERZOGIN:

Diese Jugend! Diese Männlichkeit! Was hatten Sie mit ihm zu schaffen? Aber hüten Sie sich vor der Rache eines Weibes.

CASANOVA:

Ich muß mich eher vor der mitleidigen Verachtung eines Mannes retten.

DIE HERZOGIN:

Was tat er Ihnen, der mir so wohl tat?

CASANOVA:

Er war ein Flegel. Ich bin nicht in der Laune, Ihnen seinetwegen Komplimente zu sagen. Ich gehe in seine Wohnung und fordere ihn mit allem Anstand auf, sich in die südlichen Provinzen zu begeben, und er — gibt mir eine Ohrfeige, worauf er für tot am Boden lag.

DIE HERZOGIN:

Es ist empörend! Warum sollte er in die Provinz?

CASANOVA:

Die Pariser Luft litt durch ihn. Aber lassen wir das alles, betrachten wir das Wesentliche: Wir beiden sind das Opfer eines Verhängnisses.

DIE HERZOGIN:

Sie auch?

CASANOVA:

Ich auch.

DIE HERZOGIN:

Ich werde meinen ganzen Einfluß aufbieten, daß Sie diesen grauenhaften Mord büßen müssen. Die schlimmsten Martern sollen Ihnen nicht erspart bleiben. Zum König selbst will ich gehen und ihn auf meinen Knien anflehen.

CASANOVA:

All dies werden Sie keineswegs tun, weil ich nicht Ihren Vater oder Bruder, sondern den Liebhaber getödet, den Sie aushielten.

DIE HERZOGIN:

Es war nicht seine Schuld, daß er arm war.

CASANOVA:

Es gilt aber nicht als eine hervorragende Mannestugend.

DIE HERZOGIN:

Tugend, Tugend! Ich habe ihn nicht auf seine Tugenden geprüft, da ich begann, ihn zu lieben. Er war jung und schön.

CASANOVA:

Sie behaupten also selbst, er war ein schöner Schuft.

DIE HERZOGIN:

Unverschämter! Ich behaupte das Gegenteil. Wir kannten uns sechs Wochen. Ich habe nicht Zeit gehabt, seinen Katechismus zu hören, aber ich habe gefühlt . . .

CASANOVA:

Ich gratuliere.

DIE HERZOGIN:

Von Stunde zu Stunde habe ich es mehr gefühlt, was eine edle Frau zur Minute weiß, da sie sich hingibt: Du hast dich nicht fortgeworfen. Ja, mein Herr, mögen Sie auch geringschätzig lächeln: in glücklichen, erhabenen Minuten, da mir die Seele dieses Mannes nah war, wurde mir bewußt: er ist gut und rein. Und wenn er wenig sprach, es wenig bewies, so war es meine stärkere Pflicht, es zu empfinden, es an den Tag zu bringen. Und gerade die letzte Zeit brachte auch Anzeichen dafür, daß er aus sich herausgehen und euch allen beweisen würde, wer und wie er eigentlich war. Euch allen. Mir war es bewiesen. — Jetzt, da ich mit Ihnen spreche, den ich verab-scheue, und da der erste heftigste Schmerz bezwungen, gelten meine Tränen schon nicht mehr so dem edlen Leibe, der dahin ist, klar und klarer treten mir seine Tugenden, die Sie leugnen, vor Augen, Zug um Zug fällt mir ein Beispiel seiner Güte, seiner Zartheit, seiner hinreißenden Bescheidenheit ein.

CASANOVA:

Seiner Bescheidenheit, seiner Heldenhaftigkeit!

DIE HERZOGIN:

Auch seiner Heldenhaftigkeit. Wohl! Freilich nicht in dem rüpelhaften Sinn, den Sie damit verbinden, sondern die, die man gegen Frauen beweist. Sein Scharfblick, seine Scham, Wahrhaftigkeit, Nachsicht, Enthaltbarkeit, seine enge, aber abgrundtiefe Phantasie, sein gediegenes Wissen, das er allerdings nicht marktschreierisch zur Schau trug . . .

CASANOVA:

Halten Sie ein!

DIE HERZOGIN:

Ja, das mögen Sie nicht hören. Ich aber weiß dies alles nur zu gut, ich empfinde den teuren Verstorbenen wieder bis in die Seele, und es soll dort an kein Tag vergehen, daß ich mir all diese einzigen und unübertrefflichen Vorzüge vergegenwärtige und mich im Gebete würdige, ihrer teilhaftig gewesen zu sein.

CASANOVA:

O mein Gott, ich fange an, zu verstehen.

DIE HERZOGIN:

Ja, ich beginne sogar schon ein wenig den Sinn des Himmlischen zu begreifen.

CASANOVA:

Welchen Sinn?

DIE HERZOGIN:

Gierig und ohne recht bereitet zu sein, habe ich dieses Übermaß von Menschentugenden auf mich niederströmen lassen, betäubt habe ich und unwürdig seine Seele überhört, in der Befriedigung einer unedlen Sehnsucht. Wie mag dieser Mann gelitten, wie mag es ihm die Lippen verschlossen haben, da er mich sah, mich, die ich in anderer Erwartung an seinem Munde hing. O mein Gott, ich beginne mich zu schämen.

CASANOVA:

Ich Tor, ich Elender!

DIE HERZOGIN:

Nicht vor der Welt, nicht vor euch. Vor ihm, vor ihm! Ich kann es ihm nicht zeigen, wie sehr ich mich erniedrigen möchte zu seinen Knien, und er kann mich nicht sehen, wie ich demütig, reumütig empfinde, daß ich ihn nicht gekannt, ihn nicht gewürdigt habe. Doch all mein zukünftiges Leben soll dazu dienen, sein hohes, sein hehres Bild zu schmücken. Dies muß mich in meinem unbeschreiblichen Schmerz trösten.

CASANOVA (für sich): Ja, ja, der Herzog hat es gesehen! Dieser Mensch muß leben. Muß leben um jeden Preis. (Er stürzt davon.)

(Zwei Wochen später. Der gleiche Raum.)

III

DER DIENER (meldet): Herr von Seingalt.

DER HERZOG:

Vorzüglich. Willkommen lieber Freund. Aber — Sie sehen blaß. Geht es Ihnen nicht zum besten?

CASANOVA (tritt ein):

Mir geht es schlecht. Ich gräme mich.

DER HERZOG:

Worüber?

CASANOVA:

Über diese Angelegenheit, die mir die ganzen Tage und Nächte nicht aus dem Kopf wollte. Ich fühle mich schuldig, die Herzogin Ihnen noch weiter entfremdet, aus diesem Harlekin ein Götterbild gemacht zu haben.

DER HERZOG:

Dies hitzige Temperament. Ihr Italiener! Sie fragen mich gar nicht, Sie poltern darauf los. Warum haben Sie sich in vierzehn Tagen nicht ein mal sehen lassen?

CASANOVA:

Ich sagte es schon: ich schäme mich.

DER HERZOG:

Warum Bester? Sie waren unbesonnen. Sie waren sogar unklug. Sie begingen einen Streich, den ich Ihnen nach einer solchen Vergangenheit nicht zugebraut hätte, aber schließlich . . . Sie wollten das Beste und dann war der Himmel doch mit Ihnen und rettete diesen Menschen vom Tode, der ihm sicher schien.

CASANOVA:

Zu spät. Als die Frau ihm schon ein Heiligtum errichtet hatte und darin betete.

DER HERZOG:

Seltsam, wie fürcht manchmal auch ein wirklich gescheiter Mensch ist. Hören Sie zu. Einen kurzen Augenblick hatte ich Angst, eben den, da es noch nicht entschieden war, ob der Kerl am Leben blieb; denn sein Tod, das wußte ich, hätte mich matt gesetzt, da gegen ein Idol auch ein Bourbon vergeblich sich einsetzt. Als dieses Wesen aber die erste Geflügelpastete verspeist hatte und zwar bis zum letzten Bissen, als ich wußte, er sollte der Welt erhalten bleiben, da war ich ruhig wie nie zuvor. Denn eine Überlegung drängte sich sofort auf: Jetzt kämpft er mit dem Idol. Und das Idol erschlägt ihn. Idole haben diese unangenehme Eigenschaft. Sie schauen. Ich war des Sieges gewiß. Eins nur war zu fürchten, daß er noch und trotzdem starb. Ich zog die Konsequenz. Ich habe den Menschen mit

hingebender Zärtlichkeit gepflegt, er ist von mir mit Austern, Crèmes und Pasteten gefüttert und gemästet worden. Es war unglaublich, was in diesem Futteral Platz hatte, aber bald war es deutlich, er blähte sich von Tag zu Tag mehr auf. Schließlich bot er einen entsetzlichen Anblick, aber er war gesund wie ein Stier-

CASANOVA:

Bravo! Bravissimo!

DER HERZOG:

Noch das Ende. Heute ist die Herzogin zu ihm. Ich weiß es. Sie kommt, ihr sphärenhaftes halb entseeltes Idol zu suchen und findet ein fettes Ungeheuer. — Aber lassen Sie uns nun an diese Affaire kein Wort mehr wenden. Ich sagte Ihnen damals schon, ich wollte ihr mich nicht mehr widmen, als unbedingt notwendig. Das Notwendige ist getan, wenden wir uns anderen Dingen, uns selbst zu.

CASANOVA:

Aber eins müssen Sie mir gestatten, Herzog, dies auszusprechen: Ein Stümper bin ich gegen Sie. Ich werde Kaufmann, Händler-

DER HERZOG:

Sie sind jünger als ich. Man weiß mit fünfzig mehr als mit fünfundzwanzig Jahren.

CASANOVA: <erschrocken.> Herzog, Sie sind nicht fünfzig Jahre alt!

DER HERZOG:

Ich bin einundfünfzig Jahre.

CASANOVA:

Nun schäme ich mich vollends und vom Grunde meiner Seele. Könnte ich Ihnen doch ein wenig, nur ein wenig ähnlich sein.

DER HERZOG:

Haben Sie Selbstgefühl, Freund, und Sie sind es.

CASANOVA:

Ich bin nicht Bourbon.

DER HERZOG:

Oh . . .

CASANOVA:

Ich bin nicht Montmorency. Und es ist am Ende doch wahr: Dies Selbstgefühl wird aus Vater und Mutter, aus einer Ahnenreihe mit uns geboren.

DER HERZOG:

Lesen Sie Rousseau, Freund.

CASANOVA:

Ich hasse diese Bestie.

DER HERZOG:

Sie sind unmodern.

DIE HERZOGIN (tritt ein):

In viereinhalb Stunden von Paris hierher. Die Pferde flogen.

DER HERZOG.

Achtung.

DIE HERZOGIN:

Eine himmlische Fahrt, ein himmlisches Ankommen. Chantilly ist wunderbar im Sommer, meine Freunde.

DER HERZOG:

Was trieb Sie?

DIE HERZOGIN:

Mir war die Stadt verhaßt, es zog mich hierher. Ich wollte zu Tisch hier sein, mit Ihnen essen, Henri.

CASANOVA:

Haben Sie mir vergeben?

DIE HERZOGIN:

Nein, doch in einem Sinne vielleicht, den Sie nicht ahnen.

(Zum Herzog.)

Wer machte Ihnen diesen vorzüglich sitzenden Rock?

(Zu Casanova.)

Finden Sie nicht, daß der Herzog sich gut anzieht?

CASANOVA:

Wie ein Gott, Herzogin.

DIE HERZOGIN:

Sie haben recht.

RENÉ SCHICKELE: DIE WEISSEN NÄCHTE

Ex voto.

- I. In ihren Umarmungen glühte die Erde,
ihr Herzschlag in diesen Nächten rührte die Welt-
. . . Der Morgen hob mit sorgsamer Gebärde
den Vorhang von dem Himmelszelt,
worin unsere Herzen schliessen.

Ihre Augen im Tau der Frühe waren diamantne Schächte.

Wir horchten, wie in unserm Blut die Stunden liefen,
Hand in Hand, und durch den Abend dann, von Gluten triefend
in die grenzenlosen Ebenen der Nächte.

Sie stürzten umschlungen, da wir einer nach dem andern riefen.

Aus der Sanftmut ihrer Haare senkten Dämmerungen sich hernieder,
schimmernde, bestirnte Himmel waren ihre Glieder,
tausend Nachtigallen litten Lust in ihrer Kehle.

Unter der Berührung ihrer Hände bebte die verschlungne Seele.
Aus ihren Haaren stieg der große Mond.

- II. O die dirnenhafte Wehmut all der Küsse, die verdorben!
Und die Hölle eines Glücks, das der Verrat der Sehnsüchte schändet!
. . . Tiefer sind die Nächte, feuriger die Sterne, und die Erde duftet schwer
von vielen Sommern, die in diesen weißen Nächten starben.

(So manche Frau küßt nun ihr Glück, als ob es ein Gestorbnes wär.)

Tausend Nachtigallen, die wie tote Stücke Silber niederfallen,
glänzen in den Flüssen. Schiffer in der Nacht, o daß ihr eilig wendet!
Bald ist jede Seele ganz allein.
Die Gefährten auf dem Meere sind ertrunken,
eure Küsten, eure Ziele sind versunken,
die Sehnsucht wird zu einem Bild aus Stein.

Tausend Nachtigallen, die wie tote Stücke Silber niederfallen,
glänzen auf dem Meer und in den Flüssen.

Die vielen Sommer, die in diesen ewigen Nächten starben!

III.

Sie waren in kristallinen Särgen aufgebahrt, im Licht der großen Monde.
Nächtlich dunkler wurden ihre reinen, roten Narben,
und ihr Erinnern wurde irr im fiebrischen Licht der großen Monde.

Nun stehn die blassen Sieger in dem Hain, der funkelt,
unter dem verzückten Himmel.
Ihre Wunden öffnen sich im lauen Bad der Nacht wie Knospen.

Welcher Frühling!

Ich sehe die blassen Sieger in Scharen gegen die Horizonte gehn,
in diesem seelischen Frühling.
Ich will immer so an meiner Türe stehn
und ihrem Marsch in den Horizont zusehn,
unterm Licht des großen Mondes,
in der zehrenden Extase dieser Nächte.

Ich höre das jenseitige Schluchzen von Nachtigallen . .
Die Seele einer unvergänglichen Geliebten flammt in Himmeln . .
Welcher Frühling!

EMIL FREIHERR VON GEBSATTEL: ZWEI BRIEFE AN DEN
DICHTER CHENEDOLLÉ

LIEBER FREUND!

Paris, Mai 1804.

Aus Lascardais Ihr Brief mit den verschatteten Zügen gelangte nicht an die Pariser Freunde. Ich konnte Ihre Bitte nicht erfüllen, der Kreis der Rue-Neuve-du-Luxemburg ist zerstoßen, es ist, als ob mit dem Tod der Madame Beaumont jeder einzelne zurückgetreten sei in den Schatten seiner Bestimmung. Man haßt sich und verachtet den anderen mit jener halb beschämten, halb ungesättigten Feindseligkeit, die der eigene Succes zur Folge hat, die Geschmeidigsten werden spröde in der Isolierzelle einer eigensinnigen Arbeit, schon weiß ich einige, die sogar in der Intimität durch ihre Leistungen sich vertreten lassen und die im Kult des Erreichbaren mit Pomp verblöden.

Sie wissen Epigramme von Predigten zu unterscheiden. Geben Sie also diesen Pfeilen ihre Richtung und entscheiden Sie selbst, wo ist im Kreis dieser Scheinlebendigen der, zu dem Sie sprechen möchten? Joubert nehme ich aus. Sénancourt, den einzigen Menschen, der sich angehört in dieser, ob ihrer großen Begebenheiten leeren Zeit kennen Sie nicht. Guenèau de Mussy ist zu sehr Dogmatiker des Esprit und romantischer Eleve, um nicht mit dem Herzblut der anderen seine vorbereiteten Einfälle zu täufwieren. Ihre Lucile, die arme mit den zusammengeschobenen Brauen und dem willenlos lächelnden Mund unterscheidet nicht mehr, das Fremde, das Vertraute alles wird zum Element der einen, der furchtbar wachsenden Vision, die sie tötet. Ihr Bruder, — doch Chateaubriand ist ein Kapitel für sich: Ich registriere Ihre Forderung von ihm zu berichten mit Schrecken.

Sie selbst haben den Olymp der palmenpflückenden Herrn verlassen, um den Zufall anklagen zu dürfen, der Ihre eignen Wünsche in äußerlich Notwendiges verkleidete und in dieser neuen, selbstgewollten Schwermut, die Sie verwünschen, weil sie sättigt, rufen Sie auf so indirekte Weise sich ins Gedächtnis der Freunde zurück, in dem zu verbleiben, aus dem zu entschwinden Ihnen gleich entsetzlich ist. Soviel schwebender Unbestimmtheit mit einem unanfechtbaren Nein Bestimmung zu geben ist nicht das Motiv meiner Weigerung, Ihren Zeilen die Publizität zu gewinnen, die Sie fordern. Allein Sie sollen nicht so en bloc die Ihren abtun, nicht Briefe schreiben an alle und keinen und wie um Ihr Gespenst in Paris mit erhöhter Wirklichkeit zu beschenken, die Freunde aller direkten Zuwendung berauben. Denn ich irre nicht mit der Vermutung, daß in der schematisierenden Absichtlichkeit Ihres Wiederanknüpfens die Erinnerung mächtig ist auf Kosten der Gegenwart. Man fühlt, wie Sie eine Reliquie einfassen mit der uninteressierten Sorgfalt eines Juweliers, nicht ohne Respekt für die eigene Geschichte, aber ohne Wärme für ihre einzelnen Etappen. Dabei kenne ich doch das ewig Rückgewandte Ihres Blicks, zu gut Ihr schmerzliches Wissen um das Unedle alles Wechsels, um nicht zu ahnen, daß Sie irrgen und sich verlieren zwischen den nächtlichen Pappeln Lascardais, die in steiler Andacht erkaltet den Horizont und Ihr Zaudern umgiffen.

Ich gedachte Ihre Stille zu beunruhigen mit der Frage, ob nicht auch die Unsterblichkeit ihren Kalender besitzt und ob sogar das Sublime mehr sei, als Sache der Übung. Allein Sie haben den Weg angetreten, der im Wesentlichen überall und nirgends endet und die Fanfaren der Glorie erreichen Sie nicht mehr. Ich selbst im Schwankenden meiner Anrede drücke nur Ihre Unerreichbarkeit aus. Man findet Ihre Züge nicht, ob Sie gleich die Stirne dem Anruf entgegenheben. Ihre Stimme ist wie das Echo einer Stimme. Indem Sie näher treten verblasen Sie und wenn ich spreche zu Ihnen verschieben sich alle Bedeutungen, in denen die Dinge gefangen lagen, sich auswiesen und durchsetzten. Sie haben längst aus diesem unbeholfenen Schwanken die Schlüsse gezogen, die mit dem Fehlgreifen des anderen auch die Rechtfertigung der eigenen Entfremdung setzen. Denn nichts ist unerbittlicher, als im herzlichen Zulassen Ihr gleichgültiges Abschneiden der fremden Bedenken. Das Seil wird nicht aufgefangen, das zugeworfen schwirrende, keine Tiefenbestimmung der Infinität, kein »Bis dahin und nicht weniger weit« gibt reichere Gegenwart, unverbunden durchkreuzen sich die Bedürfnisse. Die natürliche Auswahl der scheidungsreichen Berührungen versagt, denn Sie berufen sich auf alles Trennende mit der fanatischen Kälte des Enthusiasten, der die einfachste Situation am Typ ihrer möglichen Vollendung mißt und als ungenügend verwirft. Nie lockt Sie der Versuch das Gegebene zu erhöhen. Das Vollendete soll ungerufen die Bühne betreten, es soll da sein, wie ein Baum, wie die Sonne da ist, einfach, selbstgegeben, kein Erbetteltes, nicht durch freche Zudringlichkeit erschlichen. Die Vergewaltigung des unscheinbar Nüchternen im Kampf um das Ideal, immer dünkte sie Ihnen eine Lächerlichkeit mehr, das Eingestehen einer schlimmen Kluft, wo blindes Verschweigen geboten, eine Profanierung, nicht eine Verklärung des Endlichen. So warfen Sie von jeher um eines Besseren willen das Gute fort. Mit einem Mal ist alles erledigt, Sie sinken in sich selber zurück, von keinen entgegen sich stemmenden Fragen gehalten stürzt der andre zu Boden. Ihre wortreiche Gelassenheit verwirrt, indem Sie freispricht. Etwas Entscheidendes ist geschehen, eine Tür fiel zu für immer, eine Helle, — man taumelte ihr entgegen, — verkroch sich in neuen Gängen. Und doch einigt man sich heimlich nichts von alledem zu bemerken. Sie gestatten keine Explikation, man hastet weiter, verleugnet den Moment, baut aus den zusammenbrechenden Brücken eine phantastische Burg seiner Isoliertheit und fühlt mit halben Bewußtsein daß Sie sich wegwandten und man nicht entsprach.

Was so Ihre Gemeinschaft mit Menschen verwirrt, das scheint nunmehr auch Ihr Verhältnis zu den Dingen zu trüben. Sie schreiben wie einer, der nur aus der Erinnerung ohne mitbestimmende Gegenwart sich an den Taatkreis des Lebens wendet. Es ist, als wären Sie zu einer Stufe der Innerlichkeit gelangt, von der aus eine Verbindung mit dem Gewohnten unmöglich ist. Noch umstehen die Objekte Sie, in reglose Zuverlässigkeit drapiert, noch wissen Sie die Griffe, die vor der Vernichtung durch Fall und Stoß schützen. Allein diese elementare Fügsamkeit verspottet sich im Bewußtsein, nichts Sichtbares hat allen Ernstes Anspruch auf Ihre Teilnahme. Indem Sie dort zugreifen und hier fest sich halten, scheint das Feste

wegzuebben aus den Dingen. Ihr Widerstand, das Zähne ihres Beharrungsvermögens, ihre Manie sich zu entziehen ruft den Willen nicht auf. Unfähig Absichten und Rücksichten um einen gewichtigen Mittelpunkt zu sammeln, zergeht ihre Einheit und verleitet im Unbestimmten.

Man erzählt sich, daß Sie drei Monate lang mit Hacke und Schaufel in wütender Hast das Feld bestellten, als ließe mit dieser freiwilligen Knechtschaft die Außenwelt sich zurückerobern. Von jeher schien Ihnen sich zu unterscheiden der comble der Unvornehmheit. Mittun und im Mittun zugleich sich enthalten, die innere Freiheit, das überschauende Ablehnen bei äußerlicher Anerkennung des Hergebrachten sich bewahren, das nannten Sie weise und sinnvoller als heroische Empörung. Aber nicht mittun können, im Banalen versagen — ich begreife, wie das Scheingefecht mit der entgleitenden Wirklichkeit eine moralische Angelegenheit wurde, mehr als haltlose Sucht nach Eingemeindung und friedvoller Heimatllichkeit.

Schließlich mußte das Unerbittliche in der Konsequenz der fadenscheinigen Tatsächlichkeit und der tägliche Erfolg, der bestätigte, was seltsam wirkliche Erlebnisse widerlegten, noch gründlicher Sie aus dem dinglichen Milieu herauslösen, in das eingebettet alles Leben sich vollzieht. Versagt hier meine Imagination, oder setzt wirklich an diesem Punkt Ihre Kunst ein? Ist sie mehr als ein Notanker, das letzte Haltende im Zerflattern der irdischen Erfahrungen? Ins Gewohnte zurück der Mysterienpfad, nachdem kein Weg über es hinausführte?

Soviel kann man sagen: Abenteuer der entfronten Selbstverständlichkeit redtferfügen im Ausdrücklichen erst ihre pretentöse Dramatik. Ich glaube nicht an Erlebnisse, in denen kein Wert sich kundgibt. Unsre Absonderlichkeiten sind Manifestationen des heiligen Geistes oder klinische Fälle, obschon auch diese Getrennten irgendwie verbrüderd sind, Opfer beide, beide verblutend an den Grenzsteinen vor dem Land der goldenen Mitte.

Was mich nämlich Wunder nimmt, ist die sachliche Sterilität Ihrer verdrossenen Abkehr von der Ordnung des Gewohnten. Ich begreife den, der von der leisen Verschiebung im Antlitz des Gegners ganz hingenommen, vergißt den tödlichen Stoß zu parieren, oder den, der die Dinge bei Namen rufen muß, weil nur ihr Begriff ihres Daseins versichert. Aber daß den Trümmern der zerstörten Welt nicht eine neue enttaucht, daß jeder Schritt durch die Erscheinung Sie mit dem Nichts konfrontiert, daß Sie weder jenen Ausdruck im Antlitz, noch den Begriff besitzen, wenn Tat und Dingheit Ihnen verloren gingen, das verwirrte mir alle Gedanken. Ich konnte, so rasch durchlaufen, das Ende nicht vorstellen der gegenständlichen Verkettung. Hinter jedem farbigen Bild, so schien mir, lauert ein neues Bild, das selbst, Abbild nur eines Abbilds zurückdeutet auf die unendliche Flucht der möglichen Gesichte. Sie erst lehrten mich, daß der Ausbau der Welt und die Entwicklung unserer Gefühle nicht Schritt zu halten brauchen, daß in grauenhafter Zerreißung man sich ablösen kann vom Vertrauesten, die Welt aber zurückschnell, unverändert, unerreichbar den formenden Gewalten, mit nichtssagender Deutlichkeit uns äffend, indes der Wirbel eigensüchtiger Gefühle in gegenstandsabgewandte Tiefen uns niederzieht.

Ihre Verse gaben mir zu alledem den Schlüssel. Ich las und in der fugenlosen Glätte ineinandergedrängter Worte, in der heuchlerischen Klarheit einer kaum bewegten Oberfläche ahnte ich zum Sichern und Gesicherten zurück, die Fähnrisse einer entsagungsvollen Umkehr. Es sind kleinste, kaum sichtbare Zeichen, die den Kundigen leiten. Sie haben die unheimlichste Art das Selbstverständliche zu inszenieren, so daß man sich bedroht fühlt, ohne zu wissen warum. Ihre Einfachheit erzeugt ein namenloses Mißtrauen, man schreitet im Hellen und doch wie auf dünner Decke, einer kaum tragenden, die über unterspülten Räumen schwingt. Oft schreckt, in verzehrender Strenge ein Aufklirren plötzlich der heiter sich gebenden Rede. Nie sah ich eine Kunst, die so ganz Vorwand ist, indem sie so ausschließlich der Schönheit zu dienen vorgibt. Diese Ruhe des milden Leuchtens ist erkaufte. Zu jedem Vers wußte ich die Schicksale, deren Preisgabe er bedeutet, im Tragischen hat dieses Gewoge erlesener Bilder sein gespenstisches Negativ. Wie viel drängende Ungewißheit überhäubten Sie mit diesem Pathos der unwiderleglichen Fülle! Aus welchen Entlegenheiten des Gefühls, die das ausgeworfene Netz des Ausdrucks nicht mehr faßt, kehren Sie zurück zum glücklich Unzweifelhaften, zum Fundierten und Abgeleiteten einer Harmonie zu liebe, an die Sie noch im Rausch nicht glauben! In welch furchtbaren Entwertungen alles Seienden muß Ihre Vereinsamung sich vollendet haben, ehe Sie in der Haltung des wundervoll Sprechenden eine Welt heraufführen konnten, die von der gemeinsten Wirklichkeit sich nur durch die Geschichte ihrer Herkunft unterscheidet!

Denn das ist das Seltene: Indem Sie ganz ans Ende gegangen waren Ihrer verachtungsvollen Abkehr von den Formen des praktischen Daseins, als nichts mehr Sie trug und festhielt im weichenden und zergehenden Ring der Erscheinungen, als Sie im Leeren beziehungslos und auf nichts bezogen vergingen, in dieser Jenseitigkeit, die schlimmer ist als Sterben, ergriff das gleichgültig Banale Sie mit erneuter Gewalt. Nicht seine Verbrauchtheit zog Sie an, nicht das Ungeistige eines zähen Materials, in dessen Gestaltung der Formenwille despotische Triumphe feiert, es war keine Apotheose des Straßenschmutzes, die Sie lockte durch Verklärung des anerkannt Häßlichen die leuchtende Ungleichwertigkeit der Dinge zu widerlegen. Sie blieben Ihrem fast religiösen Überdruß an diesen behenden Vertauschungen treu. Die Vergeistigung des Vulgären schien Ihnen, wie zwischen Menschen schon, so auch im Ästhetischen die große Komödie, das Ungriechische schlechthin, ein Satyrspiel, in dem Götter und Bettler sich paaren, mehr ein Herabzerren des Erhabenen, als ein Emporheben des Unedlen.

Sondern die Phänomene, wie sie gelten, ihre natürliche Rangordnung, ihre Formen, ihre Parodie der menschlichen Zwecke, ihr vertrauliches Mitfluten am Saum des steigenden Lebens, das alles trat in seltsamer Fremdheit vor Sie hin. So weit waren Sie gewandert, das was allen, bis zum Nichtmehr-gesehen-werden nah und vertraut ist, für Sie mit wunderbarer Entlegenheit aus großen Fernen emporblinkt. Wie ein Toter vom Leben spräche, so sprechen Sie, ein Lebender, von seiner sinnlosen Bewegung. Es ist das Unwahrscheinliche geworden, das anzieht ohne zu

bestimmen, in einem Jenseits von Lust und Unlust, von Ja und Nein, von Bedrohung und Sicherheit seine Gefahren uns vorspielt.

So sehen Sie zurück ins Land aus dem Sie kamen. Seinem Bannkreis entronnen, erkennen Sie es nicht wieder. Der dunkle Grund Ihrer Erfahrungen verändert es ganz und gibt ihm eine Bedeutsamkeit über alles Begreifen hinaus.

Darin gleichen Sie den Alten, in dieser Phantastik des Gewöhnlichen. Allein indem Sie das Schicksal lebten, das die anderen objektivierten, indem Sie es ganz lösteten von den Dingen, ganz innerlich es machten, blieb Ihnen von der Welt nur ihre entkernte Hülse. Etwas Entwurzeltes eignet so Ihrer wiedereingesetzten Normalität, eine durchsichtige Blässe. Nicht die Wertüberlegenheit der Erscheinung über das Bewußtsein begründet ihre seltsam eindringliche Kraft, sondern das Wesenlose gerade ihrer erzwungenen Symbolik, das bloß Ornamentale ihres Daseins. Man spricht von ihr wie von Nichtexistentem. Man nennt den Sternhimmel, die bebaute Erde, das Schiff im Sturm, den kämpfenden Menschen. Der Gedanke der perfectibilité indéfinie trägt das Ganze. Und doch handelt es sich nur darum, das heimatlose Schaukeln seiner Schwermut zu fixieren, von ihr zu reden, indem man auf königliche Art sie verschweigt. So mündet in einer neuen Schönheit, was im Grauenhaften begann, Sie stehen und zwingen mit ausschauendem Wägen das Wort und nur in der Lässigkeit des Wiedereinsetzens nach atemholenden Pausen fühlt man, daß Sie am Schatten eines Taus sich über Abgründen halten.

Lassen Sie diesen frevelhaften Willen, das Unbegreifliche zu begreifen mich nicht entgelten. Ganz von ferne rief ich Sie an, da zog es mich näher. Ich sank und widerstrebte noch, fiel und stürzte nicht, wie gebunden durch Ihren Blick, einen Schatten über dem Lid auskostend, als sei in ihm aller Ausdruck beschlossen, indes Ihre gemessene Silhouette sich langsam verzerrte. Nun stehe ich vor Ihnen, ausgekeltert und beinah ernüchtert. Beschämen Sie mich nicht, sagen Sie nicht, ich hätte Recht. Wahr ist nur, auf meinem Weg die Spur ihrer Schritte. Ich maß Sie nicht ab und verglich sie mit keiner, doch wie bei kleinster Berührung alle Gedanken plötzlich aufstehn und kommen, so besaß ich Sie ganz. Ich stellte nicht fest und rechnete nicht nach. Sie waren da und was entstand, dieses Wogen der tönenden Arabeske, geht von Ihnen zu mir, und von mir zu Ihnen, ist wahr nur zwischen uns, eine Wahrheit der Begegnung, Freundschaft und gelebte Erkenntnis.

Darum konnte dieser Brief nicht Antwort sein, weil er zu sehr Antwort ist. Joubert wird den technischen Teil Ihrer Fragen erledigen. Von Chateaubriand aber hören Sie demnächst.
Ihr P.....

Paris, Mai 1804.

LIEBER FREUND!

Es klang wie eine Herausforderung, daß Sie mich veranlaßten von Chateaubriand zu sprechen. So als wäre da ein Ziel gesetzt allem Eindringen, als könnte solcher Blendung niemand widerstehen, als müsse man sich vor seinen Wagen spannen.

Viel Abneigung gegen Seelenkunde bargen Ihre Zeilen, es war eine Lektion, die Sie mir gaben, so in Indirekten, ein Appel an das Ehrfürchtige, indem Sie an die Schamlosigkeit sich wanden. Ich hätte bekennen müssen: »Diesem wenigsten baue ich um des Heroischen willen Altäre« und dann verstummen und diesen wissenden Verzicht auf Erkenntnis, dieses Sichabfinden mit dem Geistigsten einer moralischen Erscheinung hätten Sie vornehm genannt wie alle Leidenschaft zu Nichtpsychischem. Und doch weiß ich, daß Sie mehr aus Überzeugung als aus Instinkten von antiker Gesinnung sind. Ich vollends besitze nichts, als den Glauben an das Leben der anderen, an das eigentliche, das nie manifeste, das hinter der prunkvollen Stirnseite des Erfolgs sich verbirgt, das in der sozialen und litterarischen Leistung nur spärlichen Ausdruck findet und dem die Liebe oder der Mépris der besten Frauen gilt. Wenn ich also gegen die öffentlichen Maße meine eigenen Gewichte einsetze, so lasse ich doch Morellet's Hohn hinter mir und das Gelächter Chénier's, der ganz 18. Jahrhundert vor dieser neuen Weite und Wucht die Fassung verlor. Solch totgeborene Kritik, die ablehnt unter Berufung auf den herrschenden Geschmack, auf die begrenzte Fügsamkeit also des Publikums wird Chateaubriand nicht aus dem Bereich des Existenten fortdiskutieren. Ich suche nach der Struktur dieser Organisation mit Spinozas unrichterlicher Gelassenheit. Unbeheimatet wie ich bin, ohne Begabung angesichts des unzweifelhaft Genialen, nicht fixiert, kaum gerichtet folge ich doch einer schwebenden Nadel, Werten kaum zu nennenden, die einmal spielen sollen, nur um Ihrer Bestätigung willen, daß es abstruse Subtilitäten sind. Und doch besorge ich, daß gerade sie einmal ihr Recht verlangen, das sie sich durchsetzen werden mit großem Éclat, wenn ihre Zeit gekommen ist, wenn es nicht mehr tödlich, sondern lebenspendend ist, um sie zu wissen.

Wie Joubert Ihnen mitteilte ist Chateaubriand in die Rue-Miromesnil umgezogen. Saint-Germain's sind um ihn, seine Frau, eine kleine Herde von Portiers bewacht Garten und Haus. Ein Bedürfnis umgeben zu sein drückt sich mit zunehmender Stärke bei ihm aus, der niemanden liebt und doch alle entzückt. Nie braucht er diesen und nur diesen, denn er gibt sich nicht und zeigt sich nie, allein er will gewärmt werden, er bedarf eines Rahmens, er muß Menschen sehen, um an etwas vorbeizusehen. Man fühlt, daß er einem kinderreichen Haus entstammt, wo man frühzeitig sich verschließt, um nicht unterzugehen und dabei lernt, die Genüsse des gleichgültig herzlichen Nebeneinander aller echten Intimität vorzuziehen.

Im Übrigen langweilt er sich mehr als gewöhnlich. Der kleine Wellenschlag der römischen Politik hat ihn hungrig gemacht nach großen Begebenheiten, ob er gleich nie lebhafter mit den Freuden des *καθ' ἑμῶς* kokettierte. In Wahrheit ist jede Art des Daseins ihm gleich zuwider, nur daß er zu wohl erzo-gen ist, diese elementare Gleichgültigkeit zu altichieren. Darin ist er ganz Hofmann, er ist immer lebenswürdig interessiert und spielt diese Komödie auch sich selber vor. Dazu kommt seine immense Energie, ein Drang nach Bewegung, nach Einübung seiner brachliegenden Kräfte. Ohne Zweifel wird er in die große Politik sich stürzen, sobald man die Arena ihm aufzut.

Vorläufig tröstet ihn der Zorn Bonaparte's. Das Furchtlose seiner Demission, die öffentliche Meinung, seine zunehmende Popularität, das alles erquickt ihn nicht halb so sehr, wie dieser eingebildete Zorn Bonaparte's. Madame Chateaubriand, die er nie aufgehört hat als die Frau Chateaubriand's zu respektieren, ist ganz in der Situation. Sie zittert, wenn er im Park de Monceaux sich verspätet, in jedem Bettler ahnt sie den verkappten Schergen. Er sieht, Rhetor noch in der Phantasie, sich zum Rächer, nicht D'Enghiens, aber der entronten Gerechtigkeit prädestiniert. Er und Napoleon, das ist die große Antithese der Gegenwart, ein Gegensatz von kosmischer Bedeutung. Von der Geschichte empfängt er seine Rolle, keine kleine, er der Tacitus dieser Zeit, der eigentliche Totengräber des Tiberius-Bonaparte. Am Aufgeputzten und Hergelieferten seiner Lage, zu der ihn eine unglückliche Manie die Wirklichkeit nach Analogien zu erfassen verurteilt, leidet er selbst. Allein im Ganzen schmeichelt es doch in dieser gewaltigen Beziehung sich zu erblicken. Es füllt ein klein wenig die große Leere aus, für gefährdet zu gelten. Man ist zu stark, um nicht verliebt zu sein in die Gefahr, auch wenn sie auf Illusion beruht, wie diese und man dunkel die Täuschung fühlt. Die Nerven spannt es an, man geht wie geschleudert, das Licht hat einen aufregenden Glanz und dringt wie mit Nadeln in das kampftolle, bretonische Blut.

Er arbeitet nicht und ist auf alle Literatur sehr schlecht zu sprechen. Man kann sagen, daß er nie einen Autor geliebt hat und an seinen Schriften nur das unsagbare Etwas, das sie zu den seinen macht, wie keine Hand so gut und reinlich die die unsre anfaßt, wie die eigene Linke. Nie bestimmte das Seltene einer durchdrungenen Wendung seine Tage, im Geförnten das unvergleichliche Mitschweben formloser Ichgewalten schuf ihn nie um. Seine Seele wächst nicht durch fremde Berührung. Sie wächst überhaupt nicht, sie liegt bereit, sie lauert unbeteiligt. Völker, Weltteile, Religionen, Schicksale ziehen an ihr vorbei, alles prägt sich ihr ein, nichts trifft sie wirklich. Berühren kann er nur selber sich. Mit einem Mal gerät dann sein melodisches Ich in Bewegung, Licht und Schatten verteilen sich neu, wie eine durchglühte Frucht löst ein Reifes ab sich vom plötzlich Erregten. Allein dieses Sichtbaren und Mehrwerden wird nicht als Wachstum erlebt. Er bleibt zurück, ärmer, verbraucht, stumpf geworden, unfähiger zuzugreifen, der Dinge sich zu versichern, ihnen Halt zu gebieten, mit neuer Bedeutung sie zu erfüllen.

Sie wissen wie losgelöst von aller Bewußtheit seine Erlebnisse auftauchen und verschwinden, wie der Strom seiner Gefühle in jedem Augenblick neu entspringt, ganz Richtung, ohne Geschichte, immer auf dem Weg. So kennt er, in der Unruhe des Weitermüssens nur den Widerschein seiner Zustände auf dem Anflut der Dinge. Er fragt nicht nach ihrer Herkunft. Er nimmt ihre Wirkung für eine letzte Tatsache. Die Literatur ist darum das gewichtlose Etwas, das ihn nicht ausfüllt, eine Vorbereitung, Schule, unvermögend seinen Ernst zu binden und deshalb selbst des großen Ernstes bar. Immer lockt ihn, durch ihre farbigen Schleier blinkend, die Tat, die erlösende Veräußerlichung.

Dabei ist sein Schriftstellertum selbst nur eine besondere Art der Veräußerlichung.

Er entfernt sich vom Quellpunkt seines Lebens mit jeder Periode, mit jedem beschwörenden Wort. Diese Richtung aufs Superfizielle ist seinem Talent eingeboren. Eine Unfähigkeit still zu stehen, sich abzusetzen vom Drängen und Stoßen der Inhalte, indem man willenlos und aus neuen Tiefen zu ihrem wolkenhaften Treiben emporsieht, eine Leidenschaft mit im Spiel zu sein, schleudert ihn immer wieder an die Peripherie des Bewußtseins vor. Nur so besitzt er die Welt: als Edelmann, als Abenteurer, als Mann der Tat, nur so seine Einfälle. Sie haben die Pflicht ihn einzuführen, gallionierte Diener oder Freunde von Rang, man weiß es nicht. Immer handelt es sich um seine Position. Noch im Unbegreiflichen, in seiner eigenen Gesellschaft noch, ist er politisch und voll berechneten Auftretens. Denn er liebt nichts so sehr wie den Glanz und duldet sich nur als den Glänzenden. So beraubt er sich selbst der großen Reibungen. Irgendwie gleitet er aus an der zu glatten Oberfläche der Dinge, stürzt und kann sich nicht halten zwischen den hergebrachten Vorläufigkeiten, die vorgeben Endgültiges zu sein, diesen wurzellosen Schönheiten, diesem Vordergrundpathos und Vordergrundtiefsinn.

Allein im Erfolg noch, im magischen Tanz sich stoßender Worte packt ihn die Ernüchterung. Denn er weiß um letzte Verbundenheiten mit sich und der Welt. Er kennt den Ruck, mit dem plötzlich und unwiderruflich eine Sache vor uns hintritt, das Befreite einer Imagination, welche angreift, das eigentlich Schöpferische ist ihm nicht fremd. Seine Atala und Renè, beide sind voll des glücklichsten Gelingens, Wendungen, die wie Blätter auf dunklen Wassern die Erschütterungen der Tiefe ausdrücken, die sie verdecken, Stellen der unbeirrtesten Wucht, wo im Sichtbaren Unsichtbares sich entscheidet und man ahnt, daß er, Flüchtling und Verfolger zugleich, sich endlich zu fassen bekommt.

Allein das sind nur Augenblicke, man kann sie zählen, Augenblicke der Sammlung, des ungeteilten Sichfindens, des königlichen Besitzens. Sofort verflackern die reichen Gesichte. Ungewiß, ob er ausharren soll oder handeln, fährt er mit der gespielten Überlegenheit des Routiniers dazwischen. Das Auge aber sieht doppelt, nichts bleibt in der Pein dieser halben Verwischungen, als der furchtbar steigenden Leere zu entreißen, in sie hineinzubauen, was der im Luxus des Gestaltens Erfahrene nicht missen kann. Ich fühle, wie vom Wendepunkt dieser mit nachlassender Schärfe erlebten Peripetien aus wirkend, sein Talent langsam und systematisch ihn korrumpiert. Er kommt nicht mehr zur Besinnung, es schleppt ihn vorbei an seinen eigenen Erlebnissen, es verhilft ihm zu unverdienten Tröstungen, statt sie zu formen, nährt es sich von seinen Bedürfnissen.

So verbaut er sich mit vorweggenommenen Erfüllungen den Weg zurück zu jener ursprünglichen Wahrhaftigkeit. Von einem heftigen und doch vagen Drang nach Erhebung auf vorgebildete, nicht selbsterrichtete Höhen entrückt, treibt er blind am Unscheinbaren vorbei, dessen Bewältigung allein seinem geistigen Ich das Zentrierte und jene tiefgründige Festigung verleihen könnte, die nur der im Ausdeuten des Nichtigen Originelle besitzt. Spricht er, so ist es immer der Unterschied von vornehm und gering, der ihn bewegt. Allein nie kennt man, vor was er flüchtet auf

dieser Flucht ins Entlegene. Er kommt nicht von seinem Portier, wenn er zum König geht. Es gibt nur ungewöhnliche Momente für ihn, doch setzen sie sich nicht ab gegen das Dumpe, das Stupide und Lethargische. Sie gehen nicht hervor aus ihm und seinen Erhebungen fehlt der Boden sich abzuschwingen, die konkrete Situation, der auslösende Zufall. Es ist eine Parthenogenesis des Sublimen, die da sich vollzieht. Das Gewöhnliche aber, das Niedrige bleibt ein rhetorisches Postulat, eine bloße Möglichkeit, ein Vorwand, sich stärker zu fühlen. In alle dem leitet ihn ein letztes und stolzes, ein sehr aristokratisches, aber doch ein Vorurteil. Das Sublime soll nicht eingehen können in die beliebig verschiebbare Front der gleichgültigen Erscheinungen. Die Pfütze ist eine Pfütze, kein Treffpunkt seltsam schillernder Farben. Es ist an bestimmte Inhalte gebunden, der Gebrauch hat sie festgelegt. Man kennt die Arena seiner Phantasie von vornherein. Darum nimmt Chateaubriand zum Ausgangspunkt, wohin andere auf tausend Umwegen gelangen. Er verfügt über die Skala des Außerordentlichen, ehe er sie erprobt, vor aller Ergriffenheit kennt er die Objekte seiner Begeisterung.

Dieser Konventionalismus des Wertens macht allen eigentlich geistigen Kampf überflüssig, man besitzt das Unverlierbare ohne Bemühung. Es gibt nur Anwendungen, keine Mehrung seiner. Ich frage Sie wieder: was könnte Chateaubriand bestimmen auf diese Anwendungen in politics zu verzichten, nachdem das Tautologische ihres formulierten Ausdrucks ihn bis zur Verzweiflung langweilt? Denn Sie begreifen, daß dieser Gesteigerte eigentlich ein Beraubter ist. Es gibt eine Krankheit der großen Worte, ein Fieber der extremen Gefühle, das den Ergriffenen von der Katastrophe ebensofern hält, wie von der Genesung, weil er, allzu vertraut mit den Gebräuchen, der Gebärde und dem Ritus der Leidenschaft von ihr selbst, ihrem drohenden Ungefähr und ihren jähen Erfüllungen für immer ausgeschlossen bleibt. Ihren bloßen Schatten spannt er über die grauenhafte Leere seiner in der Bewegung noch unbewegten Seele, man ist eiskalt, allein das seltsame Flimmern ihrer fernen Blitze, das Scheinhafte und doch Wilde ihrer gespielten Unrast umgibt das Gehirn mit namenloser Erregung. Ein eigentümliches in der Mitte zwischen Ernst und Charlatanerie kennzeichnet diese Lage. Man kann nicht sagen, ob ein ungeduldiger Wille zur Leidenschaft ohne Ehrfurcht vor ihrem unterirdischen Wachstum unreif und vor der Zeit die langsam keimende ans Licht zert, oder ob sie ganz erdichtet ist, in der gleichgültigen Fülle des Besprechbaren das anständigste Thema. Denn man steht doch irgendwie, so scheint es, in Flammen, man ist im Affekt, wenn auch nie in dem, welchen man ausdrückt, man empfindet und empfände man nur das Unempfundene seiner forcierten Rhetorik. Es könnte viel Leidenschaft, die niemals erscheint, wirksam sein in der atemlosen Hast, mit der man das Unedechte, seiner pathetischen Haltung zu Liebe willkommen heißt. Aber im letzten Grund ist man doch ohne unmittelbaren Zusammenhang mit irgend einer Sache, sich selbst so fremd, wie den letzten Dingen, für die man glüht, ohne Kontinuität, ohne Erlebnisse, ohne wirkliche Spannung, auf Vermittler angewiesen und immer die Mittler mehr liebend als das Göttliche selbst.

Was ich so schildere, ist nicht die Lage Chateaubriands allein, es ist die Lage der rhetorischen Naturen überhaupt. Immer zwingt sie das Doppeldeutige jeder Regung ein Ungültiges zu setzen an die Stelle des Eigentlichen, das sich entzieht und nur das Durchgehende ihrer Unsicherheit gibt den Gedanken und Erhebungen jene verführische Einheit, die Notwendigkeit vorkauscht, wo abenteuerndes Schweifen bestimmte. Diese Unsicherheit greift nach dem Hergebrachten zuerst. In der Ungebundenheit ihres gleitenden Zerfließens hat sie ein Maß für die Haltung der Festgelegten. Man weiß, um welcher Güter willen Menschen starben, man kennt diese letzten Höhen, man klammert sich an sie, ohne Glauben, aber mit der Verzweiflung des Ausgestoßenen, den nichts mehr hält, als der Glaube der anderen. Dabei spricht man zu sich selber, als gälte es ein törichtes Publikum zu überreden, mit verwischenden Übertreibungen, mit einer Eindringlichkeit, die mißtrauisch macht, bei aller Phantasie monoton in der Angst wegzublicken von der Verschlingung des Großartigen, als könnte man trivial werden, als genüge eine weniger künstliche, eine unbedachte Wendung des Kopfes, uns der Leere zurückzugeben, aus der wir stammen, dem eigenen Nichts, der ungewiß starrenden Öde.

Man fragt sich: Was gibt einem solchen Leben Stetigkeit, Richtung und übergreifende Form? Die Bedürfnisse der anderen? Oder eine gewisse Periodizität der inneren Stürme? Was leitet aus so ziellosen Geschehnissen, in dieser Geschichte, die keine Geschichte ist? Daß alles wächst, weitergeht und sich ründet? Dieses Leben von der Hand in den Mund. Dieses Nur=Glanz=sein aller Bewegtheit, ein wahlloses sich Verausgaben in Glanz, ohne Sicherung und Rückhalt. Ein Verschwinden, wo das Wegschleudern erst den Besitz erzeugt, daß man die Erstorbenheit nicht vorstellen mag des Chateaubriand, der nicht arbeitet oder reißt. Diese exaltierte Kälte, die losdonnert in einer glühenden Stille.

Von Chateaubriand sagt man, er sei die erste Imagination, die Frankreich besessen, das wohl ihre Geste kennt, ihr unerschöpfliches Strömen aber nicht. Soviel ist gewiß: Sein Auge haftet unsterblich an Gebilden, die Form und Nodnichtsform, ohne Zahl ihn umlauern. Er ist, sobald er es achtet, bedrängt und besessen von diesen unsinnigen Schemen, die antlitzlos und ungreifbar, ohne Wärme, Blut von seinem Blut und doch wie etwas Fremdes, etwas Beängstigendes an ihm vorbeifluten. Zuweilen vermag er in jähem Umreißen etwas zu packen. Dann taucht wie aus dem Nebel, und verfestigt sich einen Atemzug lang das härtere Geschaute. In solchen Momenten ist er wie erlöst, den Tränen nah, unbekümmert, warm beinahe und von singender Schwermut. Denken Sie an die Atala: Die neuen Farben, die von gebrocheneren Empfindungen sich losringen, diese gemalte Rhythmik kaum hörbarer Geräusche, das achtsam Zuverlässige der Schatten. In diesem anspruchslosen Studien steckt mehr Phantasie als in den grandiossten Visionen. Hier ist die phantastische Wirklichkeit einer Sache gegeben, eine neue, noch nie geschaute und doch aufzeigbare Qualität. Mit Unrecht spricht man von solchen Gesichtern wie von Erfindungen, es sind Erkenntnisse, die in Schönheit verkleidet, ohne Für und Wider sich durchsetzen, vom individuellsten Fühlen, in das gebettet sie reifen, mit unfaßlichen Schauern überspielt.

Im Allgemeinen aber fehlt seiner Phantasie diese absichtslose und unbeirrte Realistik. Ein rhetorisches Element verfälscht ihre spezifischen Synthesen. Er vergewaltigt seine Eindrücke, sie sollen diese sein und keine anderen. Denn das Publikum steht vor und hinter der Sache, klatscht oder wendet sich ab. Wo Chateaubriand erlebt, da assistiert die Öffentlichkeit. Amerikas Savanen sind nicht weniger Boulevard für ihn, als das Totenbett der Madame Beaumont oder seine religiöse Bekehrung. Darum gestattet er sich nur ehrenvolle Gefühle. Schamhaft genug das Infimste nicht preiszugeben ist er auch vor sich selber ohne Infamität, verheimlicht sich was vorgeht und diszipliniert seine Einfälle.

Diese ursprüngliche Einstellung auf die soziale Seite rein innerlicher Vorgänge macht ihn nicht nur unbewußt bis zur Naivität, sie verdirbt auch beim Übergang ins Ausdrückliche seine Phantasie. Denn stärker als sie, ist sein fatales Gedächtnis. Er erstickt an der Fülle bis ins Einzelne reproduzierter Erfahrungen. An die Stelle des Gestaltbaren tritt dürres Wissen und was so im Bekannten die schöpferische Auswahl trifft, das ist kein Bildungsgesetz der geistigen Organisation, sondern eine sehr äußerliche Absicht, die Rechnung auf den Effekt, Politik und seigneuraler Pomp. Impresario seiner Gefühle verfügt er über die Kategorien des Wirkungs-vollen, wie niemand vor ihm. Er nimmt sie für Wahrheit, aber Sie kennen die Vertauschungen: Eine Addition von Farben gilt als Bild, das Eindringliche wird im Grandiosen, im Exotischen das Seltsame gesucht. Die Unterschiede weiten sich zu Gegensätzen und die Antithese, diese primitivste Form des Denkens, gibt ihm die Welt.

Dabei ist Chateaubriand voller Verachtung für das Publikum und über die Gloire, die allein ihn bestimmt und der er sein Innerlichstes opfert, wird er nicht aufhören zu spotten. Allein er braucht die Gesellschaft, er fühlt sich, er begreift sich nur durch sie. Sie ist der Thon, den zu formen ihn gelüstet, freilich nur Thon, aber durchaus unentbehrlich. Kunst, Religion, Liebe, das Persönlichste wird ihm zur sozialen Angelegenheit. Diese Abhängigkeit verpflichtet, sie zerrißt ihn, denn er ist doch wieder zu geistig, um in dieser Wendung Ruhe zu finden. Ein Etwas, das nie erscheint, steht hinter seinen Ambitionen, Entschlüssen, Taten und Affekten; es erscheint nicht, ob es gleich ihn beunruhigt, es entwertet nur jede Situation, es macht ihn einsam zwischen den Vertrauten, trübsinnig zwischen den Unbedenkllichen, dieses nie gelebte, dies sein eigentliches Leben, das er von sich wegschiebt mit Begriffen wie Ehre, Ruhm, Erfolg, als besäße er wenigstens diese Dinge. Und doch besitzt er sie nicht, er ist tiefinnerlich gleichgültig gegen sie, in seinen besten Stunden fast feindselig, als wären sie gewonnen durch heimlichen Betrug am Wesentlichen. Diese selbstgesponnenen Netze, und daß er nicht mehr zurück weiß! Nur um in Bewegung zu geraten nimmt er Stellung und weil das Künstliche dieser aktiven Rolle jedes nüanzierte Verhalten ausschließt, steigert er seine Indifferenz trotzig zu Liebe oder Haß.

So trifft uns von einer neuen Seite das Widerspruchsvolle seines Wesens, eine Zerrissenheit, die Erscheinung bleibt, je tiefer man sie faßt, die durch den ganzen

Menschen hindurchklafft, wo immer man ihn aufschlägt. Es gibt Naturen, die vom Reifwerden ausgeschlossen sind, wie andere reifgeboren sind. Chateaubriand trägt den Sprung im Herzen, der nie ausheilt. Eine feine Vergiftung, das ist sein Leben. Er ist nirgends zu Hause, der Nieabgeschlossene, bei sich selber zu Gast, der pittoreske Fremdling. Mögen andere das Renaissanceideal des »ganzen Menschen« proklamieren. Ich läugne den Anspruch des Einzelnen auf Vollkommenheit. Wer gehorcht, wer sich einrichtet und resigniert, der sich anpassende Mensch mag im harmonischen Gleichgewicht seiner Kräfte die sublimen Unrasse begraben: Der Ruhm des Ausgeglichnen, des Gemilderten, des Weisen wird ihm nicht fehlen. Allein um die unerreichbare Vollendung weiß nur der mit sich selber Zerfallene, der wie die Welle des weiterdrängenden Lebens selbst im herben Wechsel von Sturz und Aufstieg den zurückweichenden Küsten entgegenstürmt.

Chateaubriand allerdings neigt dahin, die Kontinuität seiner Erlebnisse mit der Kontinuität der kausal bedingten Erfolge zu vertauschen und diese Bindung seines Elans durch die Erwartungen und Nöte der anderen beraubt ihn der tieferen Freiheit. Darum allein erscheint die natürliche Vieldeutigkeit des Bewußtseins bei ihm als Widerspruch. Er weiß sich nicht eins mit seinem Schicksal, er widerstrebt ihm noch, er widerstrebt sich selbst damit und wundert sich, daß in endlos neuen Verkleidungen nur seine ursprüngliche Zwiespältigkeit ihr Recht zurückverlangt, beim Verteilen der Betonungen die maßgebende Rolle zu spielen.

Es war vor wenigen Tagen, da überfiel ihn ein älterer Herr mit den Argumenten der Encyclopädie. Chateaubriand explodierte in Bildern und großen Worten. Herr X. schien einigermaßen betreten. Die Methode des Genie du Christianisme war ihm entgangen. Er hielt es für schlechte Zucht auf Argumente zu antworten, indem man die Entbehrlichkeit aller Gründe demonstriert. In seiner Zeit führte nicht nur jeder den Degen und hatte soignierte Allüren, man besaß auch für alle Überfälle des Geistes die nötigen Sicherungen; doch galt es für unerzogen, Dinge zu sagen, die im Handbuch der geistreichen Sitten nicht vorgesehen waren. Man liebte die Bewegung über alles und es gab keine Gefechte, die nicht vor allem Kampfschon entschieden waren, da sie nur zu neuen Gefechten der Vorwand waren. Die Möglichkeit überredet zu werden erfüllte aber dieses im Spiel noch präzise Gehirn mit Schrecken und er verlor immer mehr, was ihm noch nie passiert war, die Fassung. Chateaubriand merkte nichts. Allein der mattere Widerstand seines Gegners und das instinktiv Chevalereske seiner Natur verführte ihn zu ausgleichenden Bekenntnissen. Der Katholizismus, so sagte er, sei die einzige Schule der Beredsamkeit für den modernen Menschen, außerdem habe er es immer für distinguierter gehalten zu glauben, als nicht zu glauben. Im übrigen wüßte er von keinem Mann, der geglaubt hätte, wie Frauen glauben, denen nicht viel an der Wahrheit liegt, sondern schon Augustins Credo sei ein Glaube *quand-même* gewesen, Askese, mehr Wille zum Glauben, als Glaube selbst.

Ich konnte Herrn X., mit dem ich Chateaubriand verließ, nur schwer überzeugen, daß die spielerische Sicherheit des Genie du Christianisme auf keinen *sacrificium*

intellektus zurückdeutet. Chateaubriand zog von jeher das Wissen dem Erkennen vor, und obschon die spitzten Wendungen der Aufklärung die Krankheit des öffentlichen Mißbrauchs noch nicht überwunden haben, sind sie erlernbar, so gut wie die Argumente der Kirchenväter. Er selbst war in Verlegenheit, Gründe für seine »Bekehrung« anzugeben und fand nur die Tränen seiner sterbenden Mutter mit viel Gefühl für dekorative Situationen, aber wenig Ahnung von tatsächlichen Zusammenhängen. Viele der widersprechendsten Motive werden objektiv in solchen Begebenheiten. Doch wissen Sie, daß wir nicht nach Motiven suchen.

Seit Rousseau hat man wieder den Mut zu seinen Passionen, allein der Fluch Pascals hängt noch irgendwie über ihnen. Chateaubriand kommt von Rousseau, doch verleugnete er ihn früh und Pascals Haltung wurde von neuem mächtig in ihm. Zwar hat er nie aufgehört, an die große Sensation zu glauben, die von Außen kommend die Leere seines Wesens ausfüllen würde. Darum ist wohl Pascals Leidenschaft sich auszuhöhlen ihm fremd. Allein die Nichtigkeit des Begehrten, die jener sich einredete, die er wollte, über der er tyrannisch und finster seine gewappnete Innerlichkeit aufrichtete, erlebt Chateaubriand, der so gerne sie nicht erlebte. Was Pascals Härte setzte und wegnahm, seine erarbeitete Einstellung, ist bei Chateaubriand Natur.

Deswegen irrt man, wenn man von seinem Katholizismus spricht, wie von einem wissenden Sichumgeben mit verheißungsvollen, das Unirdische dem Irdischen nahe rückenden Schranken. Er war nie aus Skepsis müde und wach, wie einer, der die aufreibende Nichtigkeit des Besten, die erlebte auch durchschaut hätte, die unentrinnbare Bindung des Edlen an das Vulgäre und dem nichts mehr bleibt als die Flucht ins ganz Einfache und Primitive. Er besitzt vom Zweifelnden nur die Begehrlichkeit. Diese allerdings ist ungeheuer. Sie geht wie ein Feuer von ihm aus. Sie frisst die Farben von den Dingen ringsum. Was er anrührt zerfällt in Asche, so hat die vorausgeeilte, stehende Flamme die zähe Verbundenheit des Lockenden zermürbt. Ein Kitzel im Gehirn, ein Gähren und Drängen des rastlosen Bluts, das die Wege der Befriedigung nicht kennt. Fast blind und ziellos, aber ohne Ende Gegenstände neu erzeugend, so schießt empor und duckt sich zusammen die unbeständige, die rücksichtslose und willkürberaubte Glut, in der er schreitet. Er verbraucht, was ihm entgegentritt mit rasender Schnelligkeit. Er überfordert es, ohne ihm gerecht zu werden. Eine Wut an das Ende seiner Gefühle zu gelangen macht ihn widerspenstig gegen ihre natürlichen Umwege. Jede Lust beraubt ihn der tieferen Lust, wie könnte er sich packen lassen von ihr! Seine schalen Genüsse zu schärfen, verquickt er sie mit Vorstellungen von Tod, Untergang und Qual. Alles dauert ihm zu lang und zergeht zu schnell. Er hat die grausamste Art einer Frau zu beweisen, wie sehr sie ihm entbehrlich ist, wie sie um alle anderen, die Reizvolleren, die Niegekösteten, die Unendlichen ihn bestiehlt, ohne in den lichten, entschwebenden Schatten sich zu verwandeln, der allein, weil niemals errafft, auch niemals enttäuscht. So greift er nach dem Zerbrechlichsten, als hinge unermessliches Heil an ihm — gelangweilt, zerstreut, nach Köstlicherem spähend

läßt er aus schlaffen Händen ungenossen es fallen. Er mordet, bloß um zu morden. Es sättigt nicht, es füllt ihn nicht aus, es macht ihn nicht reicher. Man rechnet sich's vor, wie oft, Amerika, den Krieg, die litterarischen Triumphe, Rom, Freunde, Macht, in der Enttäuschung noch der Stolz des Enttäuschtseins. Allein das Erlesenste ist nur ein Sandkorn der ansteigenden Wüste. Immer wieder überfällt es ihn, den Vielgereisten, den von allen Stürmen und Schauern Gepflügten, daß sein Leben nie Leben war, daß nichts schmiegsam genug und alles zu zäh ihn festhielt und daß sein unersättlicher Hunger nach dem großen Unbekannten wuchs, je mehr er ihn stillte.

Diese cerebrale Lüsterheit nun, die sich auf alles wirft, durch eine seltsame Wendung hat sie des Entlegensten unter dem Erreichbaren, der Religion sich bemächtigt. Bei Pascal noch ein Mittel die profane Concupiscenz zu bändigen, ist sie bei Chateaubriand gerade deren Opfer, eine Sensation mehr, ein neuer Kontinent voll unentdeckter Farben, etwas Berauschendes, ein Vorwand zu trunkenen Worten. Es ist das der merkwürdigste Dambruch im Gebiet des Geistes, eine Entfesselung der irdischen Regungen, die der Katholizismus durch heimliche Überführung in ein System von Zeremonien, Geboten, Symbolen und Visionen unschädlich gemacht hat. Denn an der Vergeistigung unserer sinnlichen Bedürfnisse, die bewirkt, daß wir wie zwischen künstlichen Gärten in Früchten aus Metall und Blumen aus Diamant den geadelten Staub kosten, den wir verachten lernten, reiz Chateaubriand die Vergeistigung. Nur das Sinnenfällige, das verstedte, das unter geweihten Hüllen flimmernde, klingende, löst er los aus der spirituellen Umklammerung — und genießt es als solches. Das allein behielt er zurück, dies, von den Gedanken aber ihre Hierarchie und von den religiösen Affekten nur ihre Gebärden. Es ist die Religion im Bilderbuch, die er anpreist, ein ästhetischer Katholizismus, ein Hymnus der Fassade.

Man fühlt, daß hinter dem Genie du Christianisme keine religiöse, aber auch kein intellektuelles oder moralisches Erlebnis steht. Sondern derselbe Drang, der ihn in die Urwälder Amerikas entführt, treibt ihn durch die Gebilde der christlichen Welt. Ein großes Abenteuer, das ist sein Katholizismus. Das letzte, was aufrecht stand und lockte in der Öde, der unter Pascals wilden Verneinungen zerborstenen Erde. Denn Chateaubriand hat zu allen Dingen, zu den geistigsten noch, nur eine Beziehung. Er will sie haben, er will sie halten, in einem ganz unzweideutigen Sinn will er sie dienstbar sich machen und sie besitzen. Er hat zugreifende Hände. Die Sachen sind, was sie sind, hinzutun kann er nur dies, daß er sie ergreift. Darum liegt ihm wenig am Erkennen, wenig am zwecklosen Gestalten. Der Genuß seiner eigenen Bewegung, das ist mehr als das hohe Bewegende, wirklicher, farbenreicher, das was betäubt, die züngelnde Ekstase. Darum gilt jede Sache nur, was sie an Sensationen umschließt. Ihre Eigentlichkeit, die fremdartig Unergründliche entzieht sich dauernd, auch was sie wird für den Frager, der wissen will, was sie sei. Es bleibt nur, in der glühenden Umschlingung die gestammelte Inspiration. Darum besitzt Chateaubriand nichts, weil er alles besitzen will. Er

ist immer der Betrogene. Die vornehme Einsamkeit verzweifelter Genüsse umgibt ihn, doch wendet er sich ärmer aus jeder neuen Begegnung. Man kann nicht besitzen, wo man begehrt.

Daß er nicht ohne Ehrfurcht ist, für alles, was ihn enttäuschte, das gibt seinem Leben das sonst zerginge die dauernde Einheit. Damit aber vollendet sich seine Rückkehr ins Soziale. Denn von den Verheißungen seines kindlichen Vertrauens behält er nur, was alle besitzen. An diese Reste zerfallener Träume klammert er sich mit pathetischen Worten und mit der Zuverlässigkeit dessen, der seine Impressionen von gestern zu seinen Überzeugungen von heute machen muß, weil er sonst ohne Gegenwart wäre.

Sagen Sie nicht, was aus meinen Briefen an Sie hervorzugehen scheint, der Begabte sei eine Parabel vom Selbstverständlichen über das Wunderbare zurück ins Selbstverständliche, ein überflüssiger Aufwand, mehr nicht. Die Spannung, aus der die Welt immer wieder neu erzeugt wird, hält sie auch über dem Abgrund. Denn ein unentrinnbares Gesetz hat, was nicht zu entbehren ist an das Überflüssige gebunden. Wir alle aber sind nur Parasiten der großen Verirrungen.

Leben Sie wohl und nehmen Sie, was allein durch Ihre Ergänzungen lebt, diese orphischen Sprüche als den geschlossensten Ausdruck meiner nie eingestandenen Verbundenheit mit Ihnen.

Ihr P.

FRANZ BLEI: GLOSSEN ZUR FRAUENFRAGE

MORAL FÜR DIE FRAU. Es sind in dieser Zeit so viele gemeine Kräfte am Werk, die Geselligkeit einer kultivierten Gesellschaft zu zerstören, indem sie die völlige Verschiedenheit der Geschlechter leugnen, daß man immer wieder diese Verschiedenheit betonen muß, ja selbst davor nicht zurückschrecken soll, sie mit Lust zu übertreiben. Die reichsten Formen des Lebens bildeten solche Zeiten aus, denen die stärkste Differenzierung der Geschlechter eigentümlich war, und ins Kümmerliche und Rohe werden die Formen einer Zeit fallen, die davon redet und danach handelt, daß die Frau vor allem Mensch sei und damit mehr als eine Selbstverständlichkeit sagen will. Diese Frauen, die vor allem Menschen sind, weil sie es zu der Steigerung Frau nicht zu bringen vermögen, bilden mit jenen Männern, die vor allem Menschen sind, weil ihnen nichts Männliches besonders eigentümlich ist, einen Haufen besitzloser Barbaren, die ihrem heimlichen Neid das Pathos der lauten Verachtung geben und eine Gleichheit verlangen, die ihnen ihre Armut erträglich machen soll. Die aus dem Gehirnvolumen der Frau beweisen, daß sie alles lernen und treiben kann, worin ein Mann seine Zeit in rastloser Zweckhaftigkeit hinbringt, sind die Gegner wert, die das Gegenteil beweisen. Das Mädchen mit männlicher Allüre, das gegen den bekannten Priapismus des Mannes Vorträge hält, ist die Schwester wert, die das Geschlechtsvergnügen jedes und besonders des illegitimen Paares wohlwollend protegiert und in der »Freien Liebe« das Heil der Welt erblickt. Oder die andere Schwester, die sich von einem davon nicht minder überzeugten Manne unverheirateter Weise ein Kind machen läßt, nur um zu zeigen, daß sie jene höhere Moral besitzt, von der sie dem Programme nach den Anfang einer neuen Welt datiert. Höhere Moral ist das Wort für schlechte Gefühle, die sich für Ideen halten, für üble Manieren, die man sich nicht mehr abgewöhnen kann, weil sie verrottete Instinkte immer aufs neue nähren. Wer die moralische Praxis seiner Umgebung aus irgend einem Grunde nicht beherrscht, wird dieser Praxis die Schuld geben und sie verwerfen. Aber es ist flatus vocis, wenn er sich für eine höhere Moral bestimmt meint. Ein Unvermögen soll verborgen werden. — Die Moral, das ist die Kraft zur Form. Es gibt Schwache, die verbergen wollen, daß sie schwach sind, und sie tun es damit, daß sie sagen: Die Moral, das ist die Schwäche. Man wird immer bemerken können, daß die so sprechen es zum Besten im Leben nicht bringen: ihm eine reiche Form zu geben. Man ist aus irgend welchen Gründen überreingekommen, dies und das nicht öffentlich oder zu andern als bestimmten Zeiten zu tun — wer einigen guten Geschmack und Sinn für Ordnung hat, wird sich daran halten. Keiner Dame wird einfallen, heute einen Hut zu tragen, der im vorigen Jahr die Mode war, denn sie würde in ihr nicht angenehmer Weise auffallen. Im Seebad und nur da zeigt man sich öffentlich so wenig bekleidet und dekolletiert nur dann und da. Die Moral folgt dem gleichen Gesetz Übereinkommens und Geschmackes wie die Mode. Zu der Dame gesprochen: Hüten Sie sich, daß das, was man die Gesetze der Sittlichkeit nennt, mehr für Sie bedeutet als eine formale Regel des äußeren Lebens, die Sie ebenso einhalten

müssen wie eine neue Mode. Sprechen Sie von der Sittlichkeit so ernst wie Sie von der Frühjahrsmode sprechen und niemals leichtsinnig und frivol, in dem Glauben, Sie müßten Ihre Freunde darüber aufklären, daß Sie diese schönen Gesetze nicht ernst nähmen. Sprechen Sie von der Sittlichkeit am besten so wenig wie Sie von der Art ein Ei aufzuschlagen sprechen, beides ist eine Übung und kein Gesprächsstoff, und nehmen Sie diese Formen hin nicht als ein willkürliches System erdachter Regeln, sondern als die nichts als sinnvolle Folge des Lebens selber. Tun Sie nichts bloß um dieser Formen willen — Sie schlagen ja das Ei auf, um es zu essen — aber versäumen Sie nie, in allem was Sie tun, auf diese Formen alle Rücksicht zu nehmen. Ihre Schönheit hat den Ruf eines esprit fort durchaus nicht nötig, um sich bemerkbar zu machen. Saint-Simon erzählt von einem alten Erzbischof, der jeden Tag seine Geliebte, die Herzogin von Lesdiguères, bei sich sah. Er promenierte mit ihr in seinem schönen Parke von Conflans, und in einiger Entfernung von den beiden folgten Gärtner, welche die Schrittspuren auf dem Wege mit Rechen beseitigen mußten. Lassen Sie zum mindesten auf Ihren Wegen die Gärtner hinter sich gehen. Die sogenannten Vorurteile werden viel grausamer vollstreckt als die Urteile und kennen keine Berufung. — Sie haben entartete oder verunglückte Schwestern, die im ruhigen Gang der Dinge für sich kein Heil finden können. Also beginnen sie, sich über Form und Regel hinwegzusetzen, zur »Freien Liebe« einzuladen, oft in der nicht immer undeutlichen Hoffnung, wenigstens einem Schütternen zu sich Mut zu machen. Halten Sie sich diese Frauen und dieses Gerede vom Leibe, wenn Ihnen die Freiheit Ihres Tuns wertvoller ist als die Freiheit Ihrer Worte. Zeigen Sie nie mehr Intelligenz als Ihre Schönheit ohne Schaden verträgt, auf daß man nicht meine, auch Sie trieben dieses falsche Spiel vertauschter Funktionen. Machen Sie sich lieber etwas dümmer. Unter das Niveau Ihrer Schönheit kann Ihre Dummheit nie sinken. — Glauben Sie den Lehrern und Lehren nicht, die Sie vor die Entscheidung stellen: so oder so, Natur oder Kunst, Scham oder das Gegenteil. Diese Gegensätze existieren nur hypothetisch.

DIE SCHWÄRMER. Es gibt Männer, denen bei jeder Frau der Mund wässert. Sie sind gar nichts wert. Nur der unbedeutende Mann hat dieses stets bereite Entzücken für die Frau, Worte dafür wie aus einem schlechten Couplet. Die Männer, welche die Liebe und die Frauen über alles setzen sind nicht die, die am meisten, und schon gar nicht die, die am besten lieben. Es sind Leute, die für das Wenige, das sie geben können, sehr viel erwarten. Sie betrachten ihre Liebe als einen Freibrief für ihre Gewöhnlichkeit.

VON DER LIEBE. Es gibt Frauen, die sich mit der Liebe einlassen, weil sie ein Recht darauf zu haben glauben oder weil sie davon gehört haben, oder aus langer Weile oder aus Neugierde. Solche Frauen werden alle Grade der Enttäuschung erleben. Man möchte ihnen dies sagen: Tun Sie es nur, wenn Sie sich ein Spiel versprechen, in dem Sie alles verlieren, aber auch alles gewinnen können.

Dies hängt allein von der Macht ihrer Schönheit ab, nicht vom Manne. Sie müssen wissen, was Sie einem Manne zu geben, was Sie von ihm zu bekommen haben. Je früher Sie das wissen, um so besser. Sie bezahlen dieses Wissen nie zu teuer, denn es kann Ihnen das Leben gewinnen. Kommen Sie spät dazu, so nützt es Ihnen nichts mehr, denn Sie wissen dann wohl, was Sie geben können, es ist aber keiner mehr da, von dem Sie etwas zu bekommen haben. Irren dürfen Sie sich, wenn überhaupt, nur einmal: das erstmal. Diesen ersten Irrtum entschuldigt die Verwirrung der Mädchenträume. Bringen Sie nicht allzuviel Jahre mit diesen Träumen hin. Daß das Mädchen heute nicht wie zu Großmutter's Zeiten mit sechzehn Jahren heiratet, ist einer der Gründe für die Kalamitäten, die man unter dem Namen Frauenfrage zusammenfaßt. Diese Träume bekommen, zu lange geträumt, eine qualvolle Wirklichkeit — ein sehr lästiger dritter Teilnehmer in Ihrer ersten Umarmung. Gewiß, Sie erdrücken ihn darin, aber das Tote wird sentimentalistisch auferstehen und Ihnen den Teint ruinieren. — »Aber man muß lieben, um sich mit Grazie hingeben zu können«, sagte Annie D., eine schöne blonde Schwedin. Aber: welche Frau sollte dies nicht fertig bringen, dem Manne diese Täuschung, daß sie ihn liebe, zu geben? Und nur um diese Täuschung handelt es sich ja hier, wo von der Frau gesprochen wird, die eigentlich nicht liebt, sondern davon gehört hat, ein Recht zu haben meint, usw. Es ist für alle Fälle, besonders in Hinsicht auf den guten Ruf, wichtig, sich diese Rückzugslinie offen zu halten. Sollte es Ihnen passieren, daß Sie einen Mann enttäuschen, das heißt: sollte es Ihnen nicht gelungen sein, dem Manne diese bestimmte Suggestion von sich zu geben, als nach der verlangend Sie seine Not erkannt haben, so bemühen Sie sich nicht, das etwa damit gut machen zu wollen, daß Sie sich ihm von einer andern Seite zeigen. Tun Sie nichts und geben Sie den Fall auf. Verwenden Sie Ihre ganze Klugheit auf nichts sonst als auf den Rückzug — der muß aussehen wie ein Sieg, den auszunützen Sie nicht Lust haben. Vermeiden Sie dabei das Wort möglichst, denn in vielen Worten könnte sich leicht ein Affekt verraten, ja, viele Worte verraten ihn schon, was immer Sie auch mit den Worten sagen, ob Sie von der Sache selbst sprechen oder vom Wetter. Vergessen Sie nie, daß Sie selber an dem Malheur Schuld sind. Machen Sie dem Mann keinen Vorwurf, denn damit wecken Sie ihn aus seinem erotischen Halbschlaf: er sieht auf einmal ganz klar, und Sie haben den Schaden davon.

VON DER EIFERSUCHT DES MANNES. Wenn er nicht dabei ist, erzählt man von Herrn von B., daß er seine Frau mit vier Liebhabern auf einmal überrascht hat. Die vier Liebhaber stimmen, aber die Überraschung betraf nur die Zahl: B. hatte nur drei erwartet. Als er von seinem verborgenen Ort aus — um den seine Frau übrigens wußte — die vier sah, sagte er: »Zwei... drei, vier Geliebte. Viermal ist sie Frau! Nun muß ich vier Existenzen in mir entfalten, um sie bis zur Sättigung zu lieben.« Das ist eine sehr einfache Rechnung. Vier Frauen verlangen vier Männer, vier Frauen in einer verlangen vier Männer in

einem. Daran ist nichts erstaunliches. Es gibt sehr banale Gründe für die männliche Eifersucht. Die Angst vor dem Vergleichwerden z. B., welche Angst manchen so sehr auf dem Jungfrautum seiner Frau bestehen läßt. (Was aber auch bei andern noch andere Gründe hat.) Kennt die Frau nur einen Mann, so kennt sie keinen, und sie muß sich mit dem guten Glauben trösten, der gerne zu dem schlimmen Aberglauben entartet: alle Männer sind gleich. Die meisten Eifersüchtigen haben Grund, diesen Aberglauben ihrer Frau sehr bequem zu finden. Ein weniger banaler Grund der Eifersucht beim Manne ist der Geschmack. Es gibt Frauen, die durch Untreue zur Karikatur werden, da ihnen nur die Treue steht. Der Mann verträgt die Geschmacklosigkeit seiner Frau nicht: das ist seine Eifersucht. Auch Phantasielosigkeit des Mannes ist ein Grund der Eifersucht: er kann sich nichts vorstellen und wütfet deshalb. Das Gegenteil solcher Phantasielosigkeit besaß Herr von B. in hohem Maße. Daß er, als seine Frau bei Sieben anlangte, sich nicht mehr mit sieben in die Gleichung setzen konnte und seine Frau verließ, war nur persönliche Talentlosigkeit, kein Fehler in der Rechnung. — Daß die Eifersucht ein Reizmittel sein kann, zeigt die Geschichte des älteren Gatten einer jungen Frau. Er lud sich einen jüngeren Freund auf sein Landgut, der sich in die Frau verliebte und sie noch etwas vague in ihn. Bei der ersten noch ganz harmlosen Aussprache — er hielt nur ihre beiden Hände — überraschte die Beiden der Gatte. Der Freund verließ das Landgut auf der Stelle und erwartete von seinem Freunde die Forderung. Es kam aber ein Brief des Gatten, worin etwa stand: »da auch dieses Mittel, die Eifersucht, nicht den erhofften Erfolg gehabt hätte, so bliebe eben nichts anderes übrig«. Der Mann hat erst seine sehr geliebte Frau und dann sich, den die Frau nicht weniger liebte, erschossen. Anders war Herr von L. Nach langem Kranksein nahm er, dem Tode nahe, von seiner Frau Abschied, um, wie er sagte, seine Gesundheit auf einer längeren Reise zu suchen. Allmonatlich bekam die Frau einen Brief ihres Mannes, von außer Land, von über der See, aus dem Süden und aus dem Norden. Jeden Monat einen ganz kurzen hübschen Brief durch elf und ein halb Jahre durch — den letzten genau an ihrem fünfundvierzigsten Geburtstag: »Ich schreibe dies in meiner Todesstunde, die mich erteilt, nicht unerwartet, acht Tage nach unserer Trennung, während welcher Zeit ich 137 Briefe an dich verfertigte und denen zugehen ließ, die sie dir allmonatlich schicken sollen. Dieses ist Nr. 138 und leider der letzte. Aber du wirst, wenn du ihn bekommst, genau fünfundvierzig Jahre alt sein und M., mit dem du mich betrogst, wird dich nun nicht mehr heiraten, wie er es sicher getan hätte nach deinem Witwenjahr vor 10½ Jahren. Ich sterbe sehr ruhig in dem Gedanken, dich daran verhöndert zu haben, daß du deine Untreue durch eine Heirat legitimierst.« Dieser törichte Eigensinn eines Sterbenden brachte es wirklich zustande, daß die arme Frau ihren Mann zu betrügen meinte, da er schon über elf Jahre tot war. Und also doch nicht tot. Da zwei Wochen bevor Nr. 138 ankam, auch der Liebhaber gestorben war, befand sich die Dame in höchst zwiespältigen Trauerverhältnissen. Mehr als alle andern Tragödien haben die der Eifersucht eine immanente Komik. — Als Lord

Abercon erfuhr, daß ihm soeben seine Frau mit einem Geliebten durchgegangen sei, schickte er eilends den Beiden seinen Wagen nach, da er es unsittlich fand, daß eine Lady Abercon in einem Mietswagen fahre. Ein Bankier hörte in London, daß seine Frau in Wien mit ihrem Geliebten täglich ausfahre und immer die besten Pferde aus dem Stall dazu einspannen lasse. Er ließ durch seinen Diener Joseph seinem Kutscher Anton schreiben, er möge die alten Fuchsen dazu nehmen, die für den Dienst noch gut genug wären. Man möchte neben den Tragödien der Eifersucht mit ihren ewig gleichen Peripethien von Totschlag und Selbstmord diese sublimierten Variationen, wie sie das Beispiel der beiden so verschiedenen Herren zeigt, nicht vermissen, denn sie fördern wirklich die Sittlichkeit.

DIE MODE. Es gibt Leute, die ein Vernichtungswort über die Mode damit auszusprechen meinen, daß sie sie als eine Erfindung gewinnsüchtiger Schneider bezeichnen. Schneider sind nun nicht durchaus eine verächtliche Gattung Mensch, und die Gewinnsucht ist nicht ihr besonderes Kennzeichen. Aber die Schneider erfinden gar nicht die Moden. Ich verstehe die Gründe, die Frauen veranlassen können, eine Mode nicht »mitzumachen« und sie auf die erfinderische Betätigung ihres eigenen Ingenium verweisen: Gründe des Etats der Finanzen sowohl als des Leibes. Beide Gründe werden von einer Frau nicht gern zugegeben, sie sagt lieber, sie mache die neue Mode nicht mit, weil sie sich von den Schneidern nichts vor schreiben lasse und weil die neue Mode überhaupt lächerlich sei. Eine Mode ist nach alter Erfahrung aber nur zweimal lächerlich: so lange sie noch nicht ist und wenn sie aufgehört hat zu sein. Also: eine Mode ist nie lächerlich. Sie ist eine Variation und die jedenfalls nötige Variation der Mittel des Gefallens, des Sichabhebens dort, wo ein großer Konflux von Menschen statt hat. Die Dame trägt das Neueste nur so lange (also sehr kurz), als es von wenigen ihres Geschlechtes getragen wird, droht ihr wieder das Verschwinden in den zu Vielen, so erfindet sie eine neue Mode. Denn: nicht die Schneider erfinden. Die kopieren nur sofort, was eine durch Rang, Namen, Schönheit, Geschmack bekannte oder genannte Dame erfunden hat, um sich ihrer Qualität entsprechend auch äußerlich abzuheben von ihren Konkurrentinnen. Der Schneider ist höchstens ein Berater, ein technischer Helfer, nie ein Erfinder. Man weiß ja: unmittelbar kleiden die Damen sich der Damen, mittelbar erst des Mannes wegen, besser: die Frau weiß, daß sie mit dem Ensemble der neuen Mode den Mann beeindruckt, aber die Frau, die mit ihrem Hut um acht Tage zurück ist, mit dem Detail ärgert. Es ist ein Wettkampf der Frauen untereinander — oft ist der Kampf nur um dieser seiner selbst willen geführt — und alles was in wilderen Zeiten Kampfmittel war und in tieferen Ständen noch Kampfmittel ist, das hat sich in der Mode sublimiert: Ein Kampf um die Macht über den Mann, der zuerst ein Kampf der Frauen untereinander ist. Als vor einiger Zeit in schwärmerischen jungen und alten Mädchen ohne sonderliche weibhafte Differenzierung der Ehrgeiz erwachte, sich ebenfalls abzuheben und viele Gründe ihnen die gerade geltende Mode versagten, erfanden sie sich, schwärmerisch (Böfi-

celli, oh!), praktisch (Studieren, oh!) und so unglücklich (der Mann, oh!) wie sie in Einem sind, eine sonderbare Tracht, halb Sack, halb Kutte, kunstgewerblich höchst bestickt. Dicke Frauen, die es verbergen wollen, daß sie dick sind, bequeme Frauen, welche die Schönheitsquelle des Zwanges nicht wissen und für das »Individuelle« sind, und viele Frauen sonst noch gingen in Sack und Kunstgewerbe. Dieses Reformkostüm, wie es sich einer Neigung der Zeit folgend nannte, ist keine Mode, sondern das törichte Stigma einer Gruppe Hilfloser. Mode wird nur, was nicht von einer Gruppe, nicht von einem Schneider, sondern von einer Dame aus der Schönheit ihres Leibes heraus oder aus Partikularitäten dieser Schönheit erfunden wird. Der Erfolg dieser Schönheit reizt, ihren Apparat nachzuahmen, da man nicht ganz sicher ist, ob nicht doch Kleider Leute machen. Was eine Dame erfand zu stärkerem Ausdruck ihrer besonderen Schönheit, das geht schnell an jene, deren ähnliche Schönheit auch davon gewinnt, gerade noch gewinnt, nicht verliert, verliert, zur Karrikatur wird — und damit auch schon nicht mehr »modern« ist.

DER SCHMUCK. Daß man aus der Einsicht in die letzten Gründe einer Sache und aus Mißbilligung dieser Gründe gerne auch deren späte Effekte beseitigt wissen möchte, ist das ebenso utopische wie phantasielose Unternehmen gewisser Gehirne, die Entwicklung annehmen wo Variation, Verstand suchen wo nichts als Sinnlichkeit ist und einem rationalen Leben das Wort reden, weil sie im Leben nie es so herrlich zwecklos gelebt haben und aus persönlichen Defekten nicht zurecht kommen. Diese Leute schneiden den Frauen das lange Haar ab und erzählen einem dabei, daß langes Haar ein Sklavenmerkmal war und 2.) 3.) 4.) usw., sie sind speziell für niedere Absätze an den Schuhen, weil davon der Gang sicherer und bestimmter würde — als ob das schon was wäre! Sie erklären Ohrringe für barbarische Überbleibsel und fragen ihre Nachbarin sieghaft und jeden Einwand zerschmetternd: Warum ziehen Sie sich nicht einen Ring durch die Nase? Diese Leute, die sich in der Historie und Ethnographie so gut auskennen, verlangen immer, man soll seine Historie aufgeben. Weil bei uns die Sitte des Nasenringes nicht gebräuchlich ist, sind sie »prinzipiell« gegen unsern Ohrring. Irgendwo in Afrika spricht man Somali, weshalb sind diese Leute, die uns immer in ihre imaginierte Zukunft projizieren, nicht deshalb gegen unser deutsch oder französisch? Diese Leute haben den Wahn des Fortschritts, weil sie meinen, die tatsächliche Verbesserung, sagen wir der Klosetts, habe einen Parallelismus auch im geistigen Leben, im Wesentlichen. Sie glauben, das mehr wissen, das durch das Vergangene einem natürlich zuwächst, bedeute auch mehr bedeuten. Nun gut. Das Bedürfnis sich zu schmücken mag die schändlichsten Ursprünge haben — seien wir dankbar dafür, daß wir diese alten barbarischen Instinkte noch nicht verloren haben und pflegen wir sie. Aller Schmuck hat einen sinnlich zu erfassenden Sinn. Er soll auf jenen Teil des Körpers aufmerksam machen, den er ziert — die Mouche trat so als Aufmerksamkeitserreger an jene Stellen, an die anderer Schmuck nicht befestigt werden kann. Der Ohrring, der den Blick auf ein kleines Ohr zieht, soll

dieses nicht schwer belasten, sonst bekommen wir zu dem Lustgefühl eines der Angst, der Ring möchte das Läppchen durchreißen. Zu große Ohren werden den Schmuck besser vermeiden. Zu starke Gelenke werden kein Armband tragen wie nur die feinsten Fußknöchel sich den Schmuck eines Fußbandes erlauben dürfen. Ringe an kurzen plumpen Fingern dürfen nicht jene länglichen Marquisen sein, denn die werden die Finger noch kürzer erscheinen lassen. Eine blasse Hand darf blasse Steine tragen, eine rote muß sehr vorsichtig in der Wahl sein. Jene langen Ketten werden einen Busen noch grotesker erscheinen lassen als er ist, wenn sie über die oft schlechte Korsettkante in einem rechten Winkel abbiegen und in einem Schoß, dessen Konvexität ihn Lügen straft, ein Breloque mehr thronen als verschwinden lassen. Ein Schmücken, das nicht üblich ist, wird eine Frau meist nicht zu ihrem Vorteil üben. Die Stirnperle des Quattrocento hat etwas Abgegucktes, Unbelebtes, weckt eine Erinnerung, die sich mit der Gegenwart der Frau nicht sinnlich eint. Alles Kostümliche anderswo als auf dem Theater oder dem Ball wird die spontane Wirkung der Frau hindern, eine Unterhaltung mit ihr wird sich in Fadeusen über Boticelli oder Gainsborough hinschleppen, da sie ja durch ein ihr Fremdes den ersten Eindruck macht und die Unterhaltung von diesem ersten Eindruck die Richtung erfährt. Schlechter Schmuck entstellt. Falsch verwandter Schmuck wirkt verwirrend. Schmuck, der nur um seinetwillen da ist, wirkt gelichen und macht die Frau dümmmer aussehen als sie ist. Schmuck ist nur, was diskret auf die Schönheiten seiner Trägerin weist. Schmuck macht nicht schöner, er lenkt den Blick auf die Schönheit.

DER TANZ. In einem Dorfe bei Périgord hörte ich einmal den Pfarrer auf der Kanzel gegen die Tanzwut seiner Gemeinde predigen, schimpfen vielmehr. Aber er schloß: »Was ich Euch da sage ist nicht, daß Ihr nicht tanzen sollt, denn die heilige Jungfrau tanzte auch, aber sitzsam, so hat sie getanzt die heilige Jungfrau«, und er faßte sein Chorhemd an zwei Zipfeln, hob es ganz leicht wie ein tanzen=des Mädchen, und drehte sich auf der Kanzel rund um, — »vey qui commé ella dansâro:

La bézi — Bezon
La Bezon dondaine
La Bezi Bezon
La Bezi dondon.◀

Fräulein Duncan ist wie der Pfarrer von La Gonterrie. Sie erklärt alles andere Tanzen als ihr vermeintlich griechisches für unsittlich, Trikots für schamlos, Ballet für unkünstlerisch. Und hat für ihr Reformtanzen eine große Zahl Verehrer unter Reformfrauen und Gymnasiallehrern gefunden, die einen, weil die für alles Reformierte sind, die anderen, weil hier Begeisterung für eine sonst nicht gebilligte Sache wie das Tanzen sich mit der Begeisterung für die griechischen Partikel durchaus verträgt und der beruflichen Würde nichts anhat. — Auch wenn der Oberkörper

Miß Duncans zum Unterkörper in einem besseren, nämlich dem umgekehrten Verhältnis stünde, wäre immer noch kein Grund, ihr Tanzen als eine Erfüllung sehnsüchtiger Wünsche zu feiern und von nun ab alles andere Tanzen abscheulich zu finden. Die Bewegungen der Duncan mögen für junge Körper eine gute Gymnastik sein, die Tanzschritte und Pausen mögen darin sein, Tanz ist es nicht. Die nackten Beine sind ein schlechtes Kostüm, nichts weiter. Wenn es darauf ankommt, das Muskelspiel zu zeigen, so wird ein gutes Trikot da kein Hindernis geben. Und die Keuschheit in diese Angelegenheit zu bringen ist ein Gouvernanteneinfall, zum Gähnen. Es kommt weder darauf an, Keuschheit zu prästieren noch die Mittel, die Muskel, zu zeigen. Der Solotanz ist spontanes Ergriffensein, Rausch, Sinnlichkeit, gebunden an rhythmische Bewegung, jene aus den möglichen Bewegungen mit den Sinnen gewählt, die dem Zustand als lustvoll konform sind. So ist der Volkstanz, so wurde der Gesellschaftstanz, so ist das Ballet. Gewiß: die Bewegungen sind starre Konvention geworden, verlieren das Letzte ihrer gefühlmäßigen Verstehbarkeit in einer demokratischen Zeit, der das Absterben der Tanzformen, ihr Zusammenschrumpfen auf wenige Formen eignet wie sie die Formen des geselligen Verkehrs, das Zeremoniell verliert. Man flegelt wie man es nicht gelernt hat; man ist ungezwungen wie man es nennt, Freiluftsport gibt jedem einen Schein von Recht dazu. Die Sehnsucht nach dem rhythmischen Zwang, den große Zeiten kannten, ist aber wach. Und sie erfindet sich die Kunsttänze einer Duncan. Unsere Tanzformen wären nie Konvention geworden, hätten sie sich von anderem als dem Elementaren, d. i. Ordnung der Leidenschaft, bestimmen lassen. Wie Miß Duncans Tanzen nie Konvention werden wird, weil es ein mehr weniger glückliches Mimen nach bildlichen Vorlagen ist, überlegt, ausgedacht, von keiner inneren Musik belebte Muskelübung und Kunststück zum gelangweilten Anschauen. Sie mimt Schmerz nach einem Trauermarsch, sie mimt irgendwas nach Beethoven oder Chopin, sie stellt ein Bild nach Botticelli. Es ist kein Zweifel mehr: der Kunststanz ist unserer Zeit fremd geworden. Einige Damen mimen archaische Dinge vor Zuschauern: das ist alles. Das Tanzen unserer Zeit ist gesellschaftlich, an ein paar traditionelle Formen sich bindend, mit der Neigung, auch deren Strenge durch eine kleine Wildheit zu durchbrechen, dem wilderen Rhythmus dieser Zeit entsprechend. Oder es ist der Volkstanz. — Der vom Pfarrer vorgeführte Tanz unserer lieben Frau fand durchaus nicht den Beifall der perigordischen Mädden und Burschen. Die tanzten an dem Sonntag abend nach dem Takt ihres Blutes Lust und Liebe in hingebenden Moulinets und Corbeilles. Und also sei es.

DIE ABENTEURERIN. Es gibt nur wenig anständige Frauen, die dieses Handwerk nicht müde sind — wenn man von dem Saß auch die Bitterkeit dessen nimmt, der ihn schrieb, und die Übertreibung, die einer beiläufigen Beobachtung erst ihre paradoxe Pikanterie gibt, es bleibt genug nachdenksame Wahrheit darin. Lassen wir es, den Gründen, den vielfachen, solcher Ermüdung nachzugehen, denn jeder wäre eine Geschichte und mancher wäre banal. Ein andres: Was denken

diese Frauen für ein Mittel gegen ihre Ermüdung? Einen Liebhaber, zwei, drei, und überhaupt Liebhaber? Es ist das häufigste, daß eine Frau als Mittel gegen ihren Mann einen anderen Mann probiert, um meistens bald festzustellen, daß sie wie vorher lebt, nur gewissermaßen doppelt ermüdet ist. Ich habe Frauen solcher Art getroffen, die sich Hetäreninstünke vorwarfen oder anrühmten. Es waren aber nur desolante Instünke und ganz falsche Vorstellungen vom Beruf einer Hetäre, unterstützt von ebenso verlorenen wie armseligen Literaten mindester Gattung, die von allerübelster impotenter Ausschweifung genarrt die Hetäre zur Allegorie des wahren Weibes machen. Über diesen traurigen Unsinn kein Wort weiter. Die der Anständigkeit müden Frauen, die ich traf und die zu mir altem Manne beinah unverstellt zu sprechen wagen konnten, waren vom Leben Beunruhigte, Ängstliche, daß es so abläuft wie der Zwirn von einer Spule, waren Frauen, schlecht vom Geschick mit dem Gnadengeschenke des Leichtsinns bedacht, Frauen, die sich nicht entschließen können, sich altern zu fühlen, und die über der Frage die Nacht durchwachen: ist es so und vorbei und kommt nichts andres mehr? Wie Frau Annie H. einmal sagte: »Etwas ganz ungewöhnlich Herrliches muß doch im Leben eintreten, damit der Tod nicht bloß eine grausame Bêtise ist.« Das Abenteuer! Aber wie kann man auf das Abenteuer warten? Das muß man zu sich zwingen mit einem großen Willen. Man darf sich davon nicht nehmen lassen wie von einem Mann. Der Abenteuerer zwingt den Zufall unter seinen Willen, macht ihn seinem Ziel dienstbar — was für Kräfte braucht das! Was für Intelligenz! Gefühle sind da nichts als ein Hindernis. Ein Beispiel. So um 1836 heiratete die 15jährige polnisch-russische Jüdin Therese Lachmann einen kleinen Schneider, — verließ ihn und ihr Kind ein Jahr darauf und ging nach Paris, wo sie in dem Klaviervirtuosen Hertz einen fand, der sie als seine Gattin vorstellte. Der Klavierspieler ruinierte sich in Kalifornien und die Lachmann kam ins Elend und totkrank ins Spital, wo sie Théophile Gautier besuchte, dem sie sagte: »Komm ich da noch einmal heraus, so hab ich eines Tags das schönste Haus in Paris. Denk daran Théo.« Daß sie für die Männer lebte, das hatte sie ins Elend gebracht, nun wollte sie von den Männern lebend zum Leben kommen. Ich hörte sie später einmal mit Taine streiten: es gäbe keine Umstände und jeder schaffe sich selber seine Gelegenheit ans Ziel zu kommen. »Ich kannte eine Frau, die ganz arm war und im Luxus leben wollte. Sie zog sich drei Jahre zurück, sperrte sich ein, dachte nach, — « und nach einer Pause: »diese Frau war ich«. Sie kam aus dem Spital und fand eine weitsehende Couturière, die sie auf Credit anzog: »Das andere ist Ihre Sache.« Therese ging nach London und bekam den Lord Stanley, dann den Herzog von Guiches, dann den von Gramont, dann — ich muß bemerken: dieser Hetärismus war nur scheinbar ein Zweck, es war in der Tat Mittel — dann also ... schließlich bot ihr der Marquis Araujo de Paiva, ein hübscher und sehr reicher Portugiese englischer Erziehung Hand und Vermögen. Sie nahm beides, und sagte ihrem Mann 24 Stunden nach der Hochzeit: »Mein Lieber, du hast gehabt was du wolltest. Eine Frau bin ich für dich nicht. Ich bin gesellschaftlich unmöglich. Ich bin eine ... Wir scheiden uns«. Sie war eine Mar-

quise de Paiva, was sie wollte und hatte Geld, was sie brauchte. (Paiva hat sich später völlig ruiniert erschossen). Auf Reisen traf die Marquise den Grafen Henckel von Donnersmark. Sie war überall dort wo er war, machte es aber so, daß er glaubte, er sei immer da, wo die Marquise ist. Erst als das Frühstück nur mehr aus ein paar Sandwichs bestand gab sie dem Grafen nach. Sie kostete ihn jährlich Millionen. Ihr Palais in den Champs Elisées war das schönste in Paris und nirgends aß man besser, was besonders Gautier schätzte. Hausoffiziere waren vier: Emile de Girardin hielt die Marquise in der Politik auf dem Laufenden, de Rheims besorgte ihr die Finanz, Arsène Houssaye, der Demimondaine, der immer mondän sein wollte, den Tratsch und der kleine Dumont, der Brummel der Gourmandise den Tisch. Delacraix kam in das Haus, Saint-Victor, später Taïne und die Goncourts, deren Augen immer Inventur machten. Auch Hohenlohe und Gambetta. Es gäbe viele Anekdoten zu erzählen, wie die von dem verliebten jungen Mann, der nur zehntausend Francs opfern konnte, die angenommen wurden für eine gewährte Gunst, so lange dauernd, wie die zehn Billette zum Verbrennen brauchten. Er kam und brachte sogar 12000. Sonst machte er nicht viel Umstände, und als der zwölfte Schein abgebrannt war wie sein Vergnügen sagte er lächelnd, ein Freund von ihm hätte die zwölf photographierten Billette gemacht, die da im Aschenhäufchen lägen. Er bekam Ohrfeigen. — Nach dem Krieg aspirierte sie Politik wie die Castiglione und die Mercy-Argenteau, aber man traute ihr wegen der deutschen Verwandtschaft nicht und Gambetta riet ihr in aller Freundschaft, Frankreich zu verlassen. Sie zog in die Nähe Berlins, nach Potsdam, glaube ich, wo sie Anfang der achtziger Jahre starb. Sie sah wirklich aus wie eine alte Herzogin und war nicht einmal eine der schönsten Frauen in einem Paris der schönsten Frauen gewesen, dem des zweiten Kaiserreichs. Kein Mann hat sie wirklich geliebt und sie keinen Mann. Aber sie hatte erreicht was sie wollte: in einem märchenhaften Luxus leben, zu dem die Männer ihr die Mittel schenkten, schenken mußten unter dem Zwingenden ihres Willens in einem vollendeten Körper. Der Graf mußte sie richtig heiraten, um, wie mir Friedrich von Schennis erzählte, das Geld in der Familie zu halten. Erweckt dies Beispiel Wünsche? Kann es das? Dann müßte es im Leben der Frau ein Entweder-Oder nach Laune und Belieben geben, etwa ein: ich versuche das, ich versuche dies. Aber keines Menschen Leben ist für den andern ein Beispiel, dem zu folgen nur in seinem Belieben steht. Der Abenteurer opfert nichts, er läßt andere ihm opfern immer; einmal nur anders gezwungen kommt er unter die Räder und bleibt meist darunter.

DIE SCHMINKE. Ein Fachmann sagt mir, daß sich der Handel mit Kosmetika in den letzten fünf Jahren verzwanzigfacht hat. Das ist erfreulich. Denn es zeigt von erhöhter Aufmerksamkeit, die man dem leiblichen Äußeren schenkt — ein nur gerechter Ausgleich all der Anstrengungen, die man an die Bildungen Geistes und der Seele wendet und verschwendet. Woher kommt dieser dumme Spott auf gefärbtes Haar, der alberne Witz über künstliche Zähne, die höhnische Verachtung

der Schminke? Das Gesicht soll ein Inhaltsverzeichnis der seelischen und geistigen Qualitäten sein, ein Charakterspiegel, so meinen die Feinde des Emaillierens, und haben damit das was nichts als schön sein soll zu einer Zweckhaftigkeit degradiert aus schmutziger Neugierde nach dem Nächsten heraus. Diese Neugierde will aus dem Gesicht lesen und sucht hinter der roten Schminke das Grau der Sorge, in dem blondgefärbten Haar das Frühweiß des Kammers. Ihr Ärger über die Maske macht sie boshaft, daß sie ihre Phantasie anstrengen müssen, hinter die Ursache zu kommen, macht sie geärgert. Die Neugierde nach dem Nächsten ist plebeisch und dieser Zeit sehr eigen. Der ganze Psychologismus ist solche niedere Neugier aus Neid und Ohnmacht und der deutschesten Freude, der Schadenfreude. Die Natürlichkeit der Miene ist der Ehrgeiz der Schauspieler, die ja nur den Brauch reflektieren. In New York wies mir einmal eine kleine Tragödin stolz das Geheimnis ihres Rotwerden- und Erbleichenkönnens im raschen Wechsel: in der rechten Handfläche hatte sie rot, in der linken weiß, und Schnelligkeit ist keine Hexerei. Wie weit sind wir noch vom Maskenspiel! Wie ärmlich und dürftig diese natürlichen Abmalungen seelischer Erregung sind, zeigen die Romane: nur in den schlechtesten wird der Autor mit dem Requisit des Errötens bis dorthin und des Erbleichens bis dahin arbeiten und meinen, er erschöpfe damit den Zustand. — Die Kunst des Malens bestimmt nicht der Malgrund, sondern die Wirkung. Die kosmetischen Hülsen werden immer die Wirkungen vermannigfaltigen und die so kostbare Maske schaffen, undurchdringlich für alle plumpe Neugier und geschaffen eigentümlich anders als was das Leben verräterisch ins Gesicht gräbt wie ein Mal und Erkennungszeichen in der Misère des Daseins, zum Troste aneinander. Das Künstliche gehört dem Menschen ganz allein und nur ihm, das Natürliche teilt er mit der Kreatur und ist ihm unbewußt.

DALILA. Ganz nahe an dem Mißverständnis, daß eine Frau, was noch immer vorkommen soll, in einen Tenorsänger sich verlieben läßt, ist der Irrtum, der sie an die Dichter führt. Jene glaubt an des tricotierten Helden Heldentum in allen Situationen des Lebens, wo er es sich doch schwitzend nach der Vorstellung abschminkt, diese aber ist vielfacher nur in den Vordergründen ihres Sentiments, im Letzten ist auch sie das Opfer einer Illusion, meint auch sie, der Intensive müßte natürlich auch extensiv zu spüren sein, und diese Extension müsse das ihr zufallende herrliche Teil werden. Sie meint, sie würde seine Muse sein und wird treuestes Publikum oder Impresario, wie Frau E. H., die jedem, der es nicht wissen will, beweist, daß ihr Mann ein Dichter sei, eine arme Frau, längst aus der kurzen Täuschung, der doppelten Täuschung: kein Dichter und kein Dichtergeliebter, erwacht und nun einem Schatten sich opfernd aus der Verzweiflung: was denn sonst tun? — Wie wachte die Herzogin von Albany auf, da Alfieri, dessen Muse sie sich glaubte, dessen Opfer sie gewesen, gestorben war! Kam aus dem Haus, in dem sie sich Jahrzehnte verschlossen hatte mit ihm, trat in die Sonne und rieb sich die Hände: wie kalt war es doch drinnen... Und es war eine Liebe gewesen, gegen

die sich eine Welt gesetzt und die sich gegen eine Welt behauptet hatte. Beatrice, lilienweißes Symbol aufgeblüht vor einem schweren Leben! Eine Zeit, der kein Dante und so auch keine Beatrice möglich ist, wird es bestenfalls zu jener Dame bringen, die arme aber junge Dichter aufsuchte wie eine chiffonierete Fee. Sie verweilte ein bißchen, rauschte mit den Röcken und ging. Sie ließ aber nicht nur ihr Parfüm zurück, sondern einen kostbaren Solitaire oder sonst ein Schmuckstück, wie verloren. Die arme Junge bringt das wertvolle Ding natürlich nicht zurück, verkauft es, wenn auch mit schlechten Gefühlen im Munde, kann ohne Sorgen sein großes Gedicht vollenden, berühmt werden, reich... — so dachte es sich die Dame. Es stimmte aber immer nur bis zum Verkaufen. Sie ist auf diese Weise recht viel Schmuck los geworden, aber ihr Traum, eines Tages käme ein tadellos angezogenes berühmtes Genie herein und sagte: Das danke ich Ihnen..., dieser Traum blieb es. Diese Dame war vielleicht nur eine kleine Variation der so häufigen Mänade des Ruhmes, die weder den Mann, noch den Dichter, sondern ihre Berühmtheit durch die ihres Gefährten will und sonst nichts. Das ist keine Frau, sondern eine Monstrosität, und davon kein Wort! — Aber jene Dalila der Philister ist vielleicht das stärkste Symbol dieses Verlangens der Frau: dem Genie die Locken zu schneiden. Sie will nicht seinen Ruhm teilen, nicht seine Muse sein, nicht sein Publikum, nicht seine E. H. Sie will dies: des Dichters Einzeltum zerstören, das sie aufreißt wie das Keuschheitsgelübde eines jungen Mönches. Sie will stärker sein als dieses Daimons Ungeheuerliches, das den Künstler entrückt dahin, wo er alles um sich verzweifeln und sterben läßt für die göttliche Not eines Verses. Die Einsamkeit des Künstlers ist der Frau stärkste Nebenbuhlerin: über sie zu siegen...! Aber die Marquise von Pescara war nie des Michel Angelo Geliebte und Rafael, der an der Fornarina gestorben sein soll, hielt in seinen erlahmenden Händen nicht seiner Geliebten Brüste, sondern seine Pinsel. Dem die Locken abgeschnitten wurden, das war kein Genie, sondern ein General. Und war es schon einmal ein Dichter, so hatte er schon vorher einen Kahlkopf.

DIE EHE. Der älteste Hordenführer erkannte im Kampf und auf der Jagd die Söhne reiner, seiner Abstammung an ihrer frohen Tapferkeit und ihrem lebhaften Mut, wie die Bastarde, die Söhne zweifelhafter Herkunft am Fehlen dieser vornehmsten Tugenden. Das gute Blut in allen Nachkommen rein zu erhalten und zu vererben bestimmte die Wahl, die der Mann unter den Frauen traf. Auf Verunreinigung des Blutes durch Ehebruch stand das Köpfen. Des Mannes gelegentliche Lust an der Sklavin berührte die Ehe nicht, denn die Kinder der Sklavin waren zufällige Bastarde und schlecht. Persönliche Tapferkeit und Schönheit des Leibes stehen heute in geringerem Ansehen als Schlaueit und alle Arten cerebraler Gewandtheit — der Sport ist für stauende Zuschauer — also Bastardeigenschaften. Ob diesen modernen Tugenden die Ehe nachgegeben hat oder ob umgekehrt der beklagte Verfall der Ehe diese Bastardvorzüge gezeitigt hat, mag man nach Neigung entscheiden. Jedenfalls verlangt das Talent auf der Börse reich zu werden keine

reine Ahnenreihe des mit diesem Talent Begabten. Die Rangunterschiede der älteren Zeit sind heute nur Geldunterschiede, in sogenannten fortschrittlichen Ländern wie den United States sind sogar schon die Bildungsunterschiede nur mehr solche des Geldes; in Europa soll es noch nicht so weit sein. Jedenfalls ist heute die Heirat vor allem ein Handel. Wenn die Ware nicht immer, wie in der Türkei, beim Käufer bleibt, durch den Ehebruch zeitweilig in andere Hände kommt, durch die Ehescheidung den Besitzer wechselt, diese Tatsachen sind so häufig, daß man dagegen moralisch schon ganz unempfindlich geworden ist — Kinder lachen drüber im Theater. Der Gatte weiß zumeist, daß er mit der Ehe den Ehebruch, nicht nur den seinen natürlich, eingeht, er vermeidet so lang es geht seine Lächerlichkeit, indem er über Menelaus lacht. Kann er das nicht mehr gut, d. h. gibt es einen öffentlichen Skandal, so schießt und scheidet er sich. Das ist alles. Daß die monogame Ehe, wenn auch mit einigen Formalitäten, geschieden werden kann, hebt sie in der Idee, die ihr zu Grunde liegt, völlig auf. Es fehlt nur noch eins, sie auch praktisch aus der Welt zu bringen: die Abschaffung der Mitgift. Bleiben müßten dann Paare, aus dem Edelgefühl des Blutes einander treu, aus Verpflichtung gegen die Rasse abschweifende Instinkte bändigend, daß der Mann sagen kann: ich betrüge eine Frau nicht, die meinen Namen trägt, und die Frau: ich will von keinem anderen Mann als diesem Kinder gebären. Die Logik führt wie man sieht zur Utopie. Die schamlose Geldheirat begann unter Louis XIV., der den Provinzadel ruinierte indem er ihn an den Hof zog. Fumer ses terres nannten es die Barone, die reich heiraten mußten, um bei Hof leben zu können. Hundert Jahre später konstatierte der ältere Mirabeau die Verheerungen. Und wieder hundert Jahre nachher ist die Geldheirat eine Selbstverständlichkeit, die keinen Cynismus mehr wie zur Entschuldigung aufwendet. Das Gesetz gab nach, indem es die Ehe als einen Kaufvertrag, die Ehescheidung als eine Geschäftsauflösung behandelt, die Rechte der Kinder in Hinsicht auf ihr Geldvermögen wahrt. Die Komödie geht so: der betrogene Gatte, über den alles lacht. Die betrügende Gattin: aller Sympathien sicher. Der Freund, irgendeiner, der mit nichts weiter als mit einem Absteigequartier bezahltes Vergnügen — die Frau, die Zigarren des Gatten, dessen Jagd, dessen Komik — unverantwortlich genießt: er erfährt wie alle Schläuen. Dieser betrogene Gatte ist der Bankier seiner Frau, die ihre Liebe einem anderen gratis gibt. In Frankreich hatte man ein Gesetz angenommen, das der Frau verbietet, sich nach der Scheidung mit ihrem Geliebten zu verheiraten. Gottseidank, sagten die Geliebten und zahlten erleichtert weiter die sechzehn Franken Strafe für das flagrant délit. Man denke ein Gesetz: der Ehebrecher muß die Geschiedene heiraten, d. h. er muß Bankier seiner Frau werden und Menelaus früher oder später. Entflieh mit mir und sei mein Weib ist eine Romansentimentalität. Von hundert betrügenden Frauen wird eine bereit sein, ihren bequemen Bankier aufzugeben, um ein neues Geschäftsverhältnis mit dem begreiflich mißtrauischen Freund einzugehen. Es ist kein Unterschied dann zu bemerken zwischen der berufsmäßigen Courtisane und der Frau, die ihren Gatten betrügt und nicht verläßt, weil der ihr

alle Bequemlichkeiten des Lebens verschafft, kein Unterschied als dieser, daß die betrügende Frau lügt, die andere aber tapfer und ehrlich ist. Doch —: alles dies sind Bêtisen der sozialen Kritik. Am Ehrbegriff einer ritterlichen Zeit diese heutige Zeit zu messen und zu verurteilen ist ebenso müßige Pedanterie wie es Ohnmacht bedeutet, sich in die Bequemlichkeit einer konstruierten künftigen Humanität zu begeben und von da aus bitter das Haus zu schmähen, in dem man wirklich lebt. Einen Zustand erkennen und mißbilligen bedeutet noch nicht ihn aufheben, bedeutet meist nicht einmal, sich im eigenen Leben darnach richten. Die Menschen dieser Zeit verlangen Respekt nur vor ihrer Maske, denn sie sind unvornehmen Blutes zumeist und häßlichen Gesichtes, was sie alle wissen, denn sie sagen innerlich alle Du zueinander wie zu den Hunden. Nehmen wir es hin mit Höflichkeit, die jenen langen Stäben gleicht, mit denen Herolde das Volk von der Majestät zurückhielten. Die Höflichkeit schafft die weiteste Distanz und ist das einzige Mittel, in aller Art Demokratie ungeärgert für sich zu leben. Daß wir Moral sagen und vom Ethos schweigen, daß wir Manieren verlangen und nicht Pflichten höchster Ordnung, daß wir m. e. W. Castiglione sind und nicht Ekhard, das ist der Demokratie aller Art Macht auch über uns Solitäre, und ist unsere Ideologie, daß wir noch immer eine Gesellschaft denken, wo es nichts als sehr viele Leute gibt. Sagen wir es also nicht catonisch, daß die heutige Ehe des Geldheiratens mit oder ohne Ehebruch — das Laster ist so dumm wie die Tugend — keine Ehe mehr ist. Sagen wir, sie ist ein Rethorikerthema, und lassen wir jedem des Recht auf seine Dummheit: dem Gatten auf die Hörner, der Gattin auf das Absteigequartier, dem Freunde auf die Weine des Herrn. Auch die Operette hat ihre Vorzüge, so wie der Polizeibericht der blutigen Dramen. Laforgue seufzte gar: »Ach, warum ist nicht alles operettenhaft!«

GERHARD OUCKAMA KNOOP:
DIE VENUS VON MILO

Im frostigen Museum ein Olymp!
Ein Kreis von Göttern und von Helden dient
Als Hofstaat dir, in ihrer Mitte thronst
Du Hoherhabene! — Lebt Ihr denn noch? —
Ihr lebt, allein Ihr wirkt nicht, Euer Dasein
Blieb auf dem Gipfel der Vollendung stehen.
So wär' es, wenn die kreisende Bewegung
Des Himmels einmal angehalten würde:
Da starrt ein jeder Stern an seinem Platz
Und noch unendlicher erscheint das All
In grausig kalter Regungslosigkeit.
O ewige Göttin! Die Jahrtausende
Sahst du wie Sand zu deinen Füßen rinnen,
Das Menschenleben ist ein Staubatom . . .
Sie treten in die tempelhafte Kühle
Des hohen Saals, ein wunderliches Volk
Aus aller Länder Art und Stamm gemischt.
Neugierig, und befangen, und zerstreut,
Und kritisch-selbstbewußt: so kamen sie.
Nun starren sie dich blöd und ratlos an,
Verwirrt vom Höchsten, das, zwar ihnen fremd,
Mit seiner Unvergleichbarkeit sie schreckt.
In ihren Mund erstirbt ein töricht Wort,
Sie schütteln das gedankenleere Haupt
Und ziehn in stiller Unbefriedigung von dannen . . .
Haßt du sie, hohe Königin, gewahrt?
In deinem Blick welch abgrundtiefer Ernst!
Dein Auge ruhte so bereits auf Jenen,
Die unter eines milden Himmels Licht
In wundervoller Nacktheit wandelten.
Schon jene Welt war, Hohe, dir zu eng.
Wie groß und allumfassend ist dein Wesen!
Du warst, als noch im Schoße tiefster Nacht
Der Götter Brut dem Licht entgegenschlief,
Das Chaos wogte unter deiner Hand,
Du wirst noch sein, wenn einst den letzten Strahl
Des letzten Sterns der Äther trinken wird.
Du bist das All in zeugender Ekstase,
In deinem Reich birgt jegliche Minute

Die ganze Wollust einer Weltenschöpfung.
Wie nichtig neben solcher Herrlichkeit
Ist alles sinnbelebten Willens Tun!
Die Menschen, die Herren, Götter selbst,
Wie kläglich klein erscheinen sie vor dir!
Die Seligkeit erfordert hohen Ernst,
Sie suchten nur die Lüste des Vergnügens,
Dann kehrten sie, verdrossen, leer und kalt
Ins Treiben der Alltäglichkeit zurück
Zu kindischen Plänen, törichter Leidenschaft.
Und dich erfaßte Ekel, Schmerz und Scham,
Du strecktest gegen die verwor'ne Menge
Die beiden Hände wie zur Abwehr aus,
Denn die Berührung hätte dich entheiligt . . .
Nun weilst du, ein Körper ohne Arme,
Im Innern einer volkbelebten Stadt,
Allein dem lärmenden Geräusch entzogen,
In deiner stillen Hoheit unberührt.
Der Dichter wünscht in Ehrfurcht sich zu nahen,
Ihm schwellt die Brust ein selig-ahnend Grauen --
Da senkt sich ihm dein strenger Blick ins Herz.
In seines Wesens Innerstem erschüttert
Verläßt er stumm und scheu den heiligen Ort.

REINHOLD VON WALTER: MEINE MEMOIREN

AM 21. JUNI. Ich glaubte es wäre Sonntag. Statt dessen schreibt man Freitag. Ich verkenne die Zeit und die Tatsachen. Vielleicht — daran liegt am wenigsten — verkennt man mich. Aus ähnlichen Motiven.

AM 22. JUNI. Aber wie sich das von gestern ausnimmt! Dieser pompe funèbre: daran liegt am wenigsten. Ein Sensationsbedürfnis. Und für wen? »Mein lieber Reinhold, — sage ich mir, — Sie heißen nicht Korbinian. Sie tragen eine gebügelte Hose und Lackschuhe. Was wollen Sie? Haben Sie Präntionen? Ihre Cravatte stimmt doch zu Ihren Socken. Sie haben folglich einen häßlichen Parfüm erlebt — wie?« Ich besinne mich: in der Maximilianstraße ging eine Person vor mir. Sie trug plissierte Seide. Eine Dame ist tief gesunken, wenn sie Peau d'Espagne ... kurz, einiges alterierte mich.

Dann war ich in der Reitbahn.

Ich habe nur einen geistreichen Freund, — bitte: das Pferd. Es biegt sich im Zügel. Es hat Anpassungsvermögen und Launen. Ich beneide sie, denn es hat keinen Standpunkt und erwartet keinen. Es ist so sehr diszipliniert, daß es über aller Autorität steht.

Ich habe noch einen Freund, — ein vortrefflicher Mensch, und er wird berühmt werden, — aber er erschöpft mich. Heute noch schreibt er: ein Werk wirken ist alles. Gott mit Dir, mein Junge. Du bist ein Bauer an Gemüt. — Mein Pferd aber hat einen Pedigree.

AM 24. JUNI. Ich sage zu keinem Menschen »Du«. Am wenigsten zu mir selber. Das »Du« ist ein Peitschenhieb. Es soll eine Kluft sein. Darum betet man zum lieben Gott.

AM 29. JUNI. — Frau Trampedach erhält einen Brief aus Bremen. Wer ist überhaupt Frau Trampedach? Warum läßt sie ihre zerrissenen Kuverte im Restaurant München-Hauptbahnhof liegen? Ich nehme kein Interesse an Frau Trampedach. Mein Friseur hingegen hat eine taktvolle Hand und Liebe zu seinem Messer ... Das Ungewohnte ist stark enervierend. Als ich ein kleiner Bursche war, machten wir eine Ausfahrt in einer Troika. Die Nacht vorher konnte ich nicht schlafen, denn die Möglichkeit, Zügel über drei Pferde führen zu können, erschreckte mich ... Er menagiere sich — der Herr S. Wie darf er mir sagen, daß eine schöne Equipage demokratische Gefühle in ihm auslöst! Die Logik des Subalternen. Er hüte sich.

AM 30. JUNI. — Aber so sind sie alle. Sie affizieren es jedem Interessenten: wir sind Künstler — Ochsenreiber — Missionare. Tun sie es nicht, so tun es ihre Frauen. Ich habe keine Frau.

AM 2. JULI. — Dagegen einen Aschenbecher aus Kopenhagen. Es ist ein Delphin, dessen niedliches Enface im Trois-quart dumm, im Profil unglaublich wird. ... — »Lieber Reinhold« sagte Jaime «Sie stammen aus einem Lande, wo die Eduka-

tion eine vortreffliche ist. Haben Sie Launen, — tun Sie nach Ihren Launen. Sie sind der witzigste Mensch, der mir begegnet ist.« Darauf ich: »Man sagt, — Sie wären der objektivste Mensch von der Welt. Ich hörte Sie nur im Superlativ reden. Ich weiß, — dem Eigentümlichen ist der Superlativ allein angemessen. Es sollte eine Form geben, die den Vergleich nicht aufkommen läßt, und Sie wären Absolutist.«

AM 7. JULI. — Ich möchte Jaime publizieren. Das käme ihm hart. Er führt tyranische Dialoge. Er schreibt despotische Dialoge. Er ist selber nur Dialog und sagt, man verstünde das nicht... Ich schrieb ihm einen Brief:

»Lieber Jaime, was halten Sie von einer Tabatière? — nichts. Was halten Sie von Buddha? — nichts. Die Zeitströmung inauguriert, daß man von einer Tabatière mehr halten muß, als von Buddha. Statt dessen gelten Ihre Impulse dem Reiseplaid. Sie ziehen Schlüsse aus der quadratischen Form dieses Plaids. Es ist Ihnen Symbol für die Frau, die Unsterblichkeit und die Welt. Das Plaid gibt Ihnen Veranlassung die Auferstehung zu leugnen. Es ist Ihnen ein Tat-tram-asi. Lassen Sie das. Ich leide mit Ihnen, wenn es mir präsent wird, um wie viel leichter diese Probleme an den Dimensionen eines Koffers zu lösen sind, und kommen Sie heute zum Tee...«

Jaime kam. Seinen Spazierstock hatte er in der Bar vergessen, seinen Hausschlüssel verloren, sein Portemannaie gedankenlos dem Chauffeur überreicht. Darum war er in bester Laune. Es ist ihm eine Beruhigung, diese Dinge vergessen oder verlieren zu können. Ich erwartete, daß er mit der Quadratur des Plaids beginnen würde. Statt dessen retirierte er auf sonnambule Phänomene. »Wenn ich etwas verloren habe, — sagte er, — so entkleide ich mich und gehe zu Bett. Ich schliesse die Augen. Ganz fest. Damit der Sehpurpur durch Rot nicht affiziert und durch Grün nicht restauriert wird. Wenn das Equilibre so hergestellt ist, denke ich nur das eine, zum Beispiel: wo ist mein Spazierstock? wo ist mein Spazierstock? wo ist mein Spazierstock? — Plötzlich steht er vor mir. Handgreiflich. Ich präge mir die Situation ein: hier steht er. Hier — am Fenster. Hinter der Gardine. Ich springe auf. Ich kleide mich an. Ich will ausgehn. Der Spazierstock ist nicht da. Dann gehe ich ohne ihn. Ich weiß, daß ich ihn nie finden werde. Schluß. Was halten Sie davon? Ist das nicht wunderbar, — wie?« (Ich liebe es an Jaime, daß er axiomatische Fragen stellt, die einer Beantwortung nicht bedürfen.) »Morgen, — sagte er streng —, habe ich vor, eine junge Katze zu kaufen. Indes höre ich, daß Sie an einem Buche schreiben. Was soll nun das?« Er packte mich fest am Arm und ließ ihn gleich wieder los. »Sie verfügen über eine präzise Nondalance in Ihren Behauptungen, — sagte ich. — Wenn ich an einem Buche schreibe, so müßte ich zwei Feinde haben, die ich erfreuen wollte, und einen Freund, ihn damit zu ärgern. Um die Feinde wäre ich nicht verlegen, und für mich selber schreibe ich keine Bücher.« »Sie haben soziale Prädispositionen, — sagte Jaime. — Il n'y a point de fiat dans vous. Sie sind ein gefährlicher Mensch. Morgen kaufe ich eine Katze. Sie kommen mit?«

AM 4. JULI. — Ich ging mit Jaime eine Katze kaufen. Im Dorfe Pullach — sagte man uns — gäbe es junge Katzen. Man war mißtrauisch, obwohl Jaime sich vor-trefflich gekleidet hatte. Wir sahen schwarze, gefleckte und weiße. Eine vierfarbige erregte unsre Bewunderung. Eine weiße wollten wir kaufen. Über eine schwarze wurden wir nicht einig. Eine gefleckte erstanden wir. Frau Borkhardt hatte die Liebenswürdigkeit. Erst erkundigte sie sich doch, ob die Katze in eine protestantische Gegend käme. Protestanten schossen nämlich auf Katzen. Jaime sagte: »Vertrauen Sie mir Ihren Liebling an. Ich werde meinen Bedarf an Haarnadeln in Ihrem Geschäft decken«. Die Frau war entzückt und schob das Tier in einen leinenen Beutel. — Jaime hatte weiße Glacés angezogen und behandelte den Beutel wie einen Spazierstock. Er wirbelte ihn durch die Luft. Er ließ ihn nachschleifen. Er wippte ihn. Damit wollte er zeigen, daß er gewöhnlich keine Beutel trüge.

»Was wollen Sie, — sagte er, — ich bin Individualist. Ich sehe mich kompromittiert durch diesen Sack. Er verursacht mir Indigestionen. Ein Sack ist keine Komplikation, und wissen Sie überhaupt, was ein amerikanisches Plaid ist? Nein — sagen Sie kein Wort. Cela suffit.«

Die Katze miaute und movierte sich.

»La pauvre petite!« — sagte er weich und gab dem Beutel einen Fußtritt ...

AM 5. JULI. — Es ist schwer, sein eignes Minimum bloßzulegen und wertvoller, als von seinem Maximum überzeugt zu sein. Wer hat Klarheit über sich? Das Maximum ist — idealisch gesprochen — so sehr außerhalb des Kommensurablen, daß man euphorisch veranlagt sein muß, um seine physische Integrität zu bewahren. Psychisch ist man nur im Minimum. Die Impulse erwachen. Die Intuition wird schaffend. Die Anschauung adorativ. Man ist reduziert auf eine konkrete Möglichkeit zur Entfaltung in das Unmögliche. Das Perfekt wird sinnvolles Imperfekt und stimuliert das Futurische, daß es zur dreisten Provokation wird. So gefällt man sich in der Gegenwart unter der Ägide des Optativs. Am Passivum reißt sich das Aktivum. Die erhebende Möglichkeit wird Gewisheit. Man entdeckt Talente in sich. Man entdeckt die Fähigkeit < ad exemplum > komponieren zu können. Man berichtet es seinen Freunden: »eine Stange inspirierte mich zur Musik«. Die Freunde erzählen es in der Stadt. Bald weiß es die Welt: »Baron X. ging unter die Musiker. Baron X. wurde von einer Stange inspiriert. Auf der Stange aber saß ein mystischer Vogel«.

So weitet sich die gemeine Wirklichkeit zu einem geistlichen Exerzizium. Die Mystik wird eine Therapie der Sitte. Der Therapeut — ein Theurg. Er komponiert eine Threnodie auf die Korruptheit der Welt und distortuiert seine Gliedmassen in exzellenten und heiligen Konvulsionen. Dann aber macht er im Phaeton eine Rundfahrt durch die Stadt, besucht den Fürsten A., den Grafen B., deponiert seine Karte bei Herrn v. C. und bestellt 2 Duzend Batisthemden und 2 Duzend Unterhosen per Telegramm bei Petit in Paris.

Ich selber hielt es für schön, wenn es so wäre. Die entstellbaren Tatsachen! Wer könnte der Versuchung widerstehen!

AM 7. JULI. — Ein Mirakel ist geschehn.

Ich sage »Mirakel«, denn es ist kompromittierend, Dinge, die mit dem Gefühl zu tun haben, beim deutschen Namen zu nennen. Man gibt sich eine Waffe aus der Hand, wenn man an »Wunder« glaubt. So aber zieht man sich aus der Affäre und fragt: »Was wollen Sie eigentlich! Ich bin entzückt von dem Mirakel.« Oder ich sage: »Der Mond ist superb.«

Lissi kam. Lissi ist ein allerliebstes geschiedenes Mädchen, oder wie nennt man eine Frau, die qualitativ die Geliebte ihres Mannes war? Im Gegensatz ist die rechtliche Ehe eine Quantität. In der Frisur ein wenig derangiert, ein wenig echauffiert, ein wenig tänzelnd — hüpfte sie in mein Zimmer, hüpfte von einem Bein aufs andre.

»Wahrhaftig«, — sagte sie, — ich heirate.«

»Ich bitte darum,« — entgegnete ich.

»Es ist Paul.«

»Wie? — rief ich. — Begehnen Sie keine Torheit.«

Sie stampfte mit dem Fuß.

»Bin ich nicht hübsch? Glauben Sie, ich fühle es nicht, wie sehr ein Mann unterliegt? Vergebens hüllen Sie sich in eine feine Geistigkeit. Das Tier bricht durch. Wir triumphieren. Ich triumphiere.«

»Aber, — sagte ich, — Sie vergessen, daß der Mann die Frau satt haben wird. Acht Tage, ein Monat, — glauben Sie man erträgt eine Frau länger? Zu welchen Hilfsmitteln man greift, um das Stereotype, peinlich Subjektive, Kritikklose an der Frau zu verwirnen. Um sich an die Liebe heranzutäuschen! Um nicht schmutzig zu sein! Dieses Märchen von der Ergänzung! Die verzweifeltste Ergänzung! Es erkennt der Mann an der Frau, wie formlos er ist. Die Frau lächelt und wiegt sich in den Hüften.«

»Dann freuen Sie sich doch, daß Paul aufs Eis ging.«

»Wie Sie das nicht verstehn. Um ihn ist es mir nicht zu tun. Um Sie nicht.«

»Sie schnüren mich also in eine Theorie?«

Lissi ging bald. Was ich will, — ich weiß es nicht.

Sie dichtet mir ein suffisantes Lächeln an. Es ist Hilflosigkeit. Oh — über die feine Geistigkeit! Eine Form muß sein, in der wir undurchsichtig sind. Sonst — eine schaukelnde Bewegung, ein fliegender Ball.

Ich habe recht. Es ist nicht möglich eine Frau zu besitzen. Wie sie einen täuscht! Sie verspricht alles. Wer Erfüllung fordert, ist ein Lächerlicher. Kein Ausgleich ist vorhanden. Und wenn man sich — sich selber — Jahr um Jahr vor Augen hat! Wer erträgt das?

Sie ist am Ende mit der ersten Empfängnis. Der Spiegel ist matt. Man ist sich zum Widerwillen und lächelt, lächelt wochenlang. Man jagt sich fort. Man kommt wieder und kriecht um Liebe. Die tiefe Schuld — die eigne Häßlichkeit — in breiten, flachen Linien! Die Augenblicke einer zufälligen Vergesslichkeit, entschädigen nicht für ein betrübtes Leben.

Wer eitel ist und häßlich, der nimmt eine Frau.

Wer stark ist... Wer ist stark?

Ich hörte dieses Zwiegespräch:

ER: Was haben Sie da in der Hand?

SIE: Goldfischfutter-

ER: Ach Gott, ob eine Frau »Goldfischfutter« sagt, oder »ich liebe Dich« ist doch ein und dasselbe.

Es ist die Psychologie, wie sie auf der Straße Erfolg hat. Er sagte die Worte, als betastete er sie. Sie zitterte und fühlte die freche, schmutzige Hand. Sie war wehrlos.

Es ist meine häßlichste Erinnerung.

AM 8. JULI. — Das Konventionelle ist einfach und in zwei Augenblicken zu durchschauen. Es ist Gegenstand, tot, Wachs in der Hand. Man soll es formen. Man darf es nicht sein. — Ich las so ein Buch, und war Christian, wenn es um ihn ging. Thomas — wenn um ihn, und gelegentlich dieser und jener. Wie ich das Buch aus der Hand legte, kam es mir: »Reinhold, Sie sind verrückt! Es ist unmöglich, daß Sie zu diesem Dutzend verwandt sind.« Der Autor ist banal. Dafür kann er nichts. Ich auch nicht.

Mein junger Kanarienvogel starb, — ich glaube an Verstopfung. So viel bedeutet mir das Buch. Es sind keine Intentionen darin. Es hat so wenig Intention, daß ich die Tatsachen in ihrer Reihenfolge noch heute weiß. Und ich las es doch schon vorgestern. — Ein Buch ist schlecht, wenn man sagen kann, was darin steht. Ich werde es nie wissen, was im Faust steht.

Hier — das Unberührbare. Ach und wir! Die Leichtverführbaren.

Nichts ist so abscheulich als der Parallelismus: die andern und ich.

Wenn man »wir« sagt, beginnt die Religion...

Ein goldner Ball...

AM 9. JULI. Monsieur ging nie zur Kirche. Er hat umgedacht. Er taucht in die verwegene Dämmerung des Mysteriums.

Auch Madame besitzt genügend Esprit und Roben, um zur Messe zu gehn und auf den sanften Priester zu hören.

Es ist sehr dic religiös zu sein...

Das Katholische ist unglaublich in seiner Katastrophe.

Einige Kerzen. Der Priester kniet am Altar. Kein Wort kommt von seinen Lippen. Heiße, leidenschaftliche Hingabe an dieses Bild verdrängt das Bewußtsein. Er betet zu dem Gott. Er betet... er betet.. Ist es Sünde in dieser Stille zu denken? Er ist heilig. Kein Wort kommt von seinen Lippen. Langsam wendet er sich zum Volk. Er hebt die segnenden Hände und macht das Zeichen des Kreuzes. Die Kerzen erlöschen.

Über der Uhr am Ausgang steht: Una ex his tua erit.

Wir aber sind korrupt und ungläubig. Wir machen Anstrengungen, das zu ver-

stehn. Wir schlagen mit nervösen Fingern gegen unsre Brust: »Gott! Sei uns gnädig«.

Natürlich kommt nichts dabei heraus.

Ich will Ihnen sagen, Jaime, wie mein Leben zugeht. Was wissen Sie von mir? Ich bin vergnügt und Sie bemerken, daß ich ganz feine Sinne habe. Meine Witze halten Sie nicht für schlecht, und Sie sagen, daß ich gut erzählen kann. Das ist alles. Seien Sie still. Meine Naivität, mein Differenzierungsvermögen, — ich weiß doch, daß sich das zum Vorteil an mir ausnimmt, wie der Panama, den ich trage. Ich kann auch reiten und Tennis spielen.

Sie wissen doch, wer ich bin. Warum sagen Sie mir nicht, was ich tun soll!

Es ist gewiß so, — Sie, und ich, und die andern, wir sehn einer am andern nur das Vollendete, oder die Richtung dazu. Wir glauben an unsre Intentionen. Wir sind ungeheuer erbärmlich: ich, und Sie, und die andern.

Il faut que je me résigne à rester célibataire, denn wenn ich heiratete, meine Frau würde mir sagen: »Du bist ein Teufel. Der liebe Gott wird Dich bestrafen«. Ist das nicht nicht entsetzlich? Ich werde ihr nichts getan haben.

Wir nehmen Rache einer am andern. Ich weiß nicht wofür. Es ist irgend eine Schuld, um die wir nicht wissen. Wir sind nicht glücklich.

Wir ahnen was wir sind. Das Erlebnis zerlegen wir in Teile. Wir reihen ein Bild hinter das andre. Wir finden anmutige Zusammenhänge und lieben das Unendliche.

Es fehlt mir was. Ich bin doch. Warum bin ich denn nicht? Sagen Sie es.

Draußen ist es dunkel. Der Sturm fährt einher, wie in einer Novelle von Poe. Aber ich bin suffisant und lache über Poe. Ich habe es vergessen, daß es schreckliche Stürme gibt. Verstehen Sie?

Natürlich verstehen Sie. Sie ergänzen das Unzureichende und verbrauchen mich. Sie sind mein schlimmster Feind. Ich habe nicht das Temperament eines Beduinen, Sie zu ermorden.

Warum? Sie wissen es, ich muß konzedieren: so, und so, und so sind Sie. Das ist alles. Begreifen Sie was das heißt. Für mich ein verkürztes Leben, eine Deviation. Ich bin so unvollendet, und Sie wollen mich vollendet. Ihr Fehler meine Schuld.

Sie erwarten etwas von mir. Sie sollen nichts von mir erwarten. Ich erwarte nichts von mir. Ich will nicht.

Sie erwarten Ungeheures von mir. Sie wissen nicht, wohin es läuft, wie ohnmächtig ich bin, wie wenig prästabiliert für Ihre Spekulation ich bin.

Wenn ich hinwarf: »Ich werde Lakai«, so gaben Sie Antwort: »werden Sie Lakai«.

Aber in Ihnen ist eine Stimme, die sagt: »er hat Kraft«.

Ich will, daß Sie das nicht sagen. Sie sollen mir überlegen sein.

Sie merken, wohin ich ziele. Reden Sie mich in Grund und Boden, — Sie kennen Schopenhauers Eristika, — daß ich einmal glauben kann: »Lieber Reinhold, Sie sind nur ein Gentleman, zu dem acht Anzüge im Jahr gehören: drei für den Sommer, drei für den Winter, je einer für die Übergangszeiten«.

Ich wäre Ihnen dankbar.

AM 10. JULI. — In Memoiren soll man nichts streichen, darum bleiben die Tiraden von gestern.

Ich übersezte ein russisches Lied:

»Wo blieb die Flöte? Wo das Kleid?
Die Lippen sind zum Kuß bereit...
Scham weicht der Furcht... Furcht weicht der Scham...
Das Hirtenmädchen schludzt vor Gram:
Vergiß, was Du gesehn...«

Liebe ich eine Frau, ich würde ihr schreiben: »Schöne, liebe Frau, ich küsse Deine Hände. Ich kann nicht in Dein Land kommen und bin betrübt darüber...«
Es ist schlecht und lächerlich. Ich will Worte finden, hinter denen ich mich verbergen kann, und sie kommen mir nicht.

»Ich kann nicht in Dein Land kommen...«
Ein großes Gewitter liegt in der Luft und macht mich müde und abgespannt. Unruhe und Angst in mir.

La nuit porte conseil.

VON DER FRAU. AM 18. JULI. Schöne Frau, Du bist ein lockendes Lied, und ein schaukelndes Lied. Meine Augen sehn Deine reizenden Schritte.

Ich ertrage Deine Schönheit wie eine Fessel. Deine Jugend wird gebückt, Deine Zunge lahm, und der Staub schlägt sich in eckige Runzeln, — dann zerspringt meine Fessel. Dann gehe ich von Dir.

Den lüsteren Greisen gibst Du Verachtung und freche Liebe, daß sie erzittern in kleiner Brunst und in grau gewordener Lust.

Lachen Deine Lippen?

»Wirklich — Du bist so stark, mein schöner und lieber Mann. Stark im Nacken und in den Lenden. Suche Deine Lust an mir. Ah — ein Perlenband schmückte mein Haar. Lege mir Perlen an die Stirn. Ah — wie bist Du doch stark.«

Dann vertraut der Alte Deiner glücklichen Stimme und wirft seinen Rest auf Dich. Deine Arbeit ist ein Verlocken. Deine Pflicht den Lockenden zu umspannen. Aber Du suchst nach der Freude an einer Liebe, die Dich erfüllte und Dich vergessen lehrte die weibische Pflicht nach Liebe zu suchen.

Du suchst am Morgen und findest am Tage nichts, und hoffst in der mitternächtigen Stunde einen großen Frieden zu machen, und hoffst einen Riesen in Deinen Armen zu halten.

Und die Mitternacht war eine gestirnte Wüste und hatte weder Höhe noch Tiefe, daß Du als ein Fädchen zwischen Sternen und Sternen lagst und wußtest von keinem Entzücken.

Wie? Die Kälte betastete Dich, und Du rochst eine Erkenntnis.

Wie? Deine Schenkel lagen in Bögen, und Du wittertest eine Empfängnis.

Wie? Du brannstest nach den Fingern der Wollust und schäumtest in der Erwartung.

Wie? Da Du auf den Markt gingst und Dir einen starken Gesellen geselltest um wenige Groschen, da erlittst Du ein ekliges Leid und Deine Erwartung zerbrach. Aber die Hoffnung rief: Sieh, die Sterne sind blaß. Der Morgen graut.

AM 19. JULI

EIN GESPRÄCH.

DIE DIRNE:

Ich spüre, daß du mir folgst.

DER KNABE:

Ich folge dir.

DIE DIRNE:

Weißt du wem? Du bist außerordentlich zierlich in der Bewegung. Deine Stimme ist dem Ton einer Flöte zu vergleichen. Ich glaube, — du bist recht fromm.

DER KNABE:

Ich folge dir.

DIE DIRNE:

Du weißt deine Worte nicht zu stellen. Ein Knabe hat viele Gefühle. Sie gehn von Tiefe zu Tiefe und sind ihm fremd. Es kommt vor, daß man etwas im Spiele zerbricht. Was tut man mit den Scherben? Verstehst du?

DER KNABE:

Ich verstehe, daß man die Scherben vor das Haus trägt.

DIE DIRNE:

Ja. Auch gibt es Menschen, die zerbrochen sind. Ich lebe vor den Toren der Stadt.

DER KNABE:

Warum lebst du vor den Toren der Stadt?

DIE DIRNE:

Verstehst du?

DER KNABE:

Ich verstehe, daß man vor den Toren der Stadt lebt, wenn man unglücklich ist.

DIE DIRNE:

Ja, da lebe ich. Ob ich unglücklich bin ist langweilig zu wissen. Mein Haus hat einen kühlen Garten mit einem Springbrunnen und vielen Rosen. Ich liebe die rötlichen Blumen und das rötliche Licht.

DER KNABE:

Meine Freunde sagten, du wärest eine Dirne. Was ist das?

DIE DIRNE:

Deine Freunde sagten das Richtige. Doch ich weiß nicht, was eine Dirne ist. Ein Tier lebte im Walde. Ein Tier starb im Walde.

DER KNABE:

Was taf es — das Tier?

DIE DIRNE:

Es lebte hin. Viele Tiere gab es im Walde. Sie hatten Zähne und Hörner. Aber dieses Tier hatte nichts dergleichen. Da erfand es die Liebe und verkaufte sie. Da buhlten alle um seine Liebe. Wenn sie es geliebt hatten, stießen sie es doch.

DER KNABE:

Ich glaube es ist immer so. Ist die Liebe nicht eine Münze, um die man schöne Dinge kaufen kann? Ist sie nicht rosenrot, daß man sie gerne hätte und etwas Staub in der Hand, wenn man sie hat?

DIE DIRNE:

So ist sie. Etwas Staub in der Hand. Und alle Dinge sind so. Ich, und du, und die andern. Etwas Staub.

DER KNABE:

Es ist wahr, die schönste Frau lebt am schwersten. Wo fände sie einen Geliebten, der sie umspannte?

DIE DIRNE:

Du bist klug. Wo fände sie einen Geliebten? Zu groß ist ihre Schönheit. Sie sucht, ob sie einen fände.

DER KNABE:

Es gibt schöne Knaben. Wenn eine Frau häßlich ist, ist sie dann eine Frau?

DIE DIRNE:

Nein. Es kommt vor, daß sie Kinder gebiert.

DER KNABE:

Hast du Kinder?

DIE DIRNE:

Ich habe keinen Geliebten.

DER KNABE:

Wie? Du hast keinen Geliebten?

DIE DIRNE:

Ich habe keine Kinder.

DER KNABE:

Wird er kommen? Du wartest auf ihn? Ah — ich verstehe dich.

DIE DIRNE:

Er wird nicht kommen. Doch ich warte auf ihn. Alle liebten mich. Er nicht. Ich haßte alle. Ihn nicht.

DER KNABE:

Du tust recht einen zu lieben, der nicht ist. Auch die großen Männer lieben Frauen, die nicht sind. Die andern heiraten und trinken Wein. Kinder werden geboren.

DIE DIRNE:

Es gibt ein Verlangen im Volk nach der heiligen Mutter. Sie durfte einen Sohn haben. Sie war erdacht.

DER KNABE:

Sie ist wirklicher, als wir und die andern. Der Sohn ist dein Geliebter.

DIE DIRNE:

Vielleicht, daß er es ist. Man sagt, er hätte für uns gelebt. Es war Nacht. Mich fror. Er war in jeder Beziehung unendlich. Ich fühlte eine Verwandtschaft, und war, als wäre ich nicht. Meine Sinne lösten sich in seiner Gegenwart, daß ich außer mir war.

DER KNABE:

Wenn man sehr erstaunt ist über ein rundes Wort, oder über die gläserne Biegung der Welle vor dem Bruch, dann ist man bewußtlos, als gehörte man in die Einheit. Ist es das?

DIE DIRNE:

Ich höre seine Stimme als eine leise Fülle.

DER KNABE:

Es ist besser die Erwartung zu lieben.

DIE DIRNE:

Käme er.

DER KNABE:

Er trägt einen heiligen Schein. Er ist schön und großartig. Seine Gebärde ist ein Schlag. Verstehst du ihn?

DIE DIRNE:

Käme er.

DER KNABE:

Du und ich — wir lieben nur den Entfernten. Merkwürdig ist der Entfernte. Das Meer ist unendlich in der Ferne, und Wasser, wenn du darinnen bist.

DIE DIRNE:

Eine Quelle erfrischt mich.

- DER KNABE:
Die Pflütze wird dem Durstigen zur Quelle.
- DIE DIRNE:
Du bist böse.
- DER KNABE:
Du bist eine Dirne.
- DIE DIRNE:
Warum sagst du das?
- DER KNABE:
Du bist eine Heilige.
- DIE DIRNE?
Was sagst du? Es ist Glanz in deinen Augen und Sünde.
- DER KNABE:
Alles glänzt. Alles ist Sünde. Ich sehe keine Sünde.
- DIE DIRNE:
Wie kühn du sprichst. Du bist unglaublich. Ich liebe deine ebenmäßigen Worte. Doch du vergißt das Alltägliche. Es folgt der Sohle wie Hunde der läufigen Hündin. Deine Hände sind so geformt, daß sie nach kostbaren Gefäßen greifen. Sünde ist das tägliche.
- DER KNABE:
Wer zwingt dich daran? Suche die Spur der Sünde, du findest ihren Anfang nicht. Suche den Glanz —, sein Ende erreichst du nicht. Zwei Ringe gehn ineinander. Wer heißt dich wählen?
- DIE DIRNE:
Ihr werdet sein wie Gott.
- DER KNABE:
Das Rätsel löst sich zu einem Rätsel. Sein Bild ist die Schlange. Begreifst du?
- DIE DIRNE:
Du bist schrecklich.
- DER KNABE:
Ich fürchte mich vor diesem Bilde. Der Kreis zerbricht in eine Linie. Steige. Stürze.
- DIE DIRNE:
Ich sehe. Ich sehe.
- DER KNABE:
Was siehst du? Das blanke Metall? Ein grünes Holz wird Kohle, ehe das Metall fließt. Ein grünes Holz wird Kohle an der Glut des Metalles.

Das ist Sünde: sie reißt den Glanz in das Unendliche und der Glanz vernichtet sie.

DIE DIRNE:

Er ist ein Gott und sich selber ein Widerstand. Er ist so stark, daß er sich selbst erträgt. Er ist die Form den Gebilden. Er geht durch die Welt.

DER KNABE:

Er hat nie gelitten. Sei still. Sei still.

DIE DIERNE?

Wohin denkst du?

DER KNABE:

Seine Mutter glaubte, und ER war Gott.

DIE DIRNE:

Du schlägst mich. Wie weh das tut.

DER KNABE:

Dir fehlt der Glaube an deinen Schoß.

DIE DIRNE:

Wie? Ich verstehe Dich nicht. Was sagst du?

DER KNABE:

Du bist zu schwach.

DIE DIRNE:

Ich bin zu schwach? Ich bin sehr schwach.

DER KNABE:

Ergiffe dich der Glaube den Göttlichen zu gebären . . .

DIE DIRNE:

Wer bist du? . . . Wer bist du?

AM 20. JULI. »Vous changez de visage, — sagte Jaime, als er dieses Gespräch gelesen hatte. — Sie reden in einem Ton, der das Echo einer Stimme in Ihnen ist. Es ist kein Ende in dem was Sie sagen. Ihre Pointen sind nicht neu. Schreiben Sie pikante Hirsstörchen, das wird Sie nicht affizieren. Tun Sie etwas für Ihr Amusement«.

Er hat natürlich recht. Was wollen diese dunklen, halbbewußten Wallungen? Sie kommen daher als tanzende Nonnen. Ihre tollen Sprünge gehören nicht in das Gelächter weltlicher Gesinnung. Ob sie ihre Beine bis an den Himmel würfen, — ich sehe: es schickt sich nicht. Ekel befällt mich. Aber sie kommen, sind da, zeigen mit kloßigen Fingern auf ein geschlossenes Tor. Es gibt geschlossene Tore. Es gibt Idioten, die das Schloß zersprengen wollen, und Narren, die nach einem Schlüssel suchen. Jaime aber sagte mir: »Es kommt mir vor, als wäre ich in einem

dunklen, leeren Raum. Sie sind das Schlüsselloch — la serrure. Ich guckte durch Sie, und da ist alles freundlich und hell.« Das erschreckte mich sehr.

AM 21. JULI. — Ich schreibe. Kommt es denn darauf an, was man schreibt?
D. O. M. In meinem Herzen ist Freude und ein Wissen um große Dinge. Das Leben liegt erschlossen in Tau und Morgenröte, wie weiße Blüten am Rosenstrauch, und ist mir ein Wunder und ein Begreifen, eine Frage und viel Antwort. Und ich wandre auf sammetnen Wegen durch schlafende Gärten hinauf in das Gold der Sonne. Ein weißer Falke rauschte aus dunkler Nacht, und die silberne Spur seines Fittichs wurde mein Weg.

Kostbar ist das Leben, und ein reicher Schmuck. Eine Krone über dem Wanderer und eine Herrschaft.

Weiß ich, woher ich kam? Weiß ich, wohin ich gehe? Meine Reiche sind weit wie der Himmel, und groß wie die Liebe Verlobter.

Ich blickte dem Rätsel der Sehnsucht tief in die Augen. Da war ein Märchen von Dir und von mir, und es war ein Reim und ein Rätsel.

Im Tale liegen Städte und Paläste darin, und es sind Menschen, welche klug reden und weise tun.

Aber ich weiß nicht von ihnen. Sie sind fremd und ungeschickt. Sie zerreißen meine Wünsche und brechen Edelsteine aus meinem Reif.

Ich hörte die Lieder, welche der Wogenfall in das weite Tal wirft.

Ich sah —, jeder Tautropfen ist ein funkelnder Diamant, alle Blüten sind mein, und die Sterne, und der weite glänzende Himmel.

Breitet die Arme. Das alles ist Euer, wenn Ihr Liebe habt.

Jung wie ein unschuldiges Kind, tief wie das Meer am Grunde, alt wie der Weg der Sterne am Himmel ist — das Gebot:

Wie Dich selbst — so liebe Deinen Bruder.

Eine Perle haben wir zertraten und Staub darauf geworfen. Unter Euren Füßen liegt sie.

Ihr schriekt: Du Tor in Deiner Einfalt!

Ich war ein Kind, welches die Freude im Herzen trug.

Wohin soll ich um den König zu finden?

Der Himmel erschließt sich in großer Schönheit.

Wollen wir uns silberne Flügel wünschen.

Ich weiß so wenig von Gott und hörte so viel von ihm.

Es gab Einen, der Gott im Herzen trug, aber er wußte nichts von ihm.

Ich will Gott im Herzen tragen. Nicht fragen, warum er ist, ob er straft und verdammt, — Ich will Gott im Herzen tragen. Ich will ein Kind sein.

Ich will um Gott wissen.

Was das heißt, — ich kann es nicht sagen.

Was bedeutet der Blitz im fegenden Sturm? Was bedeutet der Bogen nach Regen und Wind, oder das rauschende Meer in seinen Tiefen?

Was bedeuten Sonne, Sterne und Mond?
 Was bedeutet Hoffen und Glück, Seele und Liebe und mein Fragen danach?
 Was bedeutet Gott und mein Fragen nach ihm?
 Wer kann sagen, er wisse es.
 Ich stehe vor einer dunklen Tür, und das Geheimnis hält Wache davor.
 Ihr da — mit den lächerlichen Beweisen. Nicht weiter antworten. Nicht einen Schleier
 zerleihen.
 Ich weiß nichts von Gott, und ich weiß, daß er ist.
 Ich will ein Kind sein.
 Eine Sehnsucht wünsche ich mir, welche im Ungemessenen ihre Erfüllung sucht
 Ein Auge wünsche ich mir, das nach fernsten Fernen fragt.
 Eine Seele wünsche ich mir leuchtend und rein, wie eine Flamme auf dem Altar
 und still wie ein Gebet.
 Eine Seele wünsche ich mir, welche nach Gott fragt und an der Frage Genüge findet.
 Ach — ich bin ein Mensch.
 Ein Tag brachte dieses Erkennen, und es waren tausend Stimmen, die schriean:
 Du Mensch, Du Mensch.
 Aber ich wußte nicht, was das bedeute.
 Und ich hörte von Ihm, den seine Brüder verspottet und geschlagen hatten.
 Er aber sagte: Ich bin ein König.
 Da drückten sie ihm eine Dornenkrone auf das Haupt.
 Da wußte ich von dem verzehrenden Willen in seinem Herzen, und von den zwei
 Welten in seiner Brust: von der Welt der sehnsüchtigen Frage und von der Welt
 der Verstandesantwort.
 Aber seine Sehnsucht hatte die Antwort des Verstandes zertreten, und er sagte:
 Ich bin ein König. Mein Reich ist nicht von dieser Welt.
 Ihr Lieder, wo seid ihr hin?
 Hat ein Traum eure Augen berührt oder ein grelles Licht eure leisen, zitternden
 Schwingen, welche aus der Nacht in das bleiche Gold der Morgenröte verlangen?
 Du König meiner Fernen.
 Löse die Schleier und tausendfach spricht Deine Schönheit aus meinem Liede.
 Dein Gewand ist von der Farbe des Elfenbeins, und Deine Lippen brennen wie
 die Blüten am Granatbaum.
 Deine Hände sind weiß und fein, aber Dein Schwert ist rot vom Blute des Zornes.
 Dein Weg führt in das Übermaß der Sterne, und alle Grenzen des Schauens reichen
 nicht die Gewalt Deines Schrittes zu messen.
 Ein König geht durch die Nacht, und die Flamme des Morgens ist seine Krone.
 Sturm läuft vor ihm her, und die Sonne folgt seiner Spur.
 Seine Liebe ist ein Schwert und vernichtet.
 Seine Liebe ist der Zorn und zerschlägt.
 Seine Liebe ist der Friede.
 Du bist mir verwandt, Bruder.

Die weißen Blüten in Deinem Garten haben einen süßen Duff. Ich will ihre Schönheit trinken, wie Wein aus einer Schale von Rubin.
Ich will an die Meere gehn und den Felsen in der Brandung sagen, wie herrlich Du bist.
Ich will auf die Gipfel der Berge steigen und zum Winde reden.
Die Wolken werden es vernehmen und stille halten.
Es ist eine Stimme von der Kraft des Sturmes: Dein Name ist heilig.
Es ist ein Geheimnis, aber den Völkern wurde es kund.
Es ist ein Rätsel, aber wer stark ist in der Liebe zu seiner Kraft, vermag einem Bruder Liebe zu geben.
Es ist ein Wunder, aber nur bei Königen ist die Liebe ein Reichthum.
Ich fragte die Sonne: warum scheinst Du? und ich fragte den Bach: warum rauschst Du?
Aber sie antworteten nicht.
Und ich fragte mein Herz: wohin willst Du?
Aber ich verstand seine Antwort nicht.

AM 24. JULI — Zuweilen ist alles so selbstverständlich in aller Verworrenheit. Die Aufzeichnungen werden so aufrichtig, daß ich an ihrer Wahrheit zweifeln muß. Ich lese sie mit dem Interesse eines Unbetheiligten. Was bedeutet das? Jedenfalls, daß ich genug geschrieben habe.

PAUL WIEGLER: ANMERKUNGEN

DER POPULÄRE DENKER. In Friedrich Paulsen ist ein Dozent von subjektiver Redlichkeit und von beträchtlichem Verdienst um die Hälfte seiner Schüler dahingegangen. Es ist mithin nur billig, daß die Nekrologe ihn priesen, und daß sie zumal eine menschliche Tatsache erwähnten: Paulsen hatte den Ruf des Todes schon gehört, als er vom Katheder stieg, und hatte bis zum letzten ausgeharrt. Paulsen war ein Dozent. Es scheint nicht, daß er ein Philosoph gewesen ist, weder in dem Sinne unsrer Vorfahren noch in dem Sinne der wenigen Exponierten, unsrer kargen Hoffnungen. Vielmehr ein Pädagog, einer, der minderen Intelligenzen über Monate, auf ein Jahr das theoretische Rüstzeug für die von den Familien herbeigesehnten Ämter lieferte. Die studierenden Mädchen und die anglikanischen Predikanten suchten Paulsen auf, während die Träumer sich an Diltheys romantischen Eklektizismus hielten, die Minierer an Simmel. Paulsen war der Mann der Systeme, der Gemeinverständlichkeit, der Smiles der Wissenschaft. Seine Einleitung in die Philosophie ist von den Vereinigten Staaten adoptiert worden. Mehr als für Schopenhauers »nackte« Wahrheit hat er für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten getan. Er wollte Kantianer sein, und er ließ dabei, wie alle weltlichen Theologen, der praktischen Vernunft als der Rechtfertigung der Moralphilosophie den Vortritt. Sein Idealismus war Absicht, nicht Einsicht, der das Zweckhafte schwindet. Er machte Umwege über Spinoza, über Leibniz und Fehner. Ein Bedürfnis war ihm, daß das Geistige positives, das Körperliche negatives Vorzeichen habe. Und da nichts Individualität und Grenze der Professoren mehr verrät als ihre Beschäftigung mit ästhetischen Dingen, ist für Paulsen die Abhandlung bedeutsam, in der er von Schopenhauers bösem Willen spricht und von Hamlet, diesem jungen König aus Shakespeares purpurnen, visionären Reichen, als dem »Virtuosen der philosophischen Medisance.« Er machte aus ihm den bekannten, trivialen, klapperdürren Charakterspieler der deutschen Bühne, den Charakterspieler »ohne sittliche Kraft«.

Paulsen ist auch dem »Gang der Tagespolitik« gefolgt, von der Schopenhauer die Augen wegwandte. Er sah in Nietzsche den Hassenswerten, aus jenem unbewußten Interesse der Philosophieprofessoren, das nach Driesmans biogenetisch ist. Er lehrte eine protestantische »Philosophia militans«, gegen Klerikale und Naturalisten. Als Verwalter seines Faches war er seinem Feinde Haeckel, dem »Aschenhäufchen von Negation und Wörternichtsens, wie er den »Atheismusfanatiker« genannt hat, überlegen. Sie begegneten sich in der rationalistischen Verdünnung. Und sie begegneten sich in der Popularität.

Populär sind nur die Laienautoren, die verjährte Normen nicht zerstören. Darin trifft sich die Gemeinde aller dieser modernisierenden Gläubigen, die für den Fortschritt des Vernünftigen, des Guten Proselyten werben. Hier verbinden sich die Zeitungsansätze, in denen Paulsen sein Neochristentum auf aktuelle Debatten zu übertragen pflegte, mit dem common sense der Ellen Key, die er bekämpft hat, wohl da sie als eine vom männlichen Dozenten frei gewordene, sentimentale Gou-

vernante ihm noch zuwider war. Beide zogen die Ethik auf Flaschen. Beide waren sie überzeugt, daß die Erkenntnis sozial sei, die Erkenntnis, die nichts zu schaffen hat mit der Aufklärung von Kanzeln, Kathedern und Pulten herab, die antisozial ist, gegen die Tugenden der Menschen unempfindlich. Die Erkenntnis, auf der Goethes dunkler Zweifel lastet, »daß niemand den andern versteht, daß keiner bei demselben Wort dasselbe was der andere denkt«, die ihren Bezirk erst da öffnet, wo sie unpopulär wird, und deren Bankrott die Popularität ist.

DER ZEMENTABGUSS. Aus Würzburg ist der Kreuzgang der Neumünsterkirche entführt worden, den man für Berlin angekauft hat. Zuerst wurde dies so dargestellt, als sei der Magistrat der Bischofsstadt um ein Grab betrogen. Ein Mythos will, daß unter die romanischen Quadern Walther von der Vogelweide gebettet ist, dem der Kreuzgang so wenig gehört wie der Delphin, der an seinem Bozener Standbild Wasser speit, oder die Löwen, die dort sich recken. Dann schrumpften Mythos und Sakrileg noch mehr zusammen. Das Bauwerk war durch eine großstädtische Scheußlichkeit verdrängt. Der Regen des Himmels fraß am ungeschützten Sandstein wie Rheinnebel und Fabrikdunst an den Mauern des Kölner Doms. Der Eigentümer, Luitpold Rosenthal, ein Würzburger Octave Mouret, hätte seinen romanischen Besitz, von dem er den Magistrat ausschloß, fast über den Ozean wandern lassen. Die Berliner Generaldirektion aber schrieb nach Würzburg, daß der Kaiser dem neuen Standort vorzügliche Beachtung schenke, und sie versuchte, die Franken durch einen Zementabguß zu trösten.

Der Trost ist paradigmatisch. Das älteste Deutschland, die Heimat der Tilmann Riemenschneider und Veit Stoß, der Garten, durch den Vernon Lee schweifte, stirbt, an Trägheit, Thorheit oder am Geist des neunzehnten Jahrhunderts, der den Krummstab zerbrochen hat und die Kunst verschleppte oder »restaurierte«. Falsifikate stehen an der Zuflucht der Beschaulichkeit, der geheimnistiefen Phantasie. Städte, deren Wesen das Falsifikat ist, nehmen die Trümmer auf. Losgerissen vom Boden, des Rechtes auf natürlichen Verfall beraubt fristen diese ein erlogenes Dasein in den Museen der Architektur und Plastik, deren Material Zement und Kopie doch wären, in den Museen, den Totenkammern der Kunst.

DER HAUPTMANN. Der Schuhmacher Voigt, dem ein Dekret den Rest der Gefängnishaft erspart hat, ist einer der Auserwählten, die der strafenden Gerechtigkeit am Ende durchs Netz schlüpfen. Die Sympathie des Mittelstandes für einen Arbeiter aus der patriarchalischen Wirtschaftsform, dem sein Arbeitgeber Loyalität bescheinigt hat, die geringe Neigung des Mittelstandes zu der preußischen Armee, die der Schuhmacher foppte, haben dem Zuchthäusler Pardon erwirkt. Das Bedauern kam und die Rehabilitierung.

Die Amerikaner haben ihren Wildwest-Räuber aus dem Yellowstone-Park, der neunzehn Kutschen terrorisiert, den Exzentrik. Die Franzosen hatten Mandrin, den Hauptmann der Schmuggler, der Dörflern aus dem Dauphiné in Gegenwart

der Administration die gepaschten Ballen verteilt. Sie haben ihre Apachen, die in der Liebe großen »terreurs du Sébasto«. Die Deutschen haben den Hauptmann von Köpenick, der den bunten Rock parodiert und bescheiden, pfiffig sich zu seiner Tasse schlechten Kaffees setzt. Jedes Volk verherrlicht Delinquenten, die von seiner eigenen Art sind, der Masse Profit bereiten, und die noch dazu die Einbildungskraft ergötzen. Immens ist die ökonomische Leistung dieser Glücklichen. Der Schuhmacher Voigt hat die Camelots angereizt, die Institute des Berliner Vergnügens, in denen der Nachtbetrieb zur Orgie anschwellt, die Photographen, die Händler mit Ansichtskarten, die Klingsors der Marktbuden. Jeder verehrte den Beförderer des Umsatzes: die Kutscher, in deren Wagen er fuhr, und die Peripatetikerinnen, die mit erheiterten Provinzialen rascher anknüpfen konnten. Direktoren von Variétés rissen sich um ihn, der stolz erklärte, er schätze sich so hoch ein wie den Reichskanzler. Der Schuhmacher Voigt ist im Etat der Gattin eines Warenhaustetrarchen, die ihm eine Pfründe bewilligt hat. Er gleicht der Kantinenwirtin von Sedan, der Witwe Hofer, der Gewinnerin der Million: unzählige »Partien« bieten sich ihm an, die Umwelt ist bestrebt, ihn einer proletarischen Baucis zu entfremden. Er ist glorreich verbürgerlicht.

Die Ironie der sozialen Einrichtungen hat diesen Roman, der Victor Hugo in Bewunderung hätte trompeten lassen, nicht ganz verschont. Den Ruhm des Rehabilitierten hat ein zweiter Delinquent, einer, der noch ruhmlos ist, ausgebeutet. Ein »Hochstapler« ist nach Kopenhagen gereist und hat, während der Schuhmacher Voigt sich in Ungarn befand, als Hauptmann von Köpenick bei den Dänen gastiert. Dem Pfründner wird das fatal gewesen sein. Unwahrscheinlich, daß er auf den Verbrecher schimpfte, möglich, daß er mit dem Lächeln der hageren Apostel gelächelt hat, möglich, daß einer seiner Genossen, ein Kind der Finsternis, demnächst ihn selbst, nicht nur sein Prestige bestiehlt. Es wäre die Tragödie des Idealisten.

ZEPPELIN. Der Flug des Grafen Zeppelin von Friedrichshafen nach Echterdingen fesselt den Geist wie jeglicher Vorgang des mächtigen, gestaltenden und vernichtenden Lebens. Bewegt hat das Schicksal eines Siebzigjährigen, dem Erfüllung und Leid in den Raum eines Tages sich preßten. Eine Propaganda wuchs, die naive, triebmäßige Dankbarkeit kundgab und dem Mißerfolg huldigte, nicht dem Erfolg. Nur in der zweiten Schlachtordnung waren die Metallkonzerne sichtbar. Dann aber schoben die Optimisten, die gestern bei den Reichstagswahlen die Intellektuellen mobilisierten, der Ziellosigkeit ein Ziel unter. Geschäftsleute eilten, Finanzkontrolle über die Tribute zu verhängen, und die Juristen stritten für Steuerpflicht.

Noch weiß niemand, ob ein Pakt zwischen dem Grafen und dem Kriegsministerium zu stande kommt, ob das Fiasko durch einen totalen Sieg wettgemacht wird. Die unberechenbare Geschichte der Erfindungen weist ebenso viele Sprünge auf. Eine Stockung hat Fulton verwehrt, die Flotte Napoleons durch kochendes Wasser nach England zu transportieren, und seine Ruderdampfer dem Hohn des mit einer Dam-

perflotte unüberwindlichen Kaisers ausgesetzt. Die Geschichte der atmosphärischen Maschinen wurde beschleunigt durch einen Burschen von Dartmouth, der, statt aufzuspinnen, über vier Hähne eine Schnur legte, die Geschichte der Elektrizität durch die weißen und schwarzen Doppelstrümpfe des Mr. Symmer, der gegen Hygiene gleichgültig war. Die Jahrbücher der Physik haben burleske Kapitel der Ahnungslosigkeit und grausame Kapitel der Opfer.

Die Theodicee der Physik, die Vorstellung, daß ein Gott die Ausdauer im Dienste der Menschheit stets belohnt, hat die Heiligen des Buchstabens für sich, die Religiösen gegen sich. Der Ballon Zeppelins ward von christlichen Propheten in wirren Traktätchen als ein glänzendes Ungetüm verflucht, das, der Hölle entsprungen wie die große Meße Sankt Johannis, in die Hölle zurückgeschleudert worden sei. Die schwärmenden Mystiker von Handwerkerkonventikeln haben gebarmt, daß den Enterbten nun auch die Luft genommen werde, und den abstinenten Betern geraten, wo die Sünde triumphiere, sich in sich selbst zu verkriechen. Diese Christen sind zaghafter als die christlichen Bauern von Gonesse, die mit Dreschfliegeln und Mistgabeln die teuflische Charlière überfielen: Charles war noch nicht in die Lüfte geklettert. Einzig die Jesuiten waren auch im Fall der Aëronautik mehr verschlagen als religiös. Den Pater de Gusman, dessen Heißluftballon über Lissabon schwebte und sich an einem Hause zu schanden stieß, hätten bei der Inquisition die jesuitischen Väter des siebzehnten Jahrhunderts entlasten sollen, die in hohle Drachen brennende Talglichter stellten und, den Heiden zur Warnung, auf das Papier die Worte malten: »Gottes Zorn«. So mannigfach sind die Wege der Frömmigkeit.

DER HALBMOND. Am Bosphorus sind Voltaires Fabeln lebendig geworden. Minister ist Zadig, der Gerechte, der die Stimmen des Divan nicht geniert und den Vesiren erlaubt, eine Meinung zu haben. Der König Moabdar wird verrückt, denn die Götter antworten ihm, daß sie die Gelübde eines Tyrannen verschmähen. Oder vielleicht wird Abdul Hamid ein komischer Tourist wie Cacambos Herr, der zum guten Candide sagt: »Ich heiße Achmed der Dritte. Jahre lang war ich Großsultan, ich habe meinen Bruder, mein Neffe hat mich entthront. Meinen Vesiren hat man den Hals abgeschnitten. Ich beschließe meine Tage im alten Serail. Mein Neffe, der Großsultan Mahmud, gestattet mir zuweilen Erholungsreisen, und so bringe ich jetzt den Karneval in Venedig zu.«

Der türkische Wonneherbst hat Europas Doktrinäre an etwas sehr Unpolitisches gewöhnt: an das Wunder. Der Padischah, der mit einem Mal sich in sein Gegenteil verändert, ist nicht übel. Vor der Verfassung war er Gladstones »großer Mörder«, ein Haremspensel, das Ponson du Terrail las und heimliche Gänge liebte, versteckte Tapetenüren, elektrische Klingeln. Ein Nero mit abgezehrtm Leib, verfarbtem Bart und knochigen Kinnbacken, der noch sanft war, wenn er seine Sklaven an den Genitalien marterte. Nach der Verfassung ist er der Spender der Freiheit, der voller Güte aus der Equipage herausgrüßt. Und die schwarze Bestie ist Izzet Pascha, der syrische Journalist.

Der türkische Wonneherbst legt die Unsicherheit aller historischen Beleuchtung nahe. Zugleich wiederholt sich der Irrtum der europäischen Demokratie, die ihre Sache hinter dem trotzigem Aufstand der Nationalitäten vermutet. Die Freude über das »Syntagma« wird vorübergehn. Sie erinnert an die Revolte der russischen Dekabristen. Offiziere und Soldaten brüllten die »Konstitutsia« aus und wähten, das sei die Gemahlin des Großfürsten Konstantin, der seinen Bruder Nikolaus ablösen sollte. In Stambul wurde von den Manifestanten die Republik mit der »dette publique« verwechselt. Diese Serben, Bulgaren, Armenier und Griechen schreien für Serbien, Bulgarien, Armenien und Griechenland. Die Türken prügeln die Spione durch und lassen die Taschendiebe laufen. Die Türkinnen entschleiern sich und spielen, mit ihrer Launh vor den Häusern der morschen Sultansgünstlinge ankernd, die Sbirren. Die Eunuchen seufzen wie der Eunuche bei Voltaire: »O die sciagura d'essere senza coglioni!« und packen ein. Dann ist die Operette aus, und die Fremden büssen. Gegen die Kapitulationen richtet sich die Wut, gegen die europäischen Bahndirektoren, und wenn die Türkei den Europäern ihr Geld nicht zurückgibt, wird ein nach Europas Prinzipien verfertigtes Parlament würdevoll das Fallissement unterzeichnen. Die Gladstonianer werden den Balkan, mit dem sie generös die Russen lockten, im Monde zu suchen haben. Die Verfassung renft sich.

Das zwanzigste Jahrhundert ist ein Jahrhundert des Islam: im muhammedanischen Indien, in Persien, in Ägypten, wo der Panislamismus dem Lord Cromer über den Kopf wuchs, und im Marokko des Muley Hafid, der Europas Affen, den Fant Abdul Aziz, in den Staub gezwungen hat. Die Söhne Muhammeds ahmen dem Stifter nach, der die passive Behaglichkeit in der Ehe mit Chadidja abwarf: die Hedschra beginnt. Und die östlichen Gestade des Mittelmeers sind ihr Schauplatz.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Eduard Stuckens Drama »Lanzelot und Elaine«, aus dem hier ein Bruchstück gedruckt ist, erscheint im November d. J. in der Verlagsanstalt CONCORDIA-Berlin. — Hyperion empfiehlt seinen Lesern diese neuen Bücher: M. von Boehn und Dr. O. Fischel. Die Mode. 1799—1847. Zwei Bände. München, BRUCKMANN. Die Märchen der 1001 Nacht. Band 10 und 11. Leipzig, INSEL-VERLAG. P. Gauquin und Ch. Morice, Noa=Noa. Deutsch von L. Wolf. Berlin, B. CASSIRER. Julius Mayr, Wilhelm Leibl, sein Leben und sein Schaffen. Berlin, B. CASSIRER. Albrecht Dürers Schriftlicher Nachlaß. Herausgegeben von E. HEIDRICH-Berlin, J. Bard. Jean de Gourmont, La Toison d'or, roman. Paris, MERCURE. Maurice Hewlett, The Spanish Jade. London. CASSELL. Ferdinando Paolieri, Venere Agreste. NERBINI, Firenze.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES:

Mit dem nächsten Hefte gelangen die in der Wiener Werkstätte hergestellten drei EINBANDDECKEN zur Ausgabe.

Bestellungen auf die GANZLEINENDECKEN der gewöhnlichen Ausgabe zum Preise von 10 Mark für den Jahrgang nimmt jede Buchhandlung entgegen.

DAS SECHSTE HEFT wird Mitte November erscheinen und schließt den Jahrgang ab. Die Abonnenten werden gebeten, schon jetzt ihr Abonnement zu erneuern, da die Auflage des NEUEN JAHRGANGES nur um ein Geringes die Zahl der Subscribenten übersteigen soll.

Der Verlag bittet um Interesse für die im Anzeigenteil angekündigten NEUERSCHEINUNGEN.

VILLIERS DE L' ISLE - ADAM:
EDISONS WEIB DER ZUKUNFT

Ein Roman. Deutsch von Annette Kolb. Druck von Poeschel & Trepte,
Buchbindarbeiten von der Werkstatt Carl Sonntag, Leipzig.

Luxusausg. (30 numerierte Ex.) M 15.—, geb. M 6.—, brosch. M 5.—

Edison hat ein künstliches Weib konstruiert und die satanische Phantasie des großen Dichters macht diesen Andreiden lebendig. Villiers hat in diesem seinem Höllenromane, wie er ihn selber nannte, eine grandiose Satire der materiellen Welt gegeben, die er der okkulten, geistigen gegenüberstellt. Seine Konstruktionen einer fiktiven Zukunft übertreffen alles, was ein Poe, ein Wells in dieser Art geschrieben haben. Ohne daß er sich je vom wissenschaftlich Möglichen und psychologisch Wahrscheinlichen entfernt, führt er eine Welt von Grausen, Schrecken und Gelächter vor, in einer Kunst der Sprache und Darstellung, die ihresgleichen nicht hat, und die ihn den Rang mit Recht einnehmen lassen, den wir Villiers heute geben: den eines der größten Dichter des XIX. Jahrhunderts. Die Übertragung des Buches folgt dessen Originalität in allen Nüancen und gibt sie restlos wieder.

REMY DE GOURMONT
KOMÖDIEN EINER FRAU

Roman in Briefen. Deutsch von Anna Sofie Gasteiger. Druck von Poeschel & Trepte, Buchbindarbeiten von der Werkstatt Carl Sonntag, Leipzig.

Luxusausg. (30 numerierte Ex.) M 12.—, geb. M 4.50, brosch. M 3.50

Schon vor Jahren hat Franz Blei in der »Insel« auf die Bedeutung Gourmonts aufmerksam gemacht: auf die von außerordentlichem Können und besten Kenntnissen getragene Universalität dieses Geistes, der die Kirchenväter kennt wie die moderne Biologie, die Form des Romanes beherrscht, wie nur noch Anatole France, ein Dichter ist und ein Epilogist der Aktualitäten, ein Gelehrter und ein Dramatiker. Ein Aufsatz im »Literarischen Echo« hat sich kürzlich eingehend mit Remy de Gourmont beschäftigt, dessen geistvoller Roman, eine heutige Variation der »Liaisons dangereuses«, ihn erstmalig auch den deutschen Lesern vorstellt. Das Auf und Ab der sentimental und anderen Liebe hat hier mehr als einen berichtenden Beobachter gefunden: einen ironischen Philosophen und lächelnden Zuschauer der Komödie Leben.

NEUE BÜCHER · VERLAG HANS VON WEBER · MÜNCHEN

VALERIUS BRJUSSOFF · DER ERDUNTERGANG

Tragödie künftiger Zeiten. Deutsch von Hans von Guenther.

Luxusausg. (25 numer. Ex.) M 9.—, geb. M 2,75, brosch. M 2.—

Früher erschienen: DIE REPUBLIK DES SÜDKREUZES

Novellen. Luxusausg. M 15.—, geb. M 4,50, brosch. M 3.—

Ein Band Novellen hat diesen russischen Dichter, der in seiner Heimat hohes Ansehen genießt, zuerst in Deutschland bekannt gemacht und ihm ebenso begeistertes Lob wie leidenschaftliche Ablehnung eingetragen. Dieses Mysterium, des Dichters tiefstes Werk und die Novellen an Bedeutung weit überragend, in einer deutschen Übertragung vorzulegen, war doppelte Pflicht: einmal den Dichter in seinem größten Werke zu zeigen und dann die Art der jüngsten russischen Literatur nach Verdienst bekannter zu machen als es die Gorkis und Korolenkos sind. Dieses Mysterium von den letzten Menschen führt in das Innere der Erde, wo sich die ewige Tragödie abspielt: die eine Partei will an die Oberfläche der Erde zurück, wo die Sonne ist — nun schon mehr eine Sage, aus alten Bildern gelesen —, die andere die Partei der Wissenden kennt nur noch den Tod als letztes Ziel, der über den Dächern im luftleeren Raume herrscht. Die Lichtsehnsüchtigen, die Naiven siegen: das Licht bricht in die Tiefen und mit ihm der Weltuntergang: die künstliche Luft entweicht in den Äther. Dieses tiefe Symbol: den Kampf der Wissenden und der Naiven, der Erkenntnis und des Rausches hat Brjussoff in wundervoller Plastik zum stärksten dichterischen Ausdruck gebracht.

MAURICE RENARD · DER DOKTOR LERNE

Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack.

Gedruckt bei Poeschel & Treppe, gebunden in der Werkstoff v. Carl Sonntag, Leipzig. Ausgabe auf Bütten M 10.—, geb. M 5,50, brosch. M 4,50.

Ein groteskes Spiel mit naturwissenschaftlichen Möglichkeiten, ein geistreicher Scherz in Form eines »Schauerromans« mit der bis aufs äußerste spannenden Handlung, eine Wellsiade, die bis zum Paradoxen geht und alle Vorgänger an Erfindung und Gestaltungsvermögen schlägt, ein Roman voll Witz und Grauen, Tiefsinn und Skandal, Abenteuer und Ironie, ein cauchemare, das sich in Lachen auflöst — so und toller noch als Worte es beschreiben können, ist dieser Roman eines jungen Franzosen, der seine Phantasie schießen läßt wie das grausige Auto seines Helden, der ein Stier wird und wieder ein Mensch und leidensvoller Zeuge einer Art von Experimenten deren schaudervolle Praxis einer ferneren Zeit wohl angehören mag. Der Ernst, mit dem der Autor seinen ungeheuern Fall vorträgt, wird den feiner Hinhörenden nicht über die im Letzten ironische Absicht des Verfassers täuschen, mit der er die lustig bis ans Äußerste gespannten Nerven wieder entspannt.

ADELBERT VON CHAMISSO
PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE

Neudruck des ersten Druckes. Mit 11 Vollbildern, 23 Silhouetten und Einbandzeichnung von Emil Preetorius.
Luxusausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Japan wurden in graugepresstes Leder gebunden M 18.—. 1000 Exemplare auf echt italienisches Büttens gedruckt, die Vollbilder auf Kaiserlich Japan, in goldgepresster, türkisgrüner Kartonnage, zum Preise von M 6.—. Zweite Auflage in silbergrau gedrucktes Orangebütten broschiert M 4.50

FRIEDRICH HEBBEL · JUDITH

Neudruck der ersten Ausgabe mit 10 Vignetten und 10 Vollbildern von Thomas Theodor Heine

Luxusausgabe: 100 numerierte, vom Künstler signierte Exemplare auf Kaiserlich Japan in Ledereinband nach dem Entwurfe von Th. Th. Heine zum Preise von 30 Mark. Büttenausgabe: 1000 Exemplare auf Van Gelder-Bütten, mit den Vollbildern auf echtem Japan zum Preise von M 10.—

Da die beiden Ausgaben dieses Buches nahezu vergriffen sind, wird im November 1908 die ZWEITE AUFLAGE erscheinen, mit den Illustrationen auf Japan, in Büttenumschlag broschiert, zum Preise von M 6.—

DAS LESEBUCH DER MARQUISE

Ein Rokokobuch für die Damen, herausgegeben von Franz Blei
Mit Einbandzeichnung, acht zum Teil mit der Hand koloriert. Vollbild, vielen Vignetten, Rahmen, Cul-de-lampes von Constantin Somoff
Luxusausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan, in Leder gebunden, mit echter Moiresseide als Vorsatz, zum Preise von Mark 50.—. Ausgabe auf Van Gelder-Bütten: 800 Exemplare in rotem Maroquin-Einbande nach Somoffs Zeichnung, zum Preise von Mark 25.—. In altes französisches Vorsatzpapier gebunden M 12.—.

ANDRÉ GIDE: DER SCHLECHT-
GEFESSELTE PROMETHEUS

Deutsch von Franz Blei. Mit 6 Bildern von Pierre Bonnard.
Bei Poeschel & Treppe auf Velin gedruckt und in Carl Sonntags
Werkstatt, Leipzig, gebunden.

Die Schriften dieses französischen Dichters sind dem deutschen Leser auch in Übertragungen nicht unbekannt. Diese groteske Novelle behandelt in geistvoller Weise das Problem des Gewissens, als welches der Adler ist, der sich von des Prometheus Leber nährt, bis dieser zu besseren Einsichten kommend den Adler schlachtet und in sonderbarer Gesellschaft verspeist. Die Wirkung Nietzsches auf den heutigen französischen Geist wird aus diesem ebenso tief sinnigen, wie humorvollen Buche deutlich. Es erscheint, von Poeschel & Treppe, Leipzig, auf Velin gedruckt, gebunden zum Preise von 4 M. — 25 numerierte Exemplare werden auf Van Gelder gedruckt und in der Werkstatt von Carl Sonntag, Leipzig in englisches Leder gebunden.
Preis 12 Mk.

DR. PAUL STEFAN · GUSTAV MAHLERS ERBE
Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der deutschen Bühne und des
HERRN FELIX VON WEINGARTNER.

Broschiert Mark 1.—

Als Mahler, der geniale Musiker und Reformers der Wiener Oper dieses Institut verließ, folgte ihm nicht nur kein Dank, sondern schwer zu beklagender Undank: man gab ihm einen Nachfolger, der sich bemüht, alles was Mahler schuf, wieder aufzuheben und den alten Operschlundrian von anno 80 wieder herzustellen. Der Verfasser dieser wohldokumentierten Schrift stellt Mahlers Arbeit dar und deren Bedeutung für das deutsche Bühnenwesen. Denn auf Mahler geht alles zurück, was man in neuester Zeit szenisch und dekorativ auf der Bühne gemacht und versucht hat. So ist diese Schrift mehr als eine Polemik in lokalen Fragen, sie ist ein sehr wichtiger Beitrag zu der an Revolutionen so reichen Theatergeschichte der letzten 10 Jahre.

Früher erschienen:

JACQUES CAZOTTE, BIONDETTA DER
VERLIEBTE TEUFEL

Deutsch von E. von Bülow
Luxusausgabe M 15.—, geb. M 4.50, brosch. M 3.—

FRANZ BLEI, DAS LUSTWÄLDCHEN

Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit.
Luxusausgabe M 10.—, geb. M 4.50, brosch. M 3.—

ALFRED KUBIN

Mappe mit 15 Faksimiledrucken. Luxus = Ausgabe
(auf Japan) M 30.—, Büften = Ausgabe M 6.—

CARL STERNHEIM
ULRICH UND BRIGITTE, DRAMA

Luxusausgabe M 10.—, broschiert M 2.—

FJODOR SOLLOGUB, DAS BUCH DER
MÄRCHEN

Deutsch von Hans von Guenther. Ausgestattet von
Otto zu Guteneß. Luxus = Ausgabe Mark 10.—,
in Juchtenleder geb. Mark 5.—, brosch. Mark 2.—

HANS VON WEBER VERLAG · MÜNCHEN

PAUL CLAUDEL · MITTAGSWENDE

Drama. Deutsch von Franz Blei. Brosch. M 3,50, Luxusausg. M 12.—

Richard Dehmel schrieb einem Freunde über dies Drama:

Es ist freilich kein Schauspiel fürs Theater, dieses Schauerspiel zwischen dramatischen Seelen, aber einem so starken Dichter steht im Notfall natürlich das herrliche Recht zu, über die Schnur der Formbegriffe zu hauen. Ich hätte kaum für möglich gehalten, daß soviel metaphysischer Furor in einem Franzosen stecken könnte, oder gar in französischer Sprache sich äußern, und bei soviel physischem Cynismus. Es sind da Szenen von einer sublimen Berserkerei, die sonst nur wir Deutschen in Erbpacht zu haben glauben. Wenn mich an diesem berückenden Seelenspiel irgend etwas befremden darf, dann ist es höchstens das Negative, daß der Dichter sein wundervoll menschliches Liebespaar die übersinnliche Seligkeit erst im göttlichen Jenseits finden läßt, daß er noch immer wie weiland Dante erst eine Himmelfahrt nötig hat, um den positiven Pol der Welt zu erschwingen. Aber siehe, welch eine Himmelfahrt! Da schweigt alles Besserwissen des Geistes, da schaut die Seele atemlos zu.

AUBREY BEARDSLEY

BRIEFE UND KALENDERNOTIZEN

Mit den vier Zeichnungen zu E. A. Poe, einem Selbstporträt und dem Facsimile des letzten Briefes.

Beardsleys Briefe, die eine reiche Quelle zur Kenntnis seiner Persönlichkeit erschließen, sind einzeln und fragmentarisch da und dort veröffentlicht worden. Die hier angekündigte Sammlung enthält etwa 196 Briefe, zum Teil ganz unbekannt, sowie die sehr merkwürdigen Notizen Beardsleys, des weiteren die vier Zeichnungen des Künstlers zu E. A. Poe. Der Preis des Exemplars der Alexandra-Ausgabe beträgt 14 Mark. 25 Exemplare wurden auf Kaiserl. Japan abgezogen und in Leder gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 25 Mark.

HANS VON WEBER VERLAG · MÜNCHEN

AXEL JUNCKER VERLAG IN STUTTGART UND BERLIN W
PFALZBURGERSTRASSE 12

Soeben erschien:

MAX BROD · SCHLOSS NORNEPYGGE

Roman. 2. Aufl. Buchschmuck u. Einband von LUCIAN BERNHARD

Preis: broschiert Mark 5.—, gebunden Mark 6.—

Es ist die Darstellung der Verwirrungen eines reichen, schönen und geistvollen Jünglings, der die Freiheit sucht; es ist ein Werk voll seltener Kühnheit und Ehrlichkeit, dieser Roman eines Jünglings.

FRANZ SERVAES schreibt in der Neuen Fr. Presse u. a.:

... So wirkt der Roman wie ein ungeheurer und wirrer Traum. Voller Willkür und Unberechenbarkeit, voll aufreizender und geheimnisvoller Wahrheit. Ein äußerst merkwürdiges Buch, das Zeichen einer starken, ringenden noch gärenden Kraft und eines hochgespannten Willens. Also jedenfalls ein Versprechen, ein größeres, als wir seit langem eines erhalten haben. Sonst sind viele Anfangsbücher junger Österreicher so beängstigend fertig. Hier ist einmal ein unfertiges, aber ein zerplatzend reiches, ein heiß in die Zukunft verlangendes.

MAX BROD · DER WEG DES VERLIEBTEN

Mit handkoloriertem Umschlag von LUCIAN BERNHARD

Preis Mark 3.—

Wohlfeile Ausgabe Preis Mark 2.—

... Der Weg des Verliebten ist ein heiteres Gleiten, kein schmerzliches Keuchen, kein Jammern um eine Entschwundene, kein Ringen um etwas Unerreichbares. Lächelnd läßt dieser Verliebte die Dinge an sich herankommen, wird mit ihnen eins, verwächst mit ihnen, dringt in ihre Tiefen und wenn sie sich von ihm lösen wollen, weil ihre Zeit um ist, so entläßt er sie ohne Zögern, indem er ihre Bilder dem großen Schatz seiner Erinnerungen gesellt: Eine purpurne Blüte entspricht seinen glückseligen Tagen und Nächten. Eine Erotik von seltener Kraft und unverzagtem Glanz. Es gelingt ihm, sich »hinter Frauenfleisch ... vor jeden Mißgeschicksgeräusch« zu verschanzten. Seine Zärtlichkeiten sind überströmend und gewagt, seine Küsse sind glühend und seine Schmeicheleien sind die Willenskundgebungen eines Gebieters. Mit einer selbst heutzutage seltenen Verskunst hat Brod alle seine Entzückungen und Abenteuer in klingende Formen gegossen. Die stammelnden Inbrünste der Liebesfeuer werden in diesen Versen zu Gebeten. Jede Liebesnacht erhebt sich zur Größe eines Opfers für das Leben. Seit den Tagen der erotischen Literatur des 18. Jahrhunderts war eine gleiche Beherrschung des Wortes und des Stoffes noch nicht da ...

DR. KARL HANS STROBL.



FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.

HYPERION
SECHSTES HEFT
1908

DAS SECHSTE HEFT: ~

Hugo von Hofmannsthal: Die Begegnung mit Carlo, Fragment aus einer Comödie in Prosa. Robert Musil: Das verzauberte Haus. Maximilian Dauthendey: Sieben Gespenster und die Zeit. Alfred Walter Heymel: Dünenriff. Erich North: Vier Sonette. Alfred Richard Meyer: Im Park von Tiefurt. Carl Georg von Maaßen: Aus E. T. A. Hoffmanns Briefwechsel. Ludwig Bauer: Zur Kritik des Lebens. E. A. Poe: Der Rabe, zum 19. Jänner 1909 ins Deutsche gebracht von Theodor Etzel. Giovanni Pascoli: Die Hefäre, deutsch von Benno Geiger. Alexander Alexandrowitsch Block: Zwei Gedichte, aus dem Russischen von Reinhold von Walter. Giovanni Papini: Der Dämon sagte mir . . ., Ein Märchen, aus dem Italienischen von Andreas von Marschlin. Franz Blei: Szenen aus Carl Sternheim's Don Juan. Paul Ernst: Die Liebe des Flibustierführers, Eine Erzählung. Max Mell: Das Landgut des Baron Schnebel, Eine Novelle. Arthur Symons und Henri de Régnier: Zwei Aufsätze über Villiers de l'Isle-Adam. Hermann Bahr: Der Schauspieler, Notizen. Redaktionelle Mitteilungen. Bildbeigaben von L. von Hofmann, Gustav Klimt, Bloos, G. Craig, Toulouse-Lautrec, C. Guys, Hokusai. ~

HUGO VON HOFMANNSTHAL/DIE BEGEG- NUNG MIT CARLO/FRAGMENT AUS EINER COMÖDIE IN PROSA

⟨Vorsaal in einem Gasthof. Rückwärts und links münden Gänge,
die nach den Gastzimmern führen. Rechts gehts zur Treppe. Über-
gang von der Nacht zum Morgen.⟩

CARLO: ⟨kommt von rechts die Treppe herauf, völlig angekleidet.⟩

FLORINDO: ⟨in Schuhen und im Hemd, darüber einem Mantel, drückt sich in
eine Ecke⟩: Himmel tu dich auf! Carlo! Carletto! Henriettens
Bruder! Welcher Teufel bringt den hierher? Was kann er hier
anders suchen als mich, und wenn er mich sucht — so heißt das
soviel als: er weiß alles. Aber ich habe ja selber nichts voraus-
gewußt, daß ich mit diesen Leuten reisen werde. Nun, ganz ein-
fach: er ist mir eben nachgefahren von Ort zu Ort und hier hat
er uns eingeholt. Und das mitten hinein in diese namenlose, jeden
Nerv auflösende Seligkeit! Nun, machen wirs nicht immer so mit
den Hirschen und Auerhähnen? warum soll's der da droben nicht
einmal mit uns so machen?

CARLO ⟨geht langsam über die Bühne.⟩

FLORINDO: Er scheint mein Zimmer nicht zu wissen. Diese Stunde noch ihm
entkommen! Das letzte noch trinken aus dem süßesten Gefäß,
mit dem das Leben jemals diese Lippen gestreichelt hat, und dann
in Gottes Namen zwischen zwei Gartenmauern vor seine Pistole.
Es haben auch Brüder schon daneben geschossen.

CARLO ⟨scheint unschlüssig, seine Augen suchen einen verlorenen Gegen-
stand auf dem Boden.⟩

FLORINDO: Könnst' ich mit Anstand um die Ecke! ⟨taucht sein Taschentuch
in einen Krug, der neben ihm steht, macht sich eine Comresse,
die sein Gesicht verdeckt, ergreift die Türklinke hinter ihm und
will in sein Zimmer verschwinden.⟩

CARLO: ⟨der ihn schon früher fixiert hat⟩ Ja, ich irre mich nicht. Sie sinds,
Florindo. Sie hier?

FLORINDO: ⟨wirft die Comresse weg⟩ Warum so überrascht? da Sie mich
ja doch gesucht haben.

CARLO: Wie käme ich dazu, Sie zu suchen?

FLORINDO: ⟨sich fassend⟩ Natürlich — wie kämen Sie dazu. Außer daß man
Ihnen gestern abends hier im Gasthof sehr wohl meinen Namen
gesagt haben hönnte.

- CARLO: Ja, dann allerdings hätte ich Sie aufgesucht, lieber Florindo.
- FLORINDO: <vor sich> Lieber Florindo!
- CARLO: Aber Sie haben Kopfschmerzen, und dazu hat man Sie Unglücklichen auch wegen der Diligence geweckt, die nach Mestre gehen soll! Beruhigen Sie sich, die Diligence geht erst in zwei Stunden. Man hat also die Wahl, sich nochmals zu Bett zu legen, oder die zwei Stunden hier auf und ab zu patrouillieren.
- FLORINDO: Ich werde allerdings vorziehen, mich zu legen.
- CARLO: Glauben Sie mir, Sie werden mit einem noch schlimmeren Kopf aufwachen.
- FLORINDO: Jedenfalls können wir nicht hier bleiben. Wir würden die anderen Passagiere stören.
- CARLO: Hier wohnt sonst niemand.
- FLORINDO: Wie? ich dächte doch.
- CARLO: Ich weiß es: niemand als ein durchreisender Pfarrer, der mir schon auf der Treppe begegnet ist und ein junges Ehepaar, dort weit drüben.
- FLORINDO: <beunruhigt> Dort drüben?
- CARLO: Ja, dort hinten. Sonderbar genug, daß wir einander auf diese Art wieder begegnen. Aber es freut mich, daß ich Sie sehe, Florindo. Nein, es freut mich mehr als Sie glauben. Ich habe — ich muß Ihnen nicht gerade freundlich erschienen sein, dieses letzte Jahr, in Treviso im Haus meiner Mutter. Ich habe Ihnen das abzubitten.
- FLORINDO: <verlegen>
- CARLO: Oh Sie ahnen nicht, was ich durchgemacht habe, mein guter Florindo. Meine Unart — meine ewige Verstimmung — ich will nichts davon beschönigen, es ist eine Hypochondrie, die ich nicht los werde — aber glauben Sie mir, es ist keine leere eingebilddete Hypochondrie, es ist eine berechnete. Armut ist ein Zustand, ein unerträglicher Zustand, verschämte Armut ist der unerträglichste, und Sie ahnen nicht, wie arm wir sind, wie arm wir schon damals waren. Wissen Sie, warum meine Mutter und meine Schwester meistens Ihren Nachmittagsbesuch nicht annehmen konnten?
- FLORINDO: <verlegen mit Verbindlichkeit>
- CARLO: Weil sie kein Kleid auf dem Leib und keines im Kasten hatten. Weil das einzige Kleid, das jede von ihnen besaß, Sonntags vor der Messe ausgelöst wurde und nachher wieder ins Leihhaus wanderte.
- FLORINDO: Mein Gott!

- CARLO: Das haben Sie nicht geahnt. Und ich war der Mann, ich war das Oberhaupt der Familie, meine Sache war es, Rat zu schaffen. Verstehen Sie, daß man allmählich lernt, sich zu verachten dafür, daß man nicht die Kraft hat, die Erlösung aus dem Boden zu stampfen, und daß eben diese Selbstverachtung noch untüchtiger macht, noch ungeschickter, noch unerfreulicher.
- FLORINDO: Ich habe Ihnen nie etwas nachgetragen.
- CARLO: Nein, nein. Lassen Sie mich. Ich habe das Bedürfnis, einmal so zu Ihnen zu sprechen.
- FLORINDO <beherrscht seine Ungeduld.>
- CARLO: Es war Ihnen gegenüber, gerade Ihnen gegenüber doch nicht bloß diese hypochondrische Verstimmung, die mich kaum mehr höflich, kaum mehr erträglich sein ließ. Es war noch etwas anderes. Ich bitte Sie, mich davon sprechen zu lassen, ich will es einmal ausgesprochen haben. Es war, ich hatte den Argwohn, Florindo, — ich habe ihn nicht mehr, wie Sie sehen, — daß Ihr Verkehr für meine Schwester Henriette gefährlich sein könnte. Dies ist ja eher schmeichelhaft als verletzend für Sie, und zudem —
- FLORINDO: <treuerzig> Zudem haben Sie ihn ja nicht mehr.
- CARLO: Meine Schwester hat ihn mir genommen. Ich hatte mit ihr ein langes Gespräch, es war kurz bevor wir uns trennten — ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß Henriette jetzt im Haus entfernter Verwandten lebt.
- FLORINDO: Ich habe davon gehört.
- CARLO: In diesem Gespräch hat mir Henriette einen Aufschluß gegeben — wie reizend sind Frauen, wenn sie von diesen Geheimnissen einmal zu sprechen gewillt sind — sie hat es mir mit wenig Worten erklärt, wie ein Mensch Ihrer Art auf Frauen wirkt.
- FLORINDO: Ich —?
- CARLO: Ja. Sie wirken, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. Es ist ein Fluidum, eine Kraft, ein Zauber. Auch auf Frauen, um die Sie sich gar nicht kümmern. Auf diese vielleicht am stärksten.
- FLORINDO: Auf Henriette — auf Ihre Schwester doch eben nicht, wie Sie sehen.
- CARLO: O ja. Aber indem sie die Gefahr kennt, weiß sie sich ihr zu entziehen.
- FLORINDO: Dann —
- CARLO: O, es gibt nicht viele, die gewitzigt genug sind, sich selber zu durchschauen, eh es zu spät ist.

FLORINDO (stumm.)

CARLO: Im Augenblick, wo Henriette mit so viel Unbefangenheit davon sprach, und der Stachel von Argwohn und Sorge mir aus dem Herzen genommen war, konnte ich das Gefühl des Mädchens für Sie geradezu teilen. Ich kann verstehen, daß ein Mensch Ihrer Art, indem er nur ins Zimmer tritt, eine Macht ausübt. Die Wahrscheinlichkeit des Erfolges macht ihn sicher, kühn und liebenswürdig. Man freut sich seiner, man freut sich mit ihm, es ist ein Etwas, das uns ihm entgegendrängt. — Wie sollte die Frau, die von Natur hingebend ist, dem widerstehen? Wenn man ein Mann ist, könnte man in die Versuchung kommen, Sie zu beneiden. Aber ich ziehe es vor, seitdem mit einem recht warmen Gefühl an Sie zu denken, einem recht herzlichen Gefühl — von dem Sie freilich noch nichts bemerkt haben werden. Aber Sie sagen kein Wort — Sie wissen nicht, was Sie sich aus dieser etwas unerwarteten Erklärung machen sollen — vielmehr, Sie machen sich eben nichts aus ihr, und ich hätte sie besser für mich behalten.

FLORINDO: Wie können Sie denken!

CARLO: Sie haben so Recht, mein Bester.

FLORINDO: Ich bitte Sie —

CARLO: Ich muß Sie unvergleichlich gelangweilt haben.

FLORINDO: Sie wissen nicht —

CARLO: Der beständig Einsame, der chronisch Unglückliche ist das ödeste Geschöpf der Welt.

FLORINDO: Lieber Freund! Lieber Carlo —

CARLO: Nein, nein, vergeben Sie mir meine Ungeschicklichkeit, das ist alles, um was ich bitte. Ich habe diese Nacht nicht geschlafen, meine Nerven sind überspannt, ich habe es verlernt, mich mit Menschen zutraulich zu unterhalten. — Vergeben Sie mir und vergessen Sie diese Minute.

FLORINDO: (umarmt ihn) Das ist meine Antwort auf alles, was Sie so gut waren, mir zu sagen. Und nun lassen Sie mich die Wahrheit gestehen, lieber guter Carlo: unser Gespräch auf dieser Stelle hier ist nicht länger möglich. Ich brenne darauf, es fortzusetzen, morgen, jeden andern Tag, in Venedig — ich werde glücklich sein — aber hier — ich habe hier ganz nahe — es wohnt hier im Haus eine Dame — die mich auf ihrem Zimmer erwartet!

CARLO: Die Sie — jetzt —

FLORINDO: Mit der ich schon den früheren Teil der Nacht verbracht habe, und zu der ich jetzt zurückkehren werde.

- CARLO: Um alle Heiligen willen, auch das noch! Wie konnte ich so unglücklich sein! Herr Gott — ich möchte ja in den Boden sinken. (Man hört eine Tür gehen und schleichende Schritte sich nähern) Eilen Sie doch, laufen Sie doch, Adieu!
- FLORINDO: Bleiben Sie.
- CARLO: Was ist?
- FLORINDO: Bleiben Sie jetzt bei mir.
- CARLO: Warum?
- FLORINDO: Weil ich Schritte höre, weil irgend jemand hier vorübergehen wird und weil es weniger auffallend ist, wenn zwei miteinander sprechen, als wenn ich jetzt allein hier gesehen werde. (Ein alter Herr, in Nachtmütze und Pantoffeln, erscheint und schleicht langsam über die Bühne, indem er eine Kerze, die er trägt, mühsam vor dem Luftzug zu schützen sucht.)
- FLORINDO: (gleichzeitig) Sprechen wir miteinander. Der Greis scheint neugierig zu sein.
- CARLO: Wie steht es mit Ihrem Kopfschmerz?
- FLORINDO: Ich habe nie Kopfschmerzen. Es war nichts als ein Einfall, um mich vor einem solchen Vorübergehenden zu maskieren.
- CARLO: Er schleicht dort hinüber. Sie können gehen.
- FLORINDO: (späht dem alten Herrn nach) Im Gegenteil. Gerade dort drüben ist er mir im Wege. Auch wird er gleich zurückkommen. Warum sagen denn auch Sie, daß Sie keine Minute geschlafen haben?
- CARLO: Mein Zimmer steht durch den Kamin in Verbindung mit einem andern, in welchem, wie gesagt, ein junges Ehepaar wohnt. Die beiden waren sehr glücklich miteinander.
- FLORINDO: Sie Ärmster. Durch den Kamin! Welche Tantalusqualen! Aber vielleicht ist sie häßlich wie die Nacht.
- CARLO: Ihrer Stimme nach das lieblichste Geschöpf unter der Sonne!
- FLORINDO: Sie wenden vier Tage daran, bleiben hier und spielen den Kuckuck im fremden Nest.
- CARLO: Ich habe keine vier Tage, um sie an ein Abenteuer zu wenden.
- FLORINDO: Sie haben sie, zum Teufel, und wenn Ihr Vorgesetzter in Venedig darüber das Gallenfieber kriegen mußte. Sind Sie ein Geizhals? Man muß seine Zeit ebenso wohl zu vergeuden wissen als sein Geld.
- CARLO: Selbst dann würde sich die junge Frau den Ersatz schwerlich gefallen lassen.
- FLORINDO: Sagen Sie sich solange das Gegenteil, bis Sie davon überzeugt sind und der Rest ist ein Kinderspiel.

- CARLO: Die beiden waren selig miteinander. Dieser Mann —
- FLORINDO: <zeigt nach der Richtung, wo der Alte verschwunden ist> Der! der war es! ich wette um was Sie wollen. Sie haben zu viel Phantasie, mein Lieber.
- CARLO: Niemals. Es ergoß sich aus diesem Kamin über mich wehrlos Daliegenden eine solche Fülle von Glück, daß ich mich aufsetzte und stundenlang dasaß in meiner gräßlichen Einsamkeit und vor mich hinstierte.
- FLORINDO: Ich verstehe. Sie dachten sich mit einer gewissen Person an die Stelle der beiden. Glauben Sie mir, eine solche Stunde ist kaum ärmer als die Wirklichkeit. Man muß zuweilen auch aus diesem Glas zu trinken verstehen.
- CARLO: Nein. Ich hatte keine, mit der ich mich an die Stelle der beiden gedacht hätte. Ich habe so etwas nicht. Ohne den Gegenstand zu kennen, den er beseligte, — denn dieser Mann beseligte diese Frau, er machte sie abwechselnd lachen und weinen vor Seligkeit — ohne den Gegenstand zu kennen, empfand ich die wütendste Eifersucht gegen den Mann da neben mir. Er machte eine Frau namenlos glücklich. Das war mir genug, ihn glühend zu beneiden. Nicht so sehr, um das was er empfing, aber um das was er gab; ich konnte etwas in ihrer Stimme fühlen, ein Umkippen, ein Hinsterben, — es gab Momente —
- FLORINDO: Es ist eine Gemeinheit, in einem Wirtshaus solche Kamine zu legen!
- CARLO: Sie haben Recht. Ich fing auch an, mich zu schämen. Ich wollte nicht länger auf Töne lauern, die zu hören das ausschließliche Vorrecht dessen ist, der sie hervorgerufen hat. Ich zog mich an. Ich zündete ein Licht an, ich begann einen Brief zu schreiben, mit einer elenden Feder auf erbärmlichem Papier versuchte ich, einen hartherzigen verhassten Onkel in gewundenen Ausdrücken um ein Darlehn zu bitten. Das Kratzen der Feder übertäubte auch wirklich eine Zeit lang —
- FLORINDO: Aber Sie schrieben nicht lange.
- CARLO: Nein. Die abscheulichsten Gedanken drängten sich zwischen jeden Federstrich und den nächsten. Die Überflüssigkeit, die Inhaltslosigkeit meines Lebens widerten mich an. Meine Jugend erschien mir abgeschlossen, verzehrt in kraftlosen, vergeblichen Anstrengungen. Jetzt, sagte ich zu mir selber, vermag ich noch einen Unbekannten zu beneiden. Noch darf ich mich über das Schicksal beklagen, daß es mich nicht an seine Stelle gesetzt hat. Aber ich

zittere davor, allmählich einer solchen Möglichkeit unwürdig zu werden. Ich werde vertrocknen, meine Kraft zu lieben wird absterben, wie jede menschliche Kraft abstirbt, wenn sie nicht genutzt wird.

FLORINDO: Ihre Gedanken könnten mir verhaßt werden. Mir wäre lieber, mit einem alten Weib die Werke der Liebe üben, als mich in solchen Hypochondrien abquälen.

CARLO: Und heute? — fragte ich mich, und jetzt? in dieser Stunde? wäre ich denn auch würdig, die Stelle jenes Menschen einzunehmen? Wer weiß es! Er ist von einem entzückenden Humor, mitten unter den Gewittern einer Zärtlichkeit, die mich durch die Mauern mit elektrischen Strömen durchzuckte, spricht er kleine Worte, über die sie laut auflachen muß — er weiß sich zu mäßigen, denn noch hat kein so lautes Wort mir den Klang seiner Stimme verraten, er ist sicherlich treu, eine solche schrankenlose Hingabe, ein solches Ineinanderschmelzen zweier Wesen ist nicht die Frucht der ersten Nacht, auch nicht der zweiten, sie sind seit Monaten miteinander verheiratet, vielleicht seit einem Jahr.

FLORINDO: Bravo! Sie legen Ihrer Phantasie keinen Zügel an.

CARLO: Und wie gut, wie gut begreife ich es, daß man in der Ehe, gerade in der Ehe —. Es sind brave Leute, nicht eben reich, aber glücklich und zufrieden.

FLORINDO: Woher wissen Sie nun das wieder?

CARLO: Es ist unschwer zu erraten. Der Mann hat eine Reise tun müssen, nach Mailand, nach Venedig wohin immer, und da ist ihm die junge Frau eine Tagereise weit entgegengekommen.

FLORINDO: Sie dichten einen Roman!

CARLO: Ich wette, es ist die Wahrheit. Ich habe ein kleines gelbes Landwägelchen unten stehen sehen. Mit dem ist sie gekommen — und nun fahren sie zusammen ins Gebirg hinein, und haben vielleicht daheim schon ein erstes Kind, dem die heutige Nacht das Geschwister schenkt. Herr Gott, wie kann man glücklich sein auf dieser Welt — wenn bloß die Umstände es wollen, bloß die Umstände!

⟨Der alte Herr geht vorbei, verschwindet nach der Seite, von der er früher gekommen ist, nicht ohne die Beiden kopfschüttelnd ins Auge gefaßt zu haben.⟩

FLORINDO: ⟨Dem Alten nachsehend⟩ Wird diese Nachtmütze endlich verschwinden! ⟨zu Carlo⟩ Wie sagten Sie?

CARLO: ⟨seufzend⟩ Ich sagte nichts.

liches hartes Gesicht, die Erinnerung herauf, daß sie ihn getötet hatte. Doch der Gedanke erschreckte sie nicht, sie tat sich nur weh, wie sie sich sah, das war wie wenn sie sich von innen gesehen hätte, voll von Gedärmen, die wie große Würmer verschlungen waren, aber gleichzeitig sah sie ihr Sehen mit, sie empfand Abscheu vor sich, aber wie ein Körper sinkt und in einer letzten Schicht über dem Boden doch noch trübe schweben bleibt, war noch in diesem Abscheu etwas Unentreibbares von Liebe. Eine erlösende Müdigkeit legte sich um sie, sie sank zusammen und war in das, was sie getan hatte, wie in einen kühlen Pelz gehüllt, ganz traurig und zärtlich, ein stilles Bei sich sein, ein sanftes Leuchten, .. wie man noch an seinen Schmerz etwas liebt und im Kummer lächelt.

Und dann war es, als ob sich auch diese Grenze zwischen ihnen beiden öffnete. Sie empfand eine wollüstige Weichheit und ein ungeheures Nahesein. Mehr noch als eines des Körpers eines der Seele, es war wie wenn sie aus seinen Augen heraus auf sich selbst schaute und bei jeder Berührung nicht nur ihn empfand sondern auf eine unbeschreibliche Weise auch sein Gefühl von ihr, es erschien ihr wie eine geheimnisvolle geistige Vereinigung. Sie dachte, er war ihr Schutzengel, er war gekommen und ging, nachdem sie ihn wahrgenommen hatte, und wird doch von nun an immer bei ihr sein, er wird ihr zusehen, wenn sie sich auskleidet, und wenn sie geht, wird sie ihn unter den Rücken tragen, seine Blicke werden so zart sein wie eine beständige leise Müdigkeit. Sie dachte es nicht, sie fühlte es, es war etwas bleichgrau Gespanntes in ihr und wenn die Gedanken gingen, säumten sie sich hell, wie dunkle Gestalten vor einem Winterhimmel. Bloß so ein Saum war es. Von unsagbarer Zärtlichkeit. Es war ein leises Herausheben, .. ein stärker werden und doch nicht da sein, .. ein nichts und doch alles.

Sie saß ganz still und spielte mit ihren Gedanken. Es gibt eine Welt, etwas Abseitiges, eine andere Welt oder nur eine Traurigkeit, .. wie vom Fieber bemalte Wände, zwischen denen die Worte der Gesunden nicht tönen und sinnlos zu Boden fallen, wie Teppiche, auf denen zu schreiten, ihre Gebärden zu schwer sind, eine ganz dünne, klingende Welt, durch die sie zu ihm schritt, und allem, was sie tat, folgte darin eine Stille und alles, was sie dachte, hallte ohne Ende wie Flüstern in verschlungenen Gängen. — — — — —

Und als es ganz klar und kalt und Tag geworden war, kam der Brief. Es pochte am Haus und riß durch die Stille, wie ein Felsblock eine dünne Schneedecke zerschlägt, durch das geöffnete Tor blies ein Wind und Helligkeit herein. In dem Brief stand: »Was sind Sie, ich habe mich nicht erschossen? Vielleicht sind sie schön wie eine schlafende Kranke. Aber ich bin wie einer, der auf die Straße hinausfand. Ich bin heraußen und kann nicht zurück. Das Butterbrot, das ich esse, das schwarzbraune Boot, das am Strande liegt und mich hinaustragen sollte, alles Lärmende, Lebendige ringsum hält mich fest. Ich bin wie ein Phahl gefaßt und verrammt und wieder verwurzelt worden, daß ich nicht anders kann...«

Es stand noch anderes darin, aber sie sah nur dieses eine: was sind Sie, ich fand auf die Straße! Es enthielt etwas Höhnisches, kaum angedeutet, aber doch diesen

rücksichtslos rettenden Sprung zu sich selbst. Es war nichts, gar nichts, nur wie ein Kühlwerden am Morgen und einer fängt laut zu sprechen an, weil der Tag kommt. Es war alles um solch einen getan, der nun ernüchtert zusah. — Von diesem Augenblick an, durch lange Zeit, dachte Viktoria nichts noch empfand sie etwas, nur eine ungeheure, von keiner Welle durchbrochene Stille glänzte um sie, bleich und leblos wie Teiche, die stumm im Frühlicht liegen.

Als sie dann aufwachte und wieder nachzudenken begann, geschah es wie unter einem schweren Mantel, der sie hinderte, sich zu bewegen, und wie Hände unter einer Hülle, die sie nicht abwerfen können, sinnlos werden, verwirren sich ihre Gedanken. Sie fand nicht mehr in die Wirklichkeit. Daß er sich nicht erschossen hatte, war nicht die Tatsache, daß er lebte, sondern es war etwas in ihrem Dasein, ein Verstummen, ein wieder Sinken, es verstummte etwas in ihr und sank wieder in jene murmelnde Viestimmigkeit zurück, aus der es sich kaum herausgehoben hatte. Sie hörte sie mit einemal wieder von allen Seiten. Es war wie ein enger Gang, in dem sie einst lief und dann kroch und dann kann jenes weiter werden, jenes leise heben und sich aufrichten und nun schloß es sich wieder. Ihr war trotz der Stille, als ob Menschen um sie stünden und beständig leise sprächen. Sie verstand nicht, was sie sich sagten. Ihre Sinne waren in ganz dünne Flächen gespannt und diese Stimmen schlugen rascheln daran wie die Zweige eines wirren Gestrüpps. Fremde Gesichter tauchten auf. Es waren lauter fremde Gesichter, die Tante, Freundinnen, Bekannte, sie wußte es wohl, aber doch blieben es fremde Gesichter. Sie bekam plötzlich Angst davor, wie jemand, der fürchtet, streng behandelt zu werden. Sie bemühte sich an ihn zu denken, aber sie konnte sich nicht mehr vorstellen, wie er aussah, er verfloß ihr mit den anderen, es fiel ihr ein, daß er von ihr weggegangen war, ganz, ganz ferne, wie unter eine Menge, es war ihr, als ob irgendwo da heraus seine Augen listig und versteckt auf sie schauen müßten. Sie spannte sich ganz klein davor zusammen, sie wollte sich schließen und versuchte noch einmal jene leise Deutlichkeit wieder zu gewinnen, mit der sie sich selbst empfunden hatte. Aber sie fand auch sich nicht mehr und allmählich verlor sie überhaupt das Gefühl, etwas Wirkliches zu sein. Sie konnte sich nicht mehr von den Andern unterscheiden und alle diese Gesichter waren kaum mehr von einander zu unterscheiden, sie tauchten auf und verschwanden ineinander, sie waren ihr eklig wie ungekämmtes Haar und doch verstrickte sie sich in ihnen, sie antwortete ihnen, die sie nicht verstand, sie hatte nur das eine Bedürfnis, etwas zu tun, es war eine Unruhe in ihr, als ob unter ihrer Haut tausende kleine Tiere heraus wollten, und immer neue Gesichter tauchten auf und immer die alten, das ganze Haus war voll von dieser Unruhe.

Sie sprang auf und tat ein paar Schritte. Und plötzlich schwieg alles. Sie rief und nichts antwortete, sie rief noch einmal und hörte sich kaum. Sie sah suchend umher, reglos stand alles auf seinem Platz. Es stand alles ganz einfach und fürsäm wie in einer großen Ordnung und doch erschien ihr jedes, wenn sie es für sich ansah, furchtbar zusammengesetzt. Es war alles so verschlossen und alt wie ein kahler Greisen-

mund und doch verhalten lebendig. Es war, wie wenn diese Menschen, die hier kommen und gehen, immer die gleichen Menschen, in den Schränken und Wandverschaltungen versteckt wären, sie treten heraus und treten hinein . . immer wieder . . heraus und hinein, wie von dem schläfernden Atem des Hauses in einer ungeheuren, langsamen, starren Regelmäßigkeit bewegt.

Sie stand vor Demeters Zimmer, oben durch ein Stiegenfenster fiel ein breiter Lichtbalken ins Haus, Stäubchen tanzten darin und kleine Lebewesen, sie legten sich über sie, sie deckten sie zu und mit jedem Atemzuge drangen sie in sie ein. Träg strich diese Luft durch das Haus, Viktoria dachte daran, daß sie von einem zum andern strich und einen mit dem anderen füllte. Sie wurde von Ekel erfasst und wollte sich verschließen, sie wollte nicht atmen, sie wollte überhaupt nicht mehr atmen, sie wäre gern tot gewesen. Aber langsam begann es, ihre Brust wieder zu heben und zu senken, ihr Leben ging weiter, unabhängig von ihr, als würde es von dieser fremden, übermächtigen Regelmäßigkeit ergriffen. Und nun packte sie die Angst vor allen denen, die in den Wänden versteckt waren. Sie saßen in diesem Hause wie scheue Vögel in den Haaren eines riesigen Tiers und schaukelten in der Dunkelheit und sahen sie an, und ganz heimlich, wie kleine Läuse auf solchen Vögeln krochen ihre Gedanken durch das Haus und füllten es mit sich und mit Liebe und Freundschaft wie mit einem weichen, klebrigen Leben, das sich lautlos in unaufhaltsamen Kreisen um Viktoria legte, enger und enger, und schweigend wuchs und stumm sich schloß und langsam sich über sie schob, . . wie ein heißer, grauenhafter Leib, und reglos sie niederdrückte.

Da schoß eine Lust in ihr herauf, mit den Zähnen in dieses Leben zu schlagen, damit es endlich schreiend auseinanderfahre und sie mit seiner Fülle überschütte und in seiner Gier über sie herfalle. Es war ein taumelndes Empfinden, ein letztes sich preisgeben und eine ätzend bittere Lusternheit in ihr, wie wenn sie in einem trägen Wirrsal scheußlich verschlungener Menschen ihren Leib verloren hätte und nicht mehr wüßte, ob es etwas Fremdes ist, das gräßlich über ihn kriecht, oder ob er in der wollüstigen Verwirrung zuckend sich selbst berührte. Es faßte sie und riß sie an den Haaren empor, und in breiten Zügen wie ein trinkendes Tier, sog sie die Luft in sich ein, sie hätte sich in sie hineinwühlen, mit offenem Munde durch sie hindurch rasen mögen, sie wollte schmutzige Wäsche an die Lippen pressen und die Finger mit Unrat beneßen. Es war ihr dabei, als rauschten auf den Straßen die Bäume und dumpf in der Ferne stampften die Berge dazu, kleine Haare wehten flatternd auf ihrem Leibe, kribbelndes Ungeziefer wuchs ihr darauf und eine in Seeligkeit kreischende Stimme schrie in einem wilden, riesigen Atem hinein, der sie in einen Schwarm von Menschen und Tieren hüllte und an sich riß. Als Demeter kam, fand er Viktoria in seinem Zimmer, auf seinem Bett liegend und ein Hemd von ihm zwischen den Zähnen haltend. Als sie ihn auf sich zukommen sah, sprang sie auf und stieß ihn zur Seite, auf der Treppe holte er sie ein. Sie standen voreinander. Sie sah seine kurzen, gedrehselten Schenkel in den engen Reithosen und sie empfand seine Lippen unter dem Schnurbart wie einen kleinen

blutigen Schnitt, sein Gesicht stand wie etwas Brausendes vor ihr im Dunkel, sie erschrak so sonderbar davor, wie wenn sie ein Tier wäre. Es verwirrte sich wieder etwas in ihr, sie glaubte Ekel zu empfinden, aber es mußte doch auch eine Gewalt sein, er roch nach Staub und Schweiß und überhaupt wie ein Mann. Er griff nach ihrer Hand, aber sie ließ sich nicht ziehen, die Arme sanken wieder herunter und doch lief sie nicht weg. Es duckte sich etwas in ihr vor ihm, als ob jetzt und jetzt .. wie Vogelschreien und Flügellattern in einer Dornenhecke, bis es still wird und weich im Lauf, wie von Federn, die übereinander gleiten ... Sie standen jetzt ganz nah nebeneinander, ihre Brust flog auf und nieder, er berührte mit seinem Fuß den ihren, ihre Arme lagen aneinander, er bog ihren Kopf herab, um sie zu küssen, und langsam sank sie, als ob etwas in ihr diese Bewegung freiwillig fortsetzte, zur Erde. Sie saß auf der Treppe, er kauerte neben ihr und dann geschah es. Ohne sich zu entkleiden, mit einem Lächeln, das sie wie eine Wunde im Gesicht fühlte, gab sie sich ihm hin, wie etwas Riesengroßes sah sie vor der fahlen Fläche des Fensters seine beiden Schnurbartspitzen, sie dachte gar nichts. Nur als plötzlich irgendwo ein Tür ging, preßte sie unwillkürlich die Beine zusammen und wollte ihn wegstemmen, aber in diesem Moment bemerkte sie etwas in seinen Augen, ein leises Stöhnen kam aus ihm heraus, und sie fühlte ihn schwerer und sanfter auf sich lasten. Als sie in ihr Zimmer gekommen war, schlief sie vor Erschöpfung bis zum Abend. Als sie aufwachte, lag wieder dieses Leben vor ihrer Tür. Sie wollte auch die Nacht verschlafen, aber der Tag danach schien ihr wie etwas unter einem weißgespannten Tuche voll unerträglicher gleichmäßiger Helligkeit. Wenn sie an Demeter dachte, war ihr, als sei etwas Abscheuliches über sie gekrochen und trotzdem sah sie noch fortwährend seine Augen, die sie erregten. Sie wußte nicht, was sie wollte, sie hatte nur den Wunsch, sich in ihrem Zimmer zu verschließen, damit sie an all das nicht denken müsse. Da klopfte Demeter, der in seinen kleinen Pantoffeln, auf denen ein Herz gestickt war, an ihre Tür geschlichen kam... Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes und gerade als sie sich von ihm weg und zur Wand drehte, hörte man von der Straße unten herauf eine helle Tenorstimme durch das Haus schallen.. »Demeter, Demeter bácsi, wo bist du?« Und Demeter sagte ärgerlich, »duhmer Kärl, ich kohm ja gleich. Wollen wir zusperrn, Mähderl, sonst – der taktlose Mensch ist nämlich imstand und geht mich suchen.«

MAXIMILIAN DAUTHENDEY: SIEBEN GESPENSTER UND DIE ZEIT

Es gehen die Uhren ihren Weg ohne Spuren.
Da hocken sie oben in ihren Türmen bei Sonne und Stürmen
Und kauen immer die Stundenbrocken,
Und haben immer bis Mitternacht
Und nicht weiter den Weg gemacht.
Sie haben die Zeit dort oben
Um keine Spanne verschoben.
Sie wollen nur täglich die Stunde erreichen,
Wo über die Wege die Eulen streichen.

Seit hundert Jahren geht auf Rädern ein Karren
Auf der Landstraße abends, einförmig mit Knarren.
Den einsamen triffst du in allen Ländern,
Nie wird er den knarrenden Gang verändern.
Der Karren ist niemandens Gut noch Habe,
Er fährt am Abend die Zeit zu Grabe.

Auch halft tagtäglich im Wald ein Beil,
Du hörst es, und wirst du auch hundert alt.
Beilschlag um Beilschlag kurz aufschallt,
Doch stehen die Wälder stets grad und heil.
Das Beil aber gelbt, als ob es Schicksale fällt,
Tief im Wald hat die Zeit ihr Schaffott aufgestellt.

In den Gassen um Mitternacht stöhnt oft ein Hund,
Der öffnet wie's Grab seinen jammernden Schlund.
Und fallen beim sinkenden Mond Eulen herab in die Straß',
Hörst du ihn heulen, ihn, der die Schmerzen der Zeit in sich fraß.

Auch ist in den Mauern um Mitternacht
Ein helles Fenster, das immer wacht,
Das geheime Zeichen ins Dunkel macht.
Und selbst die Zeit muß davor entweichen,
Wo mit langem Docht eine Kerze weht,
Bei Gedanken, die nie zu End gedacht.

Und ist ein dunkles Fenster daneben,
Wo die Nacht auch am Tag nie mehr vergeht,
Wo die Scheiben verfinstert als Abgrund leben,
Und wo jede Stunde als Blinde steht.

Und du findest auf jüngstem Haupt in jedem Jahr
Ein einzelnes totes schneeweißes Haar.
Stets geht ein Gedanke voraus der Zeit,
Stets an einem Haar hält dich die Ewigkeit.

Und alle, das helle und dunkle Fenster,
Die Uhren, der Karren, Beil, Hund und Haar,
Verfolgen den Menschen als sieben Gespenster
Und leben wie Jahreszeiten im Jahr.

ALFRED WALTER HEYMEL: DÜNENRITT

Wir ritten zu zwein fast Knie an Knie
Durch Dünensand hügelan hügelab.
Die braven Pferde wie glitten sie
Behend hügelab,
Wie kletterten sie mit Kraft hügelan.

Wir ritten zu zwein die Kreuz und die Quer
Durch Wüstenland hügelab hügelan.
Der frische Wind kommt vom Meere her
Und weht hügelan
Und fängt sich im engen Tal hügelab.

Erschrockenes Wild, Kaninchen, Fasan,
Flicht vor uns her hügelan hügelab,
Und da wir die Flüchtligen eben noch sahn
Gescheucht hügelab,
Verschwinden sie schon im Gesträuch hügelan.

Nur immer vorwärts Galopp und nicht Trab
Im langen Sprung hügelan hügelab.
Und ging es ums Letzte und ging es ins Grab
Ganz tief hügelab,
Nur zu, noch einmal führts hügelan.

Die letzte Düne. Es wellt sich das Meer
Zum Ufersand hügelab hügelan.
Wir müssen hinunter. Es gibt keinekehr
Zurück hügelan,
Wir alle müssen zum Strand hügelab.

ERICH NORTH: VIER SONETTE.
DER HERMAPHRODIT IM LOUVRE

Wie groß der Augenblick, der dich geboren!
der graue Haß verwittert wie Basalt
von zweien Häusern, sehr erlaucht und alt,
hinschmelzend wohl – allein nicht ganz verloren –

im feuchten Liebeslächeln letzter Sprossen
ist ein geringes Schauspiel und gemein
vor diesem Zwiegeschöpf aus edlem Stein,
darin die tiefste Schönheit eingeschlossen,

der weiseste und stillste aller Träume:
Hier sind sie wunderbar in eins verschränkt
die Feindlichen, getrennt durch leere Räume

von Anfang und in Einsamkeit versenkt,
verschwister sie, die sonst wie stumme Bäume
ein blinder Windstoß ineinander schwenkt.

DER JUNGE CARDINAL

Verhalten bebzt um feine Nasenflügel
Geist, Wollust und ein ausgewählter Hohn,
und Spitzen von Brabant und Alençon
umflattern diese Hände, die der Zügel

von Rossen aus arabischem Geblüte
gewohnter sind und des verzierten Degens,
als des Breviers und feierlichen Segens,
und dieses große Auge übersprühte

mit seinem stolzen heidnisch=frohen Glanz
das Gold und die Demanten der Monstranz.
Er liebt Horaz, Petron und Juvenal

und pries in einem frechen Madrigal
– wie eine seltne Gemme ohne Fehl –
der schönen Phyllis heimlichstes Juwel.

DIE UNZEITGEMÄSSEN

Sie sind Gezeichnete. Schon ihr Entstehn
ist ungemäß, und ihrer Kindheit Tage
sind ganz verdunkelt von geheimer Klage:
Denn ihre Mütter haben sich versehn

an irgend einem Bildnis, einem blassen
frühreifen Prinzen mit verruchtem Mund,
der Ahnen alte Lüste sind ihm kund,
ihr Lächeln und ihr unentwegtes Hassen.

Grau wie das Wappen über seinem Hause
ist seine Stirn, gefurcht und seltsam-alt,
Von seinen grünen eisigen Pupillen

das harte Kinn entlang in steifer Krause
geht in die Hand, die einen Dolch umballt,
Essenz von hundert königlichen Willen.

Und darum flattern sie wie Nebelfetzen
verwaist und sinnlos durch die karge Zeit,
wie Fischer oft in übervollen Netzen
ein Tier heraufzieh'n, dessen Seltsamkeit

sie schauern macht und das sie voll Entsetzen
hinunterschleudern in die Dunkelheit
aus der es kam: so schrecken und verletzen
auch jene durch das rätselvolle Leid,

mit dem sie Gott als wie mit Aussatz schlug.
Man stößt sie fort, weil sie mit ihrer Nacht
den Tag verstören und der andern Glück.

Doch manchmal bleibt – und ist das nicht genug? –
ein Bild von ihres Lebens dunkler Pracht
in eines Dichters tiefem Aug zurück.

ALFRED RICHARD MEYER: IM PARK VON TIEFURT.

Im Park von Tiefurt tollt ein Paar,
– Hemd und Höschen bunt behändert –
mein Mund ist heiß, zerzaust dein Haar –
Wolken abendrot umrändert.

Der Spitzen weißer Tanz und Spott
wirbelt toller um mich Narren.
Läßt nicht der nackte Liebesgott
die Gitarrensaiten quarren?

Dir schlingt um Busen, Kleidersaum
schlangengleich sich güldne Borte,
Jasmin, Hollunder, Fliedertraum
flüstern jäh mir wilde Worte.

Wie selig deine Wange glüht,
schenk mir blonder schöner Heiland
das gleiche Glück, das heiß geblüht
Günther, Wieland, Goethe weiland!

Des matten Mondes Silberrohr
lauscht in Sehnsucht unsern Küssen,
es kichert leis ein Nymphenchor
hinter Dorn und Haselnüssen.

Das zirpt und zittert wiesenwärts,
dunkler klagt der Ruf der Unken.
Aus roterem Kelchglas hat mein Herz
niemals Glück und Rausch getrunken.

AUS E. T. A. HOFFMANNS BRIEFWECHSEL: SIEBEN BILLETS AN CHAMISSO UND EIN BRIEF AN FOUQUÉ. AUS DEN HANDSCHRIFTEN MITGETEILT VON CARL GEORG VON MAASSEN

Im Herbst des Jahres 1814 hatte Hoffmann bei einem von Freund Hitzig veranstalteten Mahle Adelbert von Chamisso kennen gelernt. Aber erst nach dessen Weltreise (1815–1818) scheint sich ein näherer freundschaftlicher Verkehr zwischen ihnen angebahnt zu haben. Ein paar im ungezwungensten Ton abgefaßte Briefchen Hoffmanns aus den Jahren 1818–1819 bezeugen den häufigen und intimen Verkehr beider. Sie befinden sich im Nachlasse Chamissos, dessen jetziger Besitzer sie mir auf meine Bitte in liebenswürdiger, dankenswertester Weise zur Benutzung überlassen hat. Bisher waren Briefe Hoffmanns an Chamisso nicht bekannt. Diese hier vorgelegten Billets tragen meistens auf ihrer Rückseite die Adresse: »Herrn A. von Chamisso« oder »Herrn von Chamisso« »Hochwohlgeboren«. — Die lateinische Grußformel »vale faveque« scheint ein parodistischer Scherz Hoffmanns zu sein: Chamisso pflegte viele seiner Briefe mit einer griechischen Redewendung zu schließen (*χαίρει, χαίρειτε* pp.). — In seinem alten Winkel auf Hitzigs Kanapee sitzend, teilte Chamisso den Freunden seine Reiserlebnisse bei den Sandwich-Insulanern, den Radackern und den Kamtschadalen mit, hier mag auch Hoffmann ihm manches Mal zugehört haben, hier ihm die Idee zu »Haimafochare« gekommen sein. Über die Entstehung dieser in Briefform abgefaßten kleinen Erzählung bestanden bisher Zweifel. In einem mit seinem Namen unterzeichneten kurzen Vorwort hierzu schreibt Hoffmann, die Briefe seien ihm von seinem Freunde Chamisso mitgeteilt worden. Kunz, Hoffmanns erster Verleger, hatte anno 1816 den Plan zur Gründung einer belletristischen Zeitung gefaßt, für die er auch bei Hoffmann um einen Beitrag eingekommen war. Dieser sandte ihm genannte Erzählung, da von ihm selbst nichts geeignetes bereit läge. Er hielt also die Mystifikation des Vorworts auch im Briefe an Kunz fest, der dann die Erzählung erst im Jahre 1839 in den zwölften Band der »Ausgewählten Schriften« Hoffmanns gab (aus seiner Zeitung war nichts geworden), da er, wie in einer Fußnote bemerkt wird, »in Chamissos Werken davon ebenfalls keinen Gebrauch gemacht« fand. — Schon Ellinger und Grisebach erkannten bereits in Hoffmanns Aussage über Chamissos Autorschaft den Scherz, »wenn die Erzählung auch«, meint Grisebach, »auf Grund Chamissoscher Reiseumteilungen entstanden ist.« Unser Brief (5) klärt die Sache nun endgültig auf. Danach rührt die ganze Idee offenbar von Hoffmann selbst her, nur die benötigten nomina propria steuerte Chamisso bei. Im siebenten Billet haben wir noch eine Ergänzung. Die hier gebrauchte Anrede »lieber Bräutigam« bezieht sich auf Chamissos Verlobung mit Antonie Piaste, einer Nichte der Hitzigschen Freundin, die nach dem Tode von Hitzigs Frau die Erziehung seiner Kinder übernommen hatte. So schrieb am 7. Mai 1819 Chamisso an Varnhagen: »Du kennst wohl meine Braut, Antonie Piaste, die schönste und liebste jener Jungfrauen ist es, die nach Hoffmanns Ausspruch

Hitzig um sich hält, um ihm die Hand zu küssen und Papa zu sagen«. — Von einem weiteren Kommentar zu den Briefen darf ich an dieser Stelle absehen. Als achtes Stück gebe ich noch einen bisher unveröffentlichten Brief an Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, der sich in meinem Besitz befindet. Bisher kannte man nur die zwölf Briefe Hoffmanns an Fouqué, die H. Kletke im Jahre 1848 veröffentlichte. — Über Hoffmann als Untersuchungsrichter gegen Helmina von Chezy findet sich das Wissenswerte in ihrer Autobiographie »Unvergessenes« (Leipzig 1858). — Leonhard Schrag ist der Verleger des von Fouqué herausgegebenen Frauentaschenbuchs, in dessen Jahrgang 1818 der zu spät eingesandte »Rath Krespel« mit einem sehr launigen Entschuldigungsbrief an den Herausgeber erschien.

(an Chamisso)

- (1) Verehrtester Weltumsegler und berühmter Naturforscher!
Bitte mir gefälligst folgende Auskunft zu geben! Gehören die sogenannten Wickelschwänze zum Geschlecht der Affen oder nicht vielmehr der Meerkatzen? Wie heißt wohl unter diesem Geschlecht der Wickelschwänze eine besondere Art (die sich etwa durch besondere Häßlichkeit auszeichnet und sehr häßlich ist) mit dem Linneischen Namen oder sonst?
Ich brauche eben einen solchen Kerl! —
Wollten Sie verehrtester Freund gefälligst das Erforderliche hierunter bemerken?
Guten Morgen!
HOFFMANN
d. 6 Novbr 18
- (2) Meine Frau und noch ein paar junge wißbegierige Damen wünschen Ihre Schätze zu sehen liebster Chamisso! — Wäre es Ihnen gelegen, wenn wir Morgen Donnerstag den 7. Jan. Nachmittags um 3 Uhr kämen? — Sind Sie abgehalten so bestimmen Sie gültig selbst Tag und Stunde.
Vale faveque
HOFFMANN
6 Jan 19
- (3) Recht herzlich bitte ich Sie, theuerster Freund! Morgen den 24. Jan. d. J. mit einem frugalen Abendbrodt bey mir vorlieb zu nehmen. Fouqué, Hitzig, Neumann vielleicht auch Devrient sind bey mir, es ist mein Geburtstag! — Jede andere Einladung, die Sie für Morgen erhalten haben könnten wird Kraft dieses für ungültig erklärt.
Vale faveque
HOFFMANN
d. 23 Jan 19
- (4) Ich merke schon, daß aus meinem Besuch der Bibliothek nichts werden wird, da meine Arbeit, die sich immer mehr häuft, mich jeden Vormittag festhält. Sie, Verehrtester Freund gehen aber wohl gewiß einmal in eignen Angelegenheiten herauf, und dann bitte ich Sie meiner als eines armen hüllsbedürftigen Schriftstellers in Gnaden zu gedenken!

Ich wünsche auf das dringendste zu haben:

1) Schauplatz der Handwerke und Künste, und zwar den Theil in dem das Zimmermanns Handwerk abgehandelt wird.

2) irgend ein Werk aus dem ich mich näher über Salvator Rosa's Leben unterrichten kan. z. B. Jagemanns Magazin der ital. Litteratur oder Tiraboschi vita degli pittori oder den Sandrock, oder etwas anderes, Spickes und Wilken werden gewiß nähere Auskunft geben können.

Haben Sie die Güte, obige Bücher auf Ihren Nahmen für mich zu leihen und mir durch den Boten der Bibliothek den ich dafür königlich belohnen werde in meine Wohnung (Taubenstraße No 31) zu senden und verhehlen Sie auf diese Weise der Welt zu neuen ergötzlichen Produkten

Ihres

ergebenen Dieners
und Stellschreibers
HFF.

27 Jan: 19

Guten Morgen!

Die Geschichte von der Laus soll ganz kurz in einer Reihe von Briefen bearbeitet werden.

Bedingnisse:

1) Zwey Naturforscher (Engländer denke ich) befinden sich auf einem zu irgend einer Expedition (etwa nach der Südsee oder wohin?) ausgerüsteten Schiffe.

2) Einer von ihnen findet das merkwürdige Insekt zufällig auf irgend einer Insel — Neid und Haß des andern! — Hierüber entsteht ein Briefwechsel — Ausforderung — Duell — beide bleiben.

Es komt darauf an, daß der Leser bis zum letzten Augenblick, als die Ursache des Streits in einem Schädeltchen auf dem Kampfplatz gefunden wird, glaube, es gelte den Besitz eines schönen Mädchens, einer holden Insulanerin.

Ich bitte mir also mit Hinsicht auf jene Bedingnisse gefälligst anzugeben:

a) wohin kann die Expedition ausgerüstet seyn?

b) wie heißt das — höchst merkwürdige seltene Insekt und auf welcher Insel wird es gefunden? —

Ich denke die Laus muß aus dem Geschlecht der Blattläuse oder wie die Dinger sonst heißen seyn, damit der Naturforscher sie im Walde oder überhaupt in der freien Natur findet, das giebt dann eine empfindsame Schilderung des Moments in dem er die Insulanerin fand, die sich am Ende sehr burlesk auflöst —

Der Nahme des Insekts wäre herrlich, wenn er für den Nahmen eines Mädchens, einer Südsee-Insulanerin gehalten werden könnte um die Mystifikation des Lesers zu befördern! —

Können Sie mir den charakterischen (!) Namen des Schiffs sowie ein paar tüchtige englische nomin: propr für die handelnden Personen suppeditiiren, tant mieux. Ich brauche

(5)

1. zwey Naturforscher
2. den Kapit: des Schiffs, der den Bericht erstattet, wie sich seine Naturforscher auf irgend einem Ankerplatz, auf Pistolen schlugen, beide blieben, wie man die unglückliche Ursache des Streits, die man auf dem Kampfplatze fand ins Meer versenkte etc.

HOFFMANN

28 Febr: 19.

- (6) Seit vorgestern oder vielmehr schon seit Donnerstag bin ich wieder kränklich und Meier hat mir alles Ausgehen am späten Abend streng verboten. Deshalb, Verehrtester! kann ich heute bey Schultheis nicht erscheinen, welches ich herzlich bedauere, da mir ein angenehmer Abend verlohren geht!

Vale aveque

HOFFMANN

d 25 April 19

- (7) Guten Morgen lieber Bräut(igam)

Bitte hierunter zu bemerken:

Welchen Rang, welchen Titel hat der Befehlshaber auf Port Jakson, der die Expedition nach O-Wahu ausrüstet und an den der Capitain des ausgerüsteten Schiffs Bericht zu erstatten gehalten?

HOFFMANN

21 May 19.

(an Fouqué)

- (8) Ich wollte, liebster Baron! Sie filzten mich recht wacker aus wegen meiner leichtsinnigen Versprechungen und wegen meiner Faulheit! — Aber in der That sind mir die unangenehmsten Geschäfte (ich stelle die mir übertragene Untersuchung wider Chezy obenan) so über den Hals und zu Kopfe gestiegen, daß sich alle Lust und Laune zu den Poeticis verlohrt. — Nun ist's viel zu spät etwas ins Frauentaschenbuch nachrücken zu lassen, damit Sie Sich, bester Baron aber gütigst überzeugen, daß es mir Ernst ist etwas zu liefern schicke ich Ihnen anliegend den für jenes Taschenbuch bestimmten Aufsatz den ich ganz zu Ihrer Disposition stelle. Ist es dieses Jahr zu spät, so könnte er da er völlig zeitunabhängig ist für künftiges Jahr dienen, in diesem Fall würde ich aber nach Schrags langweiliger Manier das schmale Honorar erst zu Neujahr 1818 erhalten und nöthigenfalls meine Erben substituiren müßen weil mir in dieser Unzeit allerley menschliches begegnen kan. — Alles überlasse ich Ihnen, so wie die Anfrage ob Schrag mich zu den diis minorum gentium (vielleicht gar sehr mit Recht) rechnet die er karger honorirt. Das sind recht gemeine Dinge die nach der juristischen Arbeitslampe riechen! — Nochmahls Ihrer gütigen Disposition überlasse ich den Rath Krespel nebst werther Familie! —

So Gott will, hoffe ich Sie im Oktober, losgefeselt vom Joch des Kammer Gerichts, einige Stunden in Nennhausen zu sehen. Gänzlich und ganz und gar mit Leib und Seele

Berlin

d. 22 7br. 1816

Ihr auf das treueste ergebener

HOFFMANN

LUDWIG BAUER: ZUR KRITIK DES LEBENS

Wieviel Zeit benötigt man, um einen Menschen ganz in sich aufgenommen zu haben? Daß er uns nichts mehr bieten kann, seine Gedanken und Gefühle uns völlig bekannt geworden sind? Das richtet sich wohl nach dem Wesen der Beiden, des Aufnehmenden wie des Aufgenommenen, wird manchmal eine Stunde, manchmal eine Woche dauern. Selbst das Genie kann kaum länger neu und überraschend bleiben. Aber da ein fortwährender Menschenkonsum, ein stetes Wechseln im Verkehr unmöglich wäre, so ist unsere Natur derart organisiert, daß sie sich mit der »Freundschaft« behilft. Wenn wir den »Anderen«, ohne es selbst zu wissen, aufgenommen haben, so hat sich durch diese Wesensvermischung Sympathie eingestellt. Und da er uns sonst zu langweilig wäre, so schätzen oder lieben wir ihn, verkleben und verwachsen durch Gewohnheit schließlich völlig mit dem Fremden. Schon deshalb ist dies schädlich, weil es unsere Trägheit unterstützt. Wir können uns in der Intimität gehen lassen, müssen uns vor dem Freunde nicht »genieren«. Wir sollen uns aber immer genieren, immer neu, geputzten Geistes sein, in die unaufgeräumten Zimmer unseres Intellekts niemanden sehen lassen. Das wünschenswerteste wäre es deshalb immer anderen Menschen zu begegnen, fortwährend zur eigenen und fremden Anregung gezwungen zu sein.

Weil viel zu viel gesprochen wird, wird auch so schlecht gesprochen. Das Wort wird entwertet. Wir glauben, was wir bemerken, auch bereden zu müssen. Aber die meisten Dinge müssen wohlbemerkt werden, weil unsere Sinne leider derartig beschaffen sind, aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß sie zur Ehre des Wortes zugelassen werden dürfen. Es ist eine Anmaßung über einen zu fetten Braten zu sprechen, wenn man nicht die Kraft hat, dies in einer Weise zu tun, welche die Beobachtung adelt — durch eine überraschende Beziehung oder einen Witz. Von tausend Sätzen, die man spricht, sollten mindestens 999 verschwiegen werden — und der tausendste müßte anders gesagt werden.

Denn das Wort ist ein großer Herr, und wenn er auch meist im Schlafrock geht, so sollte es doch immer ein vornehmer Schlafrock sein.

Der Schleier ist eine der wundervollsten Erfindungen. Er gibt uns Erwartungen, läßt uns Geheimnisse ahnen, die es kaum gibt. Er schenkt uns das große »Viel leicht«, den höchsten Reiz des Lebens. Vielleicht ist gerade unter jenem Schleier jene Frau, die wir immer suchen, die keusch ist mit unserer Keuschheit und schamlos mit unserer Schamlosigkeit. Vielleicht hat sie die tiefe Einfachheit und die letzte Verruchtheit. Vielleicht ist sie die einzige, die uns verstehen würde und Lächeln in unsere Tage brächte und Taumeln in unsere Nächte. Und sie geht vorüber, wir ahnen sie bloß, und bei jedem Schleier träumen wir von einem Leben, ganz anders, als das unsrige... Welch eine entzückende Affaire wäre es ein Mensch zu sein, wenn wir alle verschleiert gingen. Eine dumme, klare, töfende Nüchternheit liegt jetzt in all den nackten Gesichtern. Wir sehen: Warzen, Gemeinheit, Ge-

wöhnlichkeit. Und könnte doch alles anders sein — durch ein Stückchen dunkles Gewebe.

Man hüte sich, Urteile nach »reiflicher Überlegung« abzugeben. Aus der genauen Kenntnis fließen tausend Fehlerquellen. Entscheidend ist bloß das Urteil auf den ersten Blick. Es hat die einzige Wahrheit, die es gibt: die Wahrheit für uns. Alle späteren Verbesserungen, Änderungen, Retouchen sind bloß irreführende Entstellungen. Denn das wertvollste am Menschen ist sein Instinkt. Er allein gehört ihm — seinen Verstand hat er sich von den anderen machen lassen. Der dumme Schwatz von »Objektivität« und »Gerechtigkeit« hat den Instinkt verleumdeter. Es ist aber gar nicht unsere Aufgabe »gerecht« zu sein, sondern unser »Ich« auszu- leben. Und das »Ich« steckt im Instinkt. Deshalb kann ein solches »Gefühl«, wie man sentimental irreführend den Instinkt nennt, flach oder tief, dumm oder witzig sein — je nach dem betreffenden Instinkt. Das Übel steckt immer in den Anderen, im Nach-Urteil. (Das Vor-Urteil ist gesegnet). Und im späteren »eigentlich hatte ich da Unrecht« oder »Aber sie ist dennoch ganz nett« stecken die anderen, ihre uns eingerichteten Urteile, Begriffe, die wir nun anwenden, unseren Instinkt herabsetzend. Wir nehmen dann allgemeine Vorschriften statt der eigenen Natur, das Urteil der Masse beherrscht uns. Und selbst ein einzelner Cretin ist wertvoller als eine Masse von Intellektuellen.

Je genauer wir sind, je gründlicher wir uns in alle Ecken einer Erscheinung verkriechen, desto mehr verliert sich die Kühnheit und Weite des Blickes. Was weiß ein Berliner von Berlin? Nur was er vorgeredet, vorgedruckt bekam. Wenn ich drei Stunden durch die Stadt gehe, habe ich eine viel stärkere und, um das dumme Wort zu gebrauchen, eine viel richtigere Einsicht, eine lebhaftere Empfindung ihrer Besonderheit. Jeder Tag mehr verwischt sie, verbreitert und verflacht unseren Eindruck, macht ihn undeutlich. Ich werde dann allerdings noch die Nationalgalerie und ein paar feine Restaurants und ein Rennen und ein paar Monumente und dies und jenes sehen — aber über all diesen Einzelheiten verliere ich »Berlin«, die Impression welkt. Nichts tötet sie sicherer als Gründlichkeit. Die Vorstellung, daß man die Wahrheit oder ein echtes Erlebnis durch Fleiß erwerben, gleichsam sie ersetzen kann, ist ein Dokument jenes tiefen Mißverstehens alles Künstlersischen, das unsere gemeine Zeit kennzeichnet. Wir stellen das »Moralische«, das ist der geistige Ausdruck der herrschenden Mehrheit, über das Wirkliche, Künstlersische, Körperliche.

Wir.. das sind immer die Anderen. Das ist immer der größte aller Kriege — zwischen dem »Wir« und dem »Ich«. Und jedes Glück besteht im Siege des »Ich« über das »Wir«.

Der Gegensatz zwischen einem genialen und mittelmäßigen Menschen ist immer nur partiell. »Genie« heißt: zwischen sich und irgend eine Lebensäußerung ein ganz unmittelbares und persönliches Verhältnis zu setzen. Ein durchaus genialer Mensch mußte dies also in jeder Beziehung sein, und das ist offenbar unmöglich. Die eine

Beziehung würde die andere behindern. Es gibt nur Teil-Genies. Bismarck war in Malerei oder Musik sicher nicht mehr als irgend ein Philister, Mozart in Staatskunst. Die menschliche Kraft reicht eben zum vollständigen Selbst- und Neuschaffen aller Beziehungen nicht aus und so ist jedermann gezwungen in irgend welchen Gebieten — und zwar immer in den Meisten — ein »Philister« zu sein, d. h. vorgedachte Anschauungen und vorgesprochene Worte aufzunehmen. So gibt es politische, künstlerische, soziale, sexuelle Philister. Die Letzten sind die zahlreichsten, weil der Sexus zu tief ist, im Unbewußten sitzt und der Intellekt nur sehr schwer an ihn herankommt.

Es gibt nichts erziehlicheres als das Spaziergehen. Denn ein jeder Schritt lehrt uns das Wesen dieser Welt, in der zu leben wir verurteilt sind. Was beweist z. B. ein Plakat? Nicht die Güte einer Kaffeesorte oder Nähmaschine, sondern unsere eigene Ohnmacht. Wir sind die Sklaven eines jeden, der das Geld hat, eine Straßwand bekleben zu lassen. Irgend eine idiotische Gestalt oder Bemerkung springt plötzlich mitten in unsere Gedanken und zertrampelt sie. Es wäre vergeblich, sich wehren zu wollen — der Feind dringt ein, bemächtigt sich unser, und wenn unser Geist gerade die neunte Symphonie schafft, so verschwindet sie für alle Ewigkeit vor einer Dame, die auf die Blusen eines Warenhauses weist. Das Ziel dieses akustischen und Farbenlärms ist die vollständige Gedankenlosigkeit aller. Es ist nicht gestattet sich mit sich selbst zu beschäftigen, und dadurch wird auch den meisten Mitbürgern die unangenehme Erkenntnis erspart, daß sie überhaupt kein »Selbst« haben. So ersetzt das Spaziergehen eine Tätigkeit, indem es uns fortwährend mit illustrierten Nebensächlichkeiten ausfüllt. Und die Vorübergehenden, die Menschen selbst, werden zu Illustrationen in dem vulgären Bilderbuche, das man zuklappen sollte. Denn wo klingt im Geschrei zu uns ein Ton aus den Tiefen einer Seele? Wie selten sehen wir eine Gestalt, die nicht aus der Ramsch-Fabrik der Schöpfung als Massenartikel hervorging! Selbst das Laster, dem wir hie und da begegnen, sei es Geilheit, Neid oder Geiz — selbst das Laster ist verkümmert, unpersönlich, uninteressant. Wir aber gehen weiter — durch die geraden, charakterlosen Straßen, hören ihren Lärm gar nicht mehr, hören weder die Menschen, noch die kreischenden Papierfetzen an den Mauern. All dies vermengt sich in uns zu einem unbestimmbaren Knäuel von Eindrücken, gibt ein Ragout aus alten Überbleibseln aufgekocht, und hie und da, an Straßen-Übergängen ein bischen mit Gefahr gewürzt. Was die Aufgabe der siegreichen Bürgerlichkeit ist, die Abstumpfung der Sinne — das vollendet das Spaziergehen.

Eine »Erholung« nennen es die Leute. Aber es gibt nur eine wirkliche Erholung: die Arbeit. Wobei noch anzumerken ist, daß die beste Arbeit immer etwas Seelisches ist und geleistet wird, ohne daß nur für einen Pfennig neue Werte geschaffen werden. Auch hat sie mit der Außerlichkeit des sogenannten »Schaffens« keine Beziehung. Man arbeitet für sich, aus sich, aber man schafft für die Commis, für ihre Ergötzung, aus schmieriger Sehnsucht nach ihrem Applaus. Den »Faust« zu schreiben, be-

deutet nicht die geringste Leistung — ihn in sich aufzuerbauen war göttlich. Freilich, wäre Goethe ohne das Schreiben nicht »unsterblich« geworden. Aber er wäre doch um nichts weniger Goethe. Bloß das Publikum kam hinzu. Das Publikum jedoch ist immer das Schielen nach der Wirkung, die Prostitution des Genies, das sich Klein-Machen der Großen. Durch den Hörer, Leser, Betrachter werden die Werke gemein. Ein Philister begeistert sich für Bismarck.... und Bismarck ist nicht mehr groß.

Weshalb lacht und spricht der Minderwertige so laut und weshalb erkennen wir daran seine Minderwertigkeit? Weil er durch den Lärm seiner Gefühls-Ausbrüche die Derbheit seiner Gefühle beweist. Er muß sie in die Außenwelt übertragen, weil ihm die Innenwelt fehlt. Er will sich leben hören, — sonst merkt er seine gute Laune oder seine Erregung gar nicht. Die Abgestumpftheit seiner Sinne versteht noch nicht zu hordern — auch nicht auf sich selbst. Sie sind eben — unfein.... Wobei dies Wort mich neuerdings darauf verweist, wie viel mehr Geist in der Sprache steckt, als in den Leuten, die sie sprechen. Das ist übrigens selbstverständlich, denn die Sprache wird von den Starken gemacht und die Schwachen gebrauchen sie. Jede neue Redensart bedeutet einen Sieg über die Trägheit.... Etwa: »von guten Eltern sein«. Welch tiefer, gesunder Aristokratismus! Oder der prachtvolle Doppelsinn des Wortes »erschöpfend«. Man hat alles getan, um eine Sache klarzustellen, nichts blieb im holden Dunkel, uns überlassen zur weiteren Entwicklung, bereit sich in uns zu gestalten, zu wachsen — und wir sind mit der Sache zugleich »erschöpft«.

Ich weiß sehr wohl, daß in dieser Anmerkung der Gedanke einen großen Sprung tat. Aber die Gedanken sind ja die »Flöhe des Gehirnes« — wie sollten sie da nicht springen? Es ist plebejisch beim »Thema« zu bleiben. Ein wie ärmliches Ding wäre der Schriftsteller, wenn er immer im Thema eingesperrt säße. Sein Amt ist es anzuregen, Ideen wie Bälle in unbekannte Fernen zu werfen, unbekümmert darum, ob sie jemand auffängt. Nichts ist anmaßender als eine Sache erledigen zu wollen. Es gibt nur eine künstlerische Einheit: die Persönlichkeit des Schöpfers — und nur eine Bescheidenheit für ihn: sich selbst zu bieten.

Schließlich lernen wir uns damit abfinden, daß nur wenige Menschen einen eigenen Ton haben, und die meisten bloß Grammophone sind, die fremde Klänge wiedergeben — was ihre Stellung, Rasse, Interesse in sie hineinsprach. Aber unerträglich sind bei diesen menschlichen Apparaten die schnarrenden »Nebengeräusche«, das Ewig-Blecherne, das uns immer wieder aus der mühsam erworbenen Illusion reißt. Und leider ist es nicht erlaubt solche schlechte Sprechmaschinen der großen Fabrik zurückzustellen.

Die Erfindung der Eisenbahnen hat allmählich das Reisen ganz unmöglich gemacht. Denn was heißt »Reisen«? Aufsuchen von Verschiedenheiten. Wir wollen der

Gleichmäßigkeit entfliehen, alle Daseinsmöglichkeiten passieren lassen. Nun aber hat die Verkehrsentwicklung die ganze Erde in die gleiche ruhige, langweilige Fortschritts-Uniform gesteckt. Es gibt immer weniger Verschiedenheiten und der rechte Tourist mag Kontinente durchqueren, er rührt sich doch nicht und ist um sein Geld betrogen. Freilich ohne es zu wissen. Denn seiner Frugalität genügen die paar veränderten Koulissen der Natur, die Kostüme fremder Sprachen, die ungewohnte, fremdnationale Schminke. Aber in Wirklichkeit wird die Welt immer weniger . . . »Welt«. Jeder »Fortschritt« macht sie ärmer. Die konstitutionelle Türkei ist die Einleitung zur Europäisierung des Orients, wie nur das bourbonische Neapel das wirkliche Neapel, die Stadt des glänzenden Schmutzes, der Gier, der Farbe und der Gefahr war, während jetzt eine trostlose piemontesierte Normalstadt den von jeder Glorie der Sünde geweihten Namen mißbraucht. Und ein Afrika ohne Sklaven ist kein Afrika mehr.

So finden wir die Schmach unserer stupiden Satttheit überall. Das Abenteuer, der wahre Sinn des Reisens, es ist verschwunden, — genau zur selben Zeit, da jedermann und aufs Bequemste reist. Wobei sich dieselbe Erscheinung zeigt, die das tiefste Geheimnis unserer Epoche verrät: wie ja auch das Leben selbst niemals so gesichert war. Und niemals so wenig lebenswert.

Der Kellner ist die abscheuliche Grimasse des Gentleman. Er trägt das Kleid der Vornehmheit als Livrée. Die schöne Zwecklosigkeit eines verbindlichen, aufmerksamen, diskreten Gehabens wird bei ihm zum Zweck, zum Gewerbe. Ich kenne keinen groteskeren Beruf. Da laufen Menschen in Frack und weißer Halsbinde herum, haben gedämpfte Bewegungen, tadellose Manieren, sprechen alle Sprachen, beweisen Weltkenntnis, und wenn sie sehr, sehr elegant gewesen sind, bekommen sie ein höheres Trinkgeld. Auch andere Metiers haben ihre Ruchlosigkeit, aber keines hat einen solchen inneren Widerspruch, ist so im tiefsten verderbt. Und für die honorierte Verachtung rächen sich die Servir-Kavaliers wohl insgeheim an den echten — durch eine noch größere und unentgeltliche Verachtung. Beobachten sie, wie sie nicht essen können, sich nicht zu benehmen wissen. Aber sie leben dabei immer unter der Maske ihrer Höflichkeit, helfen geschickt in den Rock und halten die Hand auf.

Musik. Eine gallertartige Masse von Tönen sulzt unser Gehirn ein. Sie entlastet uns selbst von der peinlichen Anstrengung, bestimmt und klar zu fühlen. Alles verschwimmt, verklingt, verdimmert, löst sich auf. Musik ist wie ein laues Bad: schmeichelnd und erschlaffend. Von allen Künsten, als welche ja immer Lebens-Surrogate sind, die gefährlichste. Empfindungen werden vorgetäuscht, das Denken wird eingekluft. Wie viele Energien hat das Wagner-Trional schon eingeschlafert! Sehr intellektuellen Menschen darf man Musik in mäßigen Dosen verordnen, zur Erholung des Gehirnes. Aber es ist falsch, das Ausruhen zu einer Tätigkeit zu machen. Eben die gewichtlose Leichtigkeit der Musik läßt uns glauben, daß sie in unbegrezte

Höhen dringt, in denen der Gedanke nicht mehr atmen kann. Die Fernen, die wir uns nicht mehr denken können, ahnen wir noch als leise Harmonien. Aber das Gehör ist der niedrigste unserer Sinne. In jeder Musik, selbst in der gewaltigsten, steckt eine heimliche Sentimentalität letzter Sorte. Was sich für einen Kultivierten nicht mehr sagen oder denken läßt, das erschüttert ihn noch als Musik. Der Verstand wird ausgeschaltet, die Negerfreude am Rhythmus peitscht uns auf oder eine vulgäre Schwermut langer Töne und Accorde zieht uns in eine melancholische Dämmerung, in der sich keine bestimmten Formen mehr unterscheiden lassen. Deshalb wird die Musik sowohl von den Niederen geliebt, die nicht denken können, wie von den Höchsten, die nicht mehr denken wollen. Die sich an den Grenzen die Köpfe wund gestoßen haben und die Bestimmtheit verachten. Deshalb ist diese Zauberin die große Verführerin: Morphem, das den Geist zuerst beruhigt, ihn dann zu erregen scheint und ihn schließlich tötet.

Es ist unanständig intim zu werden. Jede Seele ist häßlich, wenn sie nackt ist. Man muß immer etwas zu erraten übrig lassen. Nicht entwürdigt menschliche Beziehungen mehr als das epidemische „Du“, mit dem wir fremden das Recht geben, unsere stillsten Gärten zu zertrampeln. Alle Kultur ist auf Ehrfurcht aufgebaut. Am schwierigsten ist nun die Ehrfurcht vor uns selbst, weil wir uns zu sehr lieben. Die Liebe hat aber immer etwas zudringliches, ist bemüht, uns unser Selbst zu stehlen und mit einem anderen Selbst zu vermengen. Deshalb empfehlen sich äußere Zeichen der Ehrfurcht wie das »Sie« oder ein respektvoller Gruß oder vornehme Zurückhaltung auch in der verborgensten Zweisamkeit, denn sie helfen uns zur Freiheit. Man könnte glauben, daß dies eine Komödie sei, die wir uns selbst vorspielen. Aber aus dem Spiel wird Wahrheit. Vertraulichkeit, die zupackt, mit klebrigen Fingern unsere Lebensbeziehungen betastet, pflegt als Freundschaft mißverstanden zu werden. Deshalb empfiehlt es sich um unser Ich den Stachelzaun der Formen zu ziehen, und sich vor neugierig zu dringendem Plebejertum in eine kühle, fremde Höflichkeit zu retten.

Ratschläge zu erteilen ist noch durchaus nicht verwegen. Vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht befolgt werden. Andernfalls würde man unanz in fremde Schicksale greifen, sie mit Unerlebtem beunruhigen. Man hat sehr wenig, wenn man nur Recht hat. Man muß auch für den Anderen Recht haben, dem man ratet, zugleich über ihm und in ihm sein.

Die Kunst Menschen zu erobern, die höchste Steigerung von Ratschlägen, ist die feinste aller Künste. Zugleich die verruchteste. Scheinbar ist der Demagoge ein solcher Künstler. Aber in Wahrheit führt er die Menschen doch nur dorthin, wo sie wollen. Er ist bloß das Maul der stummen Menage. Und dann führt er die Menge, nicht die Menschen. Die Einzahl bedeutet hier etwas unendlich Größeres. Eine Seele zu beherrschen, sie ganz auszufüllen, sie umzuschaffen und in seinem Geiste neu zu zeugen, ist ungeheuerlich und erhaben.

Meist sieht dies der Liebe ähnlich. Nur daß man bei ihr sich selbst dafür gibt, bei welchem Tausch fast immer beide verlieren.

Manchmal, sehr selten, ist es etwas Höheres, eine so gewaltige und erstaunliche Sache, daß unsere Sprache keinen Ausdruck dafür hat.

Die Sehnsucht nach »Neuem« läßt meist ein seelisches Gebrechen vermuten. Deshalb sollte man sich vor ihr hüten. Nicht etwa bloß davor, sie auszusprechen, sondern mehr noch davor, sie zu empfinden.

Denn alles wird neu, wenn man es mit seinen eigenen Augen sieht. Nur wer dies nicht kann, verlangt die Neuheit vom Dargestellten, die minderwertige Sensation stofflicher Überraschung. Das Objekt ist aber immer nebensächlich, richtig ist nur das Subjekt. Das Subjekt regiert den Satz und die Welt.

Warenhäuser müssen freilich stets ihre »Novitäten« in der Auslage haben, ebenso wie das Leben zweiklassiger Menschen. Der Mangel an Konservatismus beweist die Qual innerer Leere, ein Entwurzeltsein, ein Nichtbegreifen des Wesentlichen. Als Beispiel nehme man die Kunst. (Sie ist eigentlich ein mehr als ein erhabenes Beispiel.) In ihren edelsten Zeiten hatte sie die kleinste Auswahl an Stoffen. Der Hellene, der Renaissance-Meister wandelt immer bloß ein Dutzend Motive ab. Seine Größe steckte nie im Finden, sondern in ihm selbst. Unser unheilbares Plebejertum will sich über seine Minderwertigkeit durch rastlos veränderte Milieus, durch Moden hinwegtäuschen.

Das Neue findet sich eben nur dort, wo sich alles findet: im »Ich«. Eine Rose ist neu, wenn wir sie sehen, wie sie noch niemand sah. Allein das können wir nicht, und deshalb benötigen wir fortwährend Abwechslungen und Erfindungen. Ja, wir haben auch nur den Fortschritt erfunden, weil wir sonst bemerken müßten, wie weit wir zurückgegangen sind.

Auch kultivierte Menschen dürfen sich erregen, Partei nehmen, aussprechen was sein sollte. Das sind notwendige Trainierungen des Intellektes, Gehirn-Sport. Allein, man darf dabei nicht vergessen, daß wir ja doch nie wissen können, was ist, und daß wir deshalb immer Unrecht haben müssen. Denn wir begreifen nichts außer uns, und meist begreifen wir auch uns selbst nicht. Über was immer wir urteilen, es wird ein auf uns bezogenes und darum verzerrtes Urteil sein. Durch Liebe oder Haß, durch Verachtung, Pathos, Sentimentalität verzerrt. Wir verachten z. B. den Zuhälter. Allein wir wissen nichts von der inneren Gesetzmäßigkeit, die in ihm sein muß wie im Bürger — einfach weil er eben ist. Seine Anschauungen und Gefühle sind um nichts weniger in sich berechtigt als die unsrigen. Er hat sein Recht wie die Menschenfresser, der Truist-König, der Demagoge — mögen sie uns auch gefährlich oder widerwärtig dünken. Nur wenn wir uns selbst verlassen könnten und ein fremdes Wesen beziehen, kämen wir aus dem geschwätigen Nicht-Verstehen heraus, als das sich jedes unserer Urteile darstellt. Solche Selbstentäußerung gelingt manchmal den Künstlern. Immer nur teilweise, denn die Kunst

erfordert, daß sie sich selbst doch nicht ganz aufgeben dürfen. So ist jede Kunst Verfälschung.

Am dreifesten werden alle Dinge von der Moral verfälscht, die mittelst ungeheurer Anmaßung den natürlichen Respekt vor dem Gewordenen und Seienden unterdrückt. Dies ist ja ihr Beruf: nicht zu verstehen und irgend eine kleinbürgerliche Biederkeit wie eine Sonne über uns aufzuhängen. Aber diese Sonne wärmt nicht, fruchtet nicht. Sie ist nämlich bloß aus Goldpapier.

Will nun der Zufall, daß wir plötzlich in ein anderes Schicksal verschlagen werden, so bemerken wir bald, daß es seine eigenen uns vorher unbekanntem Gesetze hat und daß unsere früheren Entrüstungen und Begeisterungen nur aufgeregte und zwecklose Wort-Macher, bewegte Luft waren. Die Anderen aber schwätzen eifrig weiter, genau so, wie früher wir selbst und wie wir es ja auch weiter noch – in allen anderen Dingen – tun. Da ahnen wir dann die unausdenkbaren Abgründe zwischen den Menschen, die große Lüge aller Gesinnungen, Meinungen, Urteile, und verlieren uns hilflos in den unendlichen Klüften. ~

E. A. POE: DER RABE. ZUM 19. JÄNNER 1909 INS
DEUTSCHE GEBRACHT VON THEODOR ETZEL

Einst in dunkler Mitternacht, als ich in entwandner Kunde
Wunderlicher Bücher forschte, bis mein Geist die Kraft verlor
Und mir's trübe ward im Kopfe, kam mir's plötzlich vor, als klopfe
Jemand leis ans Tor, als klopfe — klopfe jemand sach ans Tor.
»Irgend ein Besucher«, dacht' ich, »pocht zur Nachtzeit noch ans Tor —
Weiter nichts« — so kommt mir's vor-

Oh ich weiß, es war in grimmer Winternacht, gespenstischen Schimmer
Jagte jedes Scheit durchs Zimmer, eh es kalt zu Asche froh.
Tief ersehnte ich den Morgen, denn umsonst war's Trost zu borgen
Aus den Büchern für das Sorgen um die einzige Lenor',
Um die wunderbar Geliebte — Engel nannten sie Lenor' —
Die für immer ich verlor.

Die Gardinen rauschten traurig, und ihr Rascheln klang so schaurig,
Füllte mich mit Schreck und Grauen, wie ich nie erschrak zuvor.
Um zu stillen Herzens Schlägen, Herzens Zittern, Herzens Zagen,
Mußt' ich murrend nochmals sagen: »Ein Besucher klopft ans Tor —
Ein verspäteter Besucher klopft um Einlaß noch ans Tor.«
Sprach ich meinem Herzen vor .

Alsobald ward meine Seele stark und folgte dem Befehle,
»Herr«, so sprach ich, »oder Dame, ach verzeihen Sie, mein Ohr
Hat Ihr Pochen kaum vernommen, denn ich war schon schlafbenommen,
Und Sie sind so sanft gekommen — sanft gekommen an mein Tor:
Wußte kaum den Ton zu deuten —« und ich sperrte auf das Tor: —
Nichts als Dunkel stand davor.

Starr in dieses Dunkel spähend, stand ich lange, nicht verstehend,
Träume träumend, die kein ird'scher Träumer je gewagt zuvor,
Doch es herrschte ungebrochen Schweigen, aus dem Dunkel krochen
Keine Zeichen, und gesprochen ward nur zart das Wort »Lenor« —
Zart von mir gehaucht, — wie Echo flog zurück das Wort »Lenor«.
Nichts als dies vernahm mein Ohr-

Wandte mich zurück ins Zimmer, und mein Herz erschrak noch schlimmer
Da ich wieder klopfen hörte, etwas lauter als zuvor.
»Sollt' ich«, sprach ich, »mich nicht irren, hörte ich's am Fenster klirren,
Oh, ich werde bald entwirren dieses Rätsels dunklen Flor —
Herz, sei still, ich will entwirren dieses Rätsels dunklen Flor;
Wind wohl machte da Rumor.«

Offen warf ich nun die Schalter — flatternd kam herein ein alter
Stattlich großer schwarzer Rabe, wie aus heiliger Zeit hervor.
Machte keinerlei Verbeugung, keine kleinste Dankbezeugung,
Flog in edelmännischer Neigung zu dem Pallashaupt empor,
Grade über meiner Türe auf das Pallashaupt empor —
Sass — und stumm war's wie zuvor.

Doch das wichtige Gebahren dieses schwarzen Sonderbaren
Löste meines Geistes Trauer bald zu lächelndem Humor.
»Ob auch schäbig und geschoren, kommst du,« sprach ich, »unverföhren,
Niemand hat dich herbeschworen aus dem Land der Nacht hervor.
Tu mir kund, wie heißt du, Stolzer, aus Plutonischem Land hervor?«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

Daß er sprach so klar verständlich — ich erstaunte drob unendlich,
Kam die Antwort mir auch wenig sinnvoll und erklärend vor.
Denn noch nie war dies geschehen: Über seiner Türe stehen
Hat wohl keiner noch gesehen solchen Vogel je zuvor,
Über seiner Stubentüre auf der Büste je zuvor,
Mit dem Namen »Nie du Tor.«

Doch ich hört' in seinem Krächzen seine ganze Seele ächzen,
War auch kurz sein Wort und brachte er auch nichts als dieses vor.
Unbeweglich sah er nieder, rührte Kopf nicht noch Gefieder,
Und ich murrte, murrend wieder: »Wie ich Freund und Trost verlor,
Werd ich morgen ihn verlieren — wie ich alles schon verlor.«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

Seine schroff gesprochenen Laute klangen passend, daß mir graute,
»Aber«, sprach ich, »nein, er plappert nur sein einzig Können vor,
Das er einem Herrn entlauschte, dessen Pfad ein Unstern rauschte,
Bis er letzten Mut vertauschte gegen trüber Lieder Chor —
Bis er trostlos trauerklagte in verstörter Lieder Chor
Mit dem Kehrreim »Nie du Tor.«

Da der Rabe das bedrückte Herz zu Lächeln mir berückte
Rollte ich den Polsterstuhl zur Büste, Tür und Vogel vor,
Sank in Samtstulz, nachzusinnen, Traum mit Träumen zu verspinnen,
Über solchen Tiers Beginnen: was er wohl gewollt zuvor —
Was der alte finstergrimme Vogel wohl gewollt zuvor
Mit dem Krächzen »Nie du Tor«.

Saß, der Seele Brand beschwichtigend, keine Silbe an ihn richtend,
Seine Feueraugen wühlten mir das Innerste empor.
Saß und kam zu keinem Wissen, Herz und Hirn schien fortgerissen,
Lehnte meinen Kopf aufs Kissen lichtbegossen — das Lenor
Pressen sollte — lila Kissen, das nun nimmermehr Lenor
Pressen sollte wie zuvor!

Dann durchdrann, so schien's die schale Luft ein Duft aus Weihrauchschale
Edler Fngel, deren Schreiten rings vom Teppich klang empor.
»Narr!« so schrie ich, »Gott bescherte dir durch Engel das begehrte
Glück Vergessen: das entbehrte Ruhen, Ruhen vor Lenor!
Trink, oh trink das Glück: Vergessen der verlorenen Lenor!«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor!«

»Weiser!« rief ich, »sonder Zweifel Weiser! — ob nun Tier, ob Teufel —.
Ob dich Höllending die Hölle oder Wetter warf hervor,
Wer dich nun auch trostlos sandte oder trieb durch leere Lande
Hier in dies der Höll' verwandte Haus — sag, eh' ich dich verlor:
Gib's — oh gib's in Gilead Balsam? — sag mir's, eh ich dich verlor!«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

»Weiser!« rief ich, sonder Zweifel Weiser! — ob nun Tier ob Teufel. —
Schwör's beim Himmel uns zu Häupten — schwör's beim Gott, den ich erkor —
Schwör's der Seele so voll Grauen: soll dort fern in Edens Auen
Ich ein strahlend Mädchen schauen, die bei Engeln heißt Lenor —
Sie, die Himmlische, umarmen, die bei Engeln heißt Lenor?«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

»Sei dies Wort dein letztes, Rabe oder Feind! Zurück zum Grabe.
Fort! zurück in Plutons Nächtle!« schrie ich auf und fuhr empor.
»Laß mein Schweigen ungebrochen! Deine Lüge, frech gesprochen,
Hat mir weh das Herz durchstochen. — Fort, von deinem Thron hervor!«
Heb' dein Wort aus meinem Herzen — heb dich fort, vom Thron hervor!«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

Und der Rabe rührt sich nimmer, sitzt noch immer, sitzt noch immer
Auf der blassen Pallasbüste, die er sich zum Thron erkor.
Seine Augen träumen trunken wie Dämonen traumversunken,
Mir zu Füßen hingesunken droht sein Schatten tot empor.
Hebt aus diesem meine Seele jemals wieder sich empor? –
Niemals mehr – oh, nie du Tor!

GIOVANNIPASCOLI: DIE HETÄRE,
DEUTSCH VON BENNO GEIGER

O wie verlosch so frühen Morgens Myrrha,
die Vielgeliebte, da die geile Lampe
zugleich verlosch, erfahren viel und müde!
Doch füllte sie, mit des uralten Ölbaums
gepreßtem Fruchtsaft, Euenos noch einmal,
und auf dem Weg der Felder, in den Tempel
aus schmuckem Marmor, hing er ihre Lampe,
daß sie die Nächte Myrrhas überstrahlte,
umsonst: denn sie schlief endlich auch — und einsam.
Doch leise flog, mit dem Geräusch des Falters,
zu jener Helligkeit auf offner Straße
in der verhängten großen Stille brennend,
die Seele Myrrhas, unset auf der Suche
nach ihrem teuren Leib: um sie von neuem
vollkommen weiß zu schau'n, des Leibes Blume,
die bloß am Abend aufzublühen pflegte
und mit dem ersten Morgenrot sich gierig
und spröde schloß und ohne mehr zu duften.
Der Falter suchte jene tote Blume,
mit seinen Flügeln schwärmerisch des öftern
die Lampe streifend, Kupplerin der Liebschaft,
doch sah mit nichten er die teure Hülle
mit ihrem Balsam in dem Sarg verschlossen.

Da wollte sie, die Seele, noch nicht wandern,
nach Art der Seelen, die sich danach sehnen
davonzufiegen, als ein leichter Weihrauch,
dem Schicksal ist, im Schweben zu verduften.
Und des verhängten Weges kam mit einmal
ein froher Chor, mit ausgelöschten Fackeln,
von einem blühend jugendlichen Festmah!
Und Moschus zündete den Kien des Spanes
am Lampenlicht und las auf einer Stele:
Hier schläft im Schatten ihrer Lampe Myrrha
zum ersten Mal anjetzt und jetzt für immer.
Und rief: Ihr Freunde, das Geschick ist günstig!
Im Schlaf tut Myrrha sich genug — und einsam!
Ich bat den Liebesgott, daß er mich endlich
im Herzen Myrrha still begraben ließe:
der Tod erhört mich und ich bat die Liebe.

Kallias sprach: Sie spendete viel Honig,
der Biene gleich, und stach mit ihrem Stachel.
Es sprach Agathias: sie mengte Dornen
mit Liebesknospen, Gift mit süßen Feigen.
Und Phädrus sprach, der Greis: Laßt sein, ihr Spötter!
die Gute gab und tauschte Gold für Kupfer.
Und so verweilten sie, voll süßen Weines,
in der verhängten Einsamkeit des Weges.
Und schmeichelnd warf das Licht auf ihre Häupter
den Schatten eines morschen Rosenkranzes,
und vom Geruch der Fäulnis angezogen,
trieb dort vielleicht ein unsichtbarer Falter.
Sie zündeten nun einer nach dem andern
am Licht die Fackeln an. Der Auletride
rief zum Gesang mit seiner Doppelflöte,
ein buchsnes Werk, und im Geschimmer setzte
sich die Gesellschaft trollend in Bewegung.

Die Seele nicht. Sie blieb. Sie sah die Lichter
und den Gesang hin in die Ferne schwinden.
Sie war dem Dämon, der den toten Seelen
den feuchten Weg zum Hades lehrt, entkommen
und wußte nun, allein gelassen, nimmer
den Weg zu finden und verblieb zu Füßen
des eignen Grabs, im schwanken Schimmer ihrer
getreuen Lampe. Mitten in der tiefsten
Verlorenheit der Nacht, voll goldner Sterne,
vernahm sie plötzlich einen Schritt, ein Schluchzen,
daran sie deutlich Euenos erkannte.
Es hatte seinen süßen Schlaf verloren
seit vielen Nächten Euenos und wußte,
daß ihn die Freundin mit ins Grab genommen.
Und schloß im Schluchzen die versperrte Pforte
des schmucken Tempels auf, ergriff die Lampe,
trat ein. Geschickt, alsdann, schob er sein Messer
in das Gefüge des versteineten Sarges
und hob den Deckel, beide Kniee stemmend,
mit beiden Händen. Ungesehen schwebte,
verschreckten Fluges, hinter seinem Rücken,
von seinem Atem überschwirrt ein Schatten,
der Myrrha noch im Tod zu sehn beehrte.
Und sie ersahen, und jener ließ den Deckel

mit einem wilden Schrei herunter rasseln
auf seinen Schlaf und seine Lust, für immer.

Da floh die Seele, weit. Ein roter Gockel
sang seinen herben Hymnos an das Leben,
und sie befand sich im Bereich der Toten.
Nicht jeder ging den selben Weg des Todes,
weil sich die Wege, je nach dem verschieden,
in der verhängten Finsternis verstrahlten.
Ihr war er unbekannt. Doch viele Schaffen
im Schaffen kamen dort an ihr und gingen
vorüber: einige, von ihrem guten
Dämon geleitet, wie beglückt im Gange,
vergeblich andre, sich der Hand des Schicksals,
das sie beschwört, erwehrend. Ihrem Dämon
war sie jedoch seit Tagesfrist entkommen
und fremd war ihr der Weg. Sie hing sich also
an eine süße jungfräuliche Seele,
die sich im Gehr zur schönen Welt noch einmal
herumgewandt, sie nach dem Weg zu fragen.
Doch jene bebte schon am ganzen Leibe,
so wie der Schaffen einer jungen Espe,
und sprach: »Ich weiß ihn nicht!« und schwand im Nebel.

Und die Hetäre hing sich nun an eine
betrübte Seele, die mit beiden Händen
ihr süßes Tränenangeficht umfaßte,
weil sie, die Mutter, immer noch um ihrer
Geschöpfe willen litt, bis auch sie sagte:
»Ich weiß ihn nicht!« verschwindend in dem Nebel.
Und die Hetäre rieb sich an die Toten,
wie sie sich an die Lebenden gerieben:
doch nun umsonst. Und drüben war des Ekels
nicht wenig, wegen dieser nackten Seele,
die sich an allen Scheidewegen wälzte.

Die Seele lief des Euenos nun endlich
an ihr vorbei, zum Flusse des Vergessens
in ihrem Durst gewandt. Doch eine kannte
die andre nicht. Sie war ihr fremd geblieben.
Und Myrrha lief, sie nach dem Weg zu fragen,
zu jener schnellen unbekanntem Seele,
doch Euenos entgegnete: »Ich eile!«

Und schneller stürmte die verschreckte Seele

des Euenos, und eine Weile rannte die nackte Seele hinterdrein. In Bälde verschwand die Vordre, von dem Gischt verschlungen, und die Hetäre stand von neuem keuchend an einem Scheideweg. Und sie gewahrte dort ein Geflüster, leise wie von Küchlein, die noch im Innern ihrer Schalen girren. Ein Flüstern war es, das sie längst vernommen, entsetzt, in ihrem eignen Mutterleibe, das unterdrückt emporstieg, als sie drüben noch ihres Leibes schöne Blume pflegte, von keiner Falte je getrübt. Nun aber vernahm ein Flüstern Myrrha, die Hetäre. Sie drückte vorsichtig die hohen Gräser des Feldes nieder, auf dem Boden forschend, im Kranz der wilden unfruchtbaren Feigen. Und sie bemerkte zwischen den Narzissen und Asphodillen, zwischen Tod und Leben, gewisse dünne Schatten — die selbsteignen Geschöpfe, die sie nicht gewollt. Die hielten des bösen Schierlings Blüten in den Fingern und spielten mit den Grannen des Getreides zum Zeitvertreib. Und waren annoch zwischen dem Nichts gefangen und des Todes Schwelle. Und Myrrha nahte sich, doch die Geschöpfe, verkröpft und mildig, taten bei dem Anblick der Mutter einen Schrei, mit leisem Kehllaut, und, ihre Sträuße von sich werfend, schlossen sie mit den schleppend schlottrigen Gelenken entsetzt davon. Wie die Bastardenjungen von einer Hündin, auf durchnäßter Straße beim Schall von Schritten linkisch seitwärts stieben, so wischten scheu zur Seite die vertrieben, noch nicht gebornen Kinder vor der Mutter auf ihrem Absturz zu der Unterwelt.

Doch stand das bronzne Tor des großen Hauses dort nebenan. Und düster scholl der Vorraum von dem Gebrüll der Köter, unterirdisch. Auch schlüpfte bald der Schwarm der Kinder schauernd hinein, da sich die Mutter hinter ihnen in das unendlich Düstre mitversenkte.

ALEXANDER ALEXANDROWITSCH BLOCK: ZWEI GEDICHTE,
AUS DEM RUSSISCHEN VON REINHOLD VON WALTER

DER SPUCK

Die Frühlingsbächlein in der Gasse — der leeren,
Stürzen und murmeln, und das Mädchen lacht
Ein roter Zwerg will ihr den Durchgang wehren,
Er tanzt, er spritzt, er hat ihr Kleid ganz naß gemacht.

Das Mädchen hat Angst. Sie hüllt sich in ihr Tüchlein,
Der Abend ist nah. Die Sonne steht tief in dem Land.
Der Zwerg springt wie ein Ball in die Pfütze hinein,
Treibt lauter kleine Wellen mit der runzligen Hand.

Ein doppelter Widerschein blendet und lockt das Kind.
Hinter einem Hause verglimmt das Abendrot.
Ganz weit — hinten — flackert eine Laterne in dem Wind.
Gelächter. Spritzer. Tropfen. Ein rauchender Schlot.

Es ist, — als ob in der Ferne Stimmen erschallten . . .
Es tropft von den Dächern . . . jemand hustet irgendwo . . .
Als ob kalte, leblose Hände einander halten . . .
Die Augen sind ohne Glanz und scheinen nicht froh . . .

Wie schrecklich! Wie gruselig! Dort — an dem Gitter
Liegt sie — ein häßlicher, feuchter Fleck.
Die Nacht ist so kurz. Sie weint. Es ist bitter
Heimzugehn zur Mutter — vom Teufel befleckt.

Morgen. Wolken. Nebel. Zerbrochene Traufen.
In den Pfützen tanzt des Himmels blaues Einerlei.
Man hebt die Röcke, um über die Straße zu laufen.
Es plantschen die Soldaten: eins! zwei! eins! zwei!

In der Gasse, an dem Gitter reckt sich übers Kind
Ein Kopf, — der wackelt und murmelt so allerlei,
Der häßliche Gnom geht ans Werk geschwind:
Er wirft in das Bächlein die Schuhe: eins! zwei!

Die Schuhe — sie schwimmen von dem Wirbel gedreht,
Da überholt sie eine Kappe, und da — ein Sack . . .
Gelächter. Spritzer. Tropfen. Und dort — o seht! —
Schwimmen Hundeohren, ein Bart und ein roter Frack!

Das Mädchen erwacht — vom Traume noch trunken:
Es murmeln die Wellen . . . und alles ist vorbei . . .
Vor ihren Augen flimmern rot-blaue Funken.
Sonnenstrahlen. Wirbel. Wellen. Der Mai.

ICH ERWACHE . . .

Ich erwache — und Nebel liegt auf dem Feld,
Von meiner Warte blicke ich auf die Sonne hin.
Von keinem Wunsche ist mein Erwachen umstellt,
Wie das Mädchen, dem ich gehorsam bin.

Als ich über die Straße ging in sinkender Helle,
Sah ich ein Flämmchen blinken auf der Fensterbank . . .
Ein rosenrotes Mädchen stand auf ihrer Schwelle,
Und sie sagte mir: Du bist so schön und so schlank.

Lieben Leute, das ist die ganze Sache,
Es ist wirklich nichts besonderes, was ich will,
Kein Wunder, darüber ich mir Gedanken mache,
Vergeßt es nur, und seid alle ganz still . . .

GIOVANNI PAPINI: DER DÄMON SAGTE MIR . . . , EIN MÄRCHEN. AUS DEM ITALIENISCHEN VON ANDREAS VON MARSCHLINS

Ich sprach bisher mit dem Dämon nur fünfmal, aber unter allen heute Lebenden bin sicher ich es, der ihn am besten kennt und mit dem er am familiärsten ist. Er bezeigt mir — ich bin ohne falsche Scham etwas stolz darauf — eine wohlwollende Herablassung, die mich oft stark bewegt. Wenn ich mit ihm beisammen bin, hör ich ihm nur zu. Doch nein, ich täusche mich: ich hör ihm zu und schau ihn an. Wie mir der Dämon bisher erschien, ist er eine ungemein eindrucksvolle, gar nicht gewöhnliche Gestalt. Er ist sehr groß und sehr bleich: noch ziemlich jung, aber von jener Jugend, die zu viel gelebt hat und trauriger ist als das Alter. Sein ganz weißes und langes Gesicht hat Besonderes nichts als einen kleinen festgeschlossenen Mund und eine tiefe Falte von der Nasenwurzel senkrecht aufwärts in die Haare. Ich weiß nicht, von welcher Farbe seine Augen sind, denn ich habe sie nie auch nur für einen Augenblick ansehen können, auch die Farbe seines Haares weiß ich nicht, denn er trug darüber immer eine seidene Mütze, die er nie abnahm. Er trug sich schwarz und tadellos behandschuht.

Es ist in diesen Zeitläuften selten, daß er auf die Erde zu kommen sich entschließt. Eines Tages sagte er mir melancholisch: »Hinfort interessieren mich die Menschen nicht mehr. Man kauft sie für ein Geringes, aber sie werden immer weniger wert. Sie haben weder Mark, noch Seele, noch Atem: möglich, daß sie nicht einmal mehr hinreichend rotes Blut haben, um den üblichen Vertrag zu unterschreiben.«

Trotzdem kommt er, wenn er sich in seinem überfüllten Reich langweilt, manchmal zu uns. Allerdings merkt es keiner, denn die Menschen erkennen ihn nicht mehr und gehen an ihm vorbei, glauben, es wäre ihrer einer, lächeln und lüften den Hut mit einer ruhigen Sicherheit, die einem Angst macht. Aber ich spüre immer in der Luft die Bewegung seines Kommens und suche seine kostbare Gesellschaft gerne auf. Die Unterhaltung mit dem Dämon ist die profitabelste und angenehmste, die ich kenne, ist eine von denen, die einem die Welt verstehen machen, und besonders die Welt in uns, besser als alle die großen und kleinen Traktate, die man an der Heidelberger Universitätsbibliothek lesen kann.

Ich traf niemals ein nachsichtigeres Wesen als den Teufel. Er kennt die Schwächen, die Unehrlichkeiten, die Gemeinheiten und menschlichen Bestialitäten so vollkommen, daß nichts ihn erstaunt oder erregt. Er ist friedlich und lächelnd wie ein antiker Philosoph, und er kam mir christlicher vor als alle Christen auf der Welt. Er hat sogar dem vergeben, der ihn verdammt hat. Wenn er davon spricht, anerkennt er, daß der Allmächtige recht getan hatte, als er ihn aus dem Himmel stieß, denn ein König könne um sich nicht zu stolze und unbotmäßige Geschöpfe dulden. »Ich an seiner Stelle« — gestand er mir einmal — »hätte den Rebellen viel schrecklicher bestraft. Ich hätte ihn zur Untätigkeit, zur Unbeweglichkeit verurteilt. Statt dem war Gott zu mir sehr gnädig und gab mir das Mittel, die Karriere zu befolgen, zu der ich am besten geeignet war. Und heute, wo ich auch dessen müde bin, hab ich

mich über gar nichts zu beklagen, an der Brust der himmlischen Seeligkeit wäre meine Langweile vielleicht noch grösser.«

Er ist, sogar gegen die Menschen, von einer gewissen etwas ironischen Bonhomie, allerdings nicht ganz frei von überzeugter Verachtung, die zu verbergen ihm nicht immer glückt. Er ist dem Beruf nach der Quälgeist der Menschheit, aber eine lange Gewöhnung hat ihn weniger grausam und weniger schrecklich gemacht. Er ist nicht mehr das steifbehaarte Monstrum des Mittelalters, mit Schweiß und Hörnern, das die Jungfrauen in den Klöstern karessieren und die einsamen Fieber der Wüstenheiligen erregen ging. Er hat entschieden begriffen, daß die Versuchung vollkommen unnötig ist. Die Menschen sündigen von sich aus, natürlich und spontan, ohne daß Rufen und Locken nötig wäre. Er läßt sie in Frieden, und sie laufen ihm zu wie Wasser über den Abhang. Er sieht in ihnen auch nicht mehr zu besiegende Gegner, sondern gute und getreue Untertanen, bereit ihre Steuer zu zahlen, ohne sich bitten zu lassen. Daraus entstand ihm in letzter Zeit für uns andere ein gewisses Mitleid, welches die Verachtung nicht aufhebt, aber sie verschleiert und mildert. Darin bestärkte mich mein letztes Zusammensein mit ihm, wobei er mir eine Sache erklärte, die für die Suchenden unter uns ein gewisses Interesse haben dürfte.

Ich begegnete ihm in einer dieser einsamen Straßen außerhalb Florenz, zwischen grauen Mauern, über die Oliven hängen. Er schritt vor sich hin, in einem kleinen schwarzgebundenen Buche lesend, und lachte wie er nur zu lachen weiß. Ich war näher gekommen. Kaum sah er mich, so schloß er sein Buch, nahm mich unterm Arm und begann:

»Ich kenne das kleine Buch seit Jahrhunderten: es ist die Bibel, und ich lese von Zeit zu Zeit darin, um mich in gute Laune zu bringen. Die ich da lese, geht auf englisch, und ich habe bemerkt, daß das Englische sich wunderbar für das Alte Testament eignet, während ich das Italienische für das Neue vorziehe. Ich las gerade zum tausendstenmal die ersten Kapitel der Schöpfung, und Sie verstehen warum. Ich spiele da eine bedeutende Rolle und bin manchmal nicht nur stolz, sondern ein bischen eitel. Es macht mir Vergnügen, mich mit der schönen Schlangeⁿhaut bekleidet zu sehen, um den Baum gerollt wie auf den alten Stüchen, den schwärzlichen Kopf gegen den feuchten und nackten Leib der reizenden Eva gerichtet. Aber es ist wirklich schade, daß die Verführungsgeschichte von den dem Herrn dienenden Historikern so alteriert wurde. Nächstens einmal, wenn ich Zeit habe, will ich eine korrigierte Ausgabe der Bibel machen, und nicht nur korrigiert, auch vermehrt, denn die heiligen und frommen Schriftsteller hatten ein Widerstreben empfunden, meinen Namen zu oft zu schreiben und haben da einige meiner schönsten Unternehmungen im Dunkel gelassen.

Um auf die Versuchung zurückzukommen, mein lieber Freund, so ist in Wirklichkeit der biblische Bericht schamlos gefälscht. Ich habe das noch niemandem gesagt, aber Sie sind einer, dem man sagen kann, was sich noch kein Mensch denken konnte. Ich war im wirklichen Sinn des Wortes weder ein Versucher noch ein

Verführer. Als ich mich mit der Einladung an Eva wandte, hatte ich nicht die geringste Absicht, die Menschen in Ungnade fallen zu lassen. Meine einzige Absicht war Rache an Jehovah, der mich, wie ich glaubte, unwürdig behandelt hatte. Ich wollte ihm, mit einem Worte, Rivalen seiner Macht schaffen, und hatte deshalb gar keine Absicht zu lügen, als ich zu Eva sagte: ‚Esset von diesen Früchten und Ihr werdet Gott gleich werden‘.

Ich sagte, glauben Sie mir, nichts als die reine Wahrheit. Der verbotene Baum war in der Tat der Baum der Erkenntnis, nicht bloß des Guten und des Bösen, wie der Jude sagt, sondern des Wahren und des Falschen, des Sichtbaren und des Unsichtbaren, Himmels und der Erde. Und Sie wissen, lieber Freund, daß Wissen Macht ist und daß Gott sein genau bedeutet: das Wissen und die Macht besitzen. Ich wollte also die Menschen nicht täuschen, als ich Ihnen das Mittel der Gottgleichheit nannte. Mein Interesse war, daß es ihnen glückte, denn ich hoffte auf ihre Hilfe in der Wiedereroberung des Himmels.

Ich sehe in Ihren Augen, daß Sie mich etwas fragen wollen, und ich weiß auch was: wieso Adam und Eva trotz des Fruchtgenusses nicht Götter, ja sogar von ihrem Gotte aus dem schönen Garten gejagt wurden. Wenn Sie wollen, erkläre ich Ihnen dieses scheinbare Mysterium ganz kurz.

Eva merkte in ihrer Aufregung nicht, daß die Früchte des Baumes viele und vielerlei waren, sie hörte nicht, was ich ihr sagte: daß es nicht genüge, einige zu essen, sondern daß sie den ganzen Baum seiner Früchte berauben müßten – mit andern Worten, die vollkommene Kenntnis erwerben. Sie hatte nicht die Geistesgegenwart, nach der ersten Frucht sofort schnell an die andern zu gehen, so geschah es, daß Gott Zeit bekam, die Gefahr zu merken und sofort auf ewig zu exilieren. Hätten die Beiden alle Früchte des wunderbaren Baumes gegessen, der Große Alte hätte sie nicht mehr aus dem Paradiese jagen können. Sie wären Götter gegen Gott gewesen, und kein noch so flammend beschwerteter Engel hätte sie in die Flucht jagen können. Gott konnte sie bestrafen, weil sie nicht ganz und vollkommen gesündigt hatten. Die Erbsünde wurde bestraft, weil sie halb war. So war es dann eben immer auf der Erde, und ich brauche Sie nicht an die Geschichte von Alexander und dem Seeräuber zum so und so oft Male zu erinnern, um Ihnen zu demonstrieren, daß ein Verbrechen bestraft wird, wenn es leicht und übertrieben, und belohnt wird, wenn es groß ist.

Der Mensch verlor in diesen fernen Tagen eine glänzende Gelegenheit Gott zu werden, und ich verlor eine meiner Chancen, in den Himmel zurückzukehren. Aber ich glaube, mein vortrefflicher Freund, und ich sage es Ihnen, obzwar ihr andern Menschen den Ratschlägen des Dämons keinen Glauben schenkt, ich glaube, ihr habt noch Zeit, mit den Früchten des Baumes fertig zu werden, ihr habt noch Zeit, Götter zu werden. Ihr erinnert euch nicht mehr der Straße nach dem irdischen Paradies, aber ich weiß, ein paar Samenkörner jenes Baumes sind davongekommen und bereits voller Leben. Ihr müßt sie in euren Wäldern suchen, pflegen, bis sie wieder ihre Früchte geben. Dann – glaubt an euren alten Freund, den Dämon,

den eifersüchtige Diener euch als euren Gegner einreden wollen – dann könnt ihr nach Belieben davon essen, bis zur Sättigung, und mein Versprechen wird erfüllt sein.

Wie den Baum erkennen? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Höherer Befehl verbietet mir das. Ihr müßt die Spur selber suchen, mit Geduld und Ausdauer. Und gebt mir gleich Nachricht, wenn ihr ihn gefunden habt, denn dann wird meine Mission erfüllt sein und der liebe Gott ruft mich vielleicht zu sich.◀

Die Stimme des Dämons klang etwas melancholisch. Die Falte auf seiner Stirn erschien mir noch dunkler. Er stand eine Weile still, wie von einem Gedanken erfaßt, und ging dann ruhig weiter, nach den Sternen schauend, die im bleichen Morgendämmer zu zittern begannen. ~

FANZ BLEI: SZENEN AUS CARL STERNHEIM'S DON JUAN

(Auf der Höhe des Giraldo.)

DON JUAN:

Ich weiß nicht was ich will. Weißt du es, Sternheim?
Nein, sprich nicht. Mißdeutend sind die Worte immer,
mißführend unsern Schritt. Und unser Herz
kommt aus dem Takt, den ihm die Gottheit schlägt,
die Eingeborene, vernimmt es Worte. Worte!
O Fülle du, in meine Brust gezwungen!
O Weite du, in meinen Blick versenkt!
Die Kraft in meinem Arm für Schwerstes ist
zu schwach für Leichtes, das getragen sein will.
Ja, Fäuste stark, ein Felstor einzuschlagen,
und Willen gegen eine ganze Welt —
wird schwach und nichtig, steht ein Kind vor mir,
das scheue Augen hat und bebzt und zittert.
Was zitterst du? Macht dich die Aussicht schwindeln?
Skandier ich falsch was du mich sagen läßt?

STERNHEIM:

Mich schaudert. Nie war ein Mensch wie du, Don Juan.
Sagst ich ein Mensch? Ein Gott! Du bist unglaublich.

DON JUAN:

Ich weiß, ich hab dich gut erfunden, Lieber.
So ganz lebendig dich erfunden, Lieber,
daß Meisterstück und Meister sich in dir
verwechseln, Eines sind und unzertrennbar.
Höchst sonderbarer Schatten du des Leibes,
Gedanken-, Bilderfüllter Schatten du
des Leibes, meines Leibes, dieses Leibes . . .
Dieses? Meines? Bin ich denn noch? Bist du,
den ich erfand, nicht ich? Bin ich nicht du?
Ein Zeichen! daß ich dir entfliehen kann,
du Leben meines Lebens, Blut von meinem!
Ein Zeichen, das mich aus dem Dichter reißt,
den ich aus mir erfand als meine Grenze,
als meines grenzenlosen Lebens Friedung,
in Stunden ohne Tat von mir befohlen. — —
Das Zeichen! Dort! Dort drüben überm Fluß,
das Taschentuch! Marias Taschentuch!
(und springt über die Brüstung den Turm hinunter)

STERNHEIM (wortlos):
Matkowski.. Matkowski...

(Marktplatz unter dem Giraldo.)

COELESTINA:

Achja, Gevatterin, man hat viel Geläufe, anständig durchs Leben zu kommen, daß man das Himmelreich nicht versäumt. Und gar erst in Zeiten, wo die Mädchen meistens schon entjungfert aus dem Mutterleib springen, da muß eine ehrliche Person wie unsereiner die Augen offen halten. Habt Ihr nichts Neues für meine Liste?

EINE HÖKERIN:

Des Schusters Pedrillo in der Kurzen Gasse Jüngste ist heut morgen mit einem Mädchen niedergekommen.

COELESTINA (notierend):

Pedrillo Kurze Gasse, jaja, der hat ein gesegnetes Familienleben mit seinen drei Töchtern. Ich sag es immer: wär das gemeine Volk nicht, man wüßte nicht was den Herrn zum Nachtmahl servieren und müßt ein ander Handwerk anfangen. — Sonst noch was? Ist's mein Herr nicht, so ist es ein ander.

EINE ANDERE HÖKERIN:

Euer Herr wird denen schon nichts übrig lassen.

COELESTINA:

Meint Ihr? Denkt Ihr? Ja, das war einmal! War eine Zeit, da konnt er's kaum erwarten, daß ich den Dingerchen die Rotnasen pußte. Er fraß sie ungepußt und ungeschält wie ein Bauernkerl die Zwiebel. Und heut? Ich bring ihm das Beste, daß einem Andern das Wasser aus den Augen tritt, er, was tut er? hört, schaut nicht hin, starrt und sagt: pack dich! oder: wer spielt mit lahmen Pferden! Als ob meine Pferdchen, haben sie einmal nachts den Sattel oben, nicht wollfen, es möge niemals tagen.

DIE HÖKERIN:

Der ist verliebt.

COELESTINA:

Verrückt sag lieber.

DIE HÖKERIN:

Ist dasselbe.

EINE ANDERE:

Oder hat's in den Knochen.

RIPIO (kommt hinzu):

Immer noch nicht verbrannt, Schwesterchen?

COBLESTINA:

Bin keines Langfingers Schwesterchen. Ach du bist es, Ripio, meiner lieben Freundin Dolores, Gott hab sie selig, Sohn! War eine mutige Frau, deine Mutter, schnitt des Nachts den Gehenkten die Finger ab wie keine. Und als wir miteinander im Kittchen saßen

DON JUAN (fällt von oben mitten unter die Weiber, springt auf und läuft davon),

DIE HÖKERIN:

Mein Jesus!

EINE ANDERE:

Es regnet Menschen! Ein Wunder!

COELESTINA:

Hol mich der Böse, das war mein Herr!

STERNHEIM (tritt aus der Turmtür auf Ripio zu, der den Mund offen dem davoneilenden Don Juan nachschaut):

Da gaffst du als der rechte gesunde Menschenverstand und staunst, was der Gedanke für linke Beine hat. Schaust du ihm noch lang so blöde nach, so bringst du's zu Wege, seinen Lauf zu hemmen. Troll dich und schau zur Erde, daß du nicht in die Pfützen trittst.

(Nachts in einer dunklen schmalen Gasse. Vor einer Tür, aus der Licht fällt, ein Mädchen.)

DON JUAN (kommt):

Hinunter zum ganz Gemeinen. Das Gesicht in die Erde graben, um nicht zu schreien. Erde in den Mund, um nicht zu schreien. Die verlorene Kreatur ist nah bei Gott, denn sie hat sein Erbarmen. (Er bleibt stehen, stützt seine Hand an die Mauer). Da schwankt der Boden.

DAS MÄDCHEN (tritt näher):

Kommst du zu mir?

DON JUAN:

Wo sonst hin, du, als zu der Mutter... Wo sonst hin als zu dir? Endlich fand ich dich, nach so vieler Tage Suchen... die Straße liegt versteckt... (und drückt das Mädchen an sich). Das ist der Himmel, den ich endlich fand durch Höllenwege! Geliebte!

DAS MÄDCHEN:

Komm doch ins Haus, du Wilder.

DON JUAN:

Laß die Sterne über uns sein... Himmelsbildnis du — o weiches Wellenfließen deiner Brüste über all das Brennende! Du kühler Hals —

DAS MÄDCHEN:

Laß — du tußt mir weh.

DON JUAN:

Nicht dir, nicht dir, du bist ja mitleidsvoll und gut.

DAS MÄDCHEN:

Zu Hilfe! Er erdrosselt mich! <röchelt> zu Hilfe... Bestie...

DON JUAN:

Gut bist du, ja. Doch sei auch zärtlich, nicht so kühl. Liegst mir im Arm und rührst dich nicht. Küß mich doch, küß mich! Wie schlecht kennst du dein Gewerbe, und ich bin jung, fühl doch den Arm, du Fühllose.

DAS MÄDCHEN <entgleitet leblos Don Juans Armen auf die Erde>.

DON JUAN <sehr erstaunt>:

Wie denn? Ich hab das kleine Kerzenlicht mit meinem Brand erstickt? Verlösch?

STERNHEIM <kommt von der andern Seite der Gasse her>.

DON JUAN <auf ihn zu>:

Fort! Fort! Nimm schnell ein Pferd und flieh! Du hast dies Weib erdrosselt, Carlo! <und zieht ihn fort>.

<Vorstellung beim nordischen Zauberer. Ein enger gedrückter Raum. In der Orchesterloge Don Juan und Sternheim.>

DER ZAUBERER:

Das Neuartige meiner Zauberkunststücke besteht darin, daß ich was man mir heraufreicht in diesem Mörser kleinstampfe, den Herrschaften zurückgebe und diese das von mir Kleingestampfte entzückender finden als es vorher war, ja oft es überhaupt erst bemerken. Mein Mörser bekommt alles nicht nur klein, sondern er macht es auch so differenziert in seinen Teilen, daß – gerade wird mir, danke bestens, ein Herz heraufgereicht. Ich nehme es mit dieser Pinzette –

DON JUAN <rufft>:

Das Herz ist ja aus Wolle.

DER ZAUBERER:

Und lege es in den Mörser. Nun zerstampfe ich.

DON JUAN:

Der Mann muß Apotheker gewesen sein, mit dem Mörser versteht er umzugehen. Sehr geschickt!

DER ZAUBERER:

Ich leere den Mörser nun, und es fallen eins, zwei, drei... fünfzehn Stücke Herz, alle untereinander verschieden, aber immer Herz, heraus. Hier, mein Fräulein, bitte und sagen sie selbst.

DAS FRÄULEIN:

Ich fühle mich gewissermaßen herrlich kompliziert und fünfzehnmal begehrt als zuvor... himmlisch!

- DON JUAN (lauter):
Das Herz war ja ein Strickstrumpf! (aber der Beifall ist so laut, daß niemand auf Don Juan hört.)
- DER ZAUBERER:
Der Herr hier ist so freundlich, mir sein Gehirn zu geben.
- DON JUAN (leise, fast traurig):
Aus Papier ist ja das Ding. Wie ekelhaft.
- STERNHEIM:
Merkst du denn nicht, daß sie alle das wissen, der droben und die unten?
- DON JUAN:
Wozu dann?
- STERNHEIM:
Aber sie lügen ja nicht! Sie sind fest überzeugt, der Wollstrumpf sei ein Herz, Papier Gehirn.
- DER ZAUBERER (hat unterdessen wie vorhin das Herz so das Gehirn bearbeitet und gibt es dem Herrn zurück):
Was sagen Sie?
- DER HERR:
Fabelhaft! Nie vorbesessene, besonders kritische Fähigkeiten werden in mir lebendig. Ich werde über ihre Zaubervorstellung eine glänzende Rezension schreiben. Fabelhaft!
- DON JUAN:
Gehen wir.
- STERNHEIM:
Es ist schlechte Luft im Saal.
- DON JUAN:
Wart noch. Eins zuvor (und wirft seinen Degen auf die Bühne).
Zerbrich den Stahl, wenn du's vermagst, nimm Hammer,
nimm Meisel, alles was du haßt und schlage,
zerfeile zu Spähnen die Klinge, wenn du's kannst,
du Pillendreher, Greisenschwatz und Bosheit!
- DER ZAUBERER (mit einem Blick auf den Degen lächelnd):
Ich kenne die Dinger. Wie ich klein war, habe ich damit gefochten. Sie sind aus Holz. (Zum Diener): Brings dem Herrn zurück. Holz zu zerstampfen ist nicht meine Kunst und keine. (Stürmischer Beifall, wobei ein Herr beim Händeklatschen von der Gallerie herunterfällt, wie ein Theaterzettel, ohne Schaden anzurichten).
- DON JUAN (hat längst die Loge verlassen und)
- STERNHEIM (verschwand hinter ihm wie in ihn).

⟨Theaterbühne. Nach der Probe der Tragödie Don Juan.⟩

DER SCHAUSPIELER:

Nun, verehrter Meister, wie sind Sie mit meiner Auffassung zufrieden?
Hab ich nicht einen Don Schuan hingelegt, der sich — wie?

STERNHEIM:

Gewiß, werter Herr und Freund, Sie haben sich wie immer, selbst über-
troffen. Vielleicht nur eine Nuance. Sie nahmen den Mann zu leicht. Sie
lächelten, ich möchte sagen, Sie feixten zu viel.

DER SCHAUSPIELER:

Das kommt alles bei der Aufführung, ich kenne mich. Und gar bei der
Rolle! Die liegt mir wie keine.

STERNHEIM:

Die Rolle?

DER SCHAUSPIELER:

Die Weiber im Parket werden quietschen vor Lust, sage ich Ihnen.

STERNHEIM:

Aber nein, der Mensch ist ja den Frauen furchtbar! Ich kenne ihn doch.

DER SCHAUSPIELER:

Haben Sie mich in Blumenthals Märchenspiel gesehen? Das Stück ist
natürlich ein Blödsinn, aber ich habe da eine Rolle, in Trikots, und wissen
Sie, ich spiele einen Don Schuan mit den Schenkeln — haben Sie nicht gemerkt?

STERNHEIM:

Ja, und ich muß sagen, Sie denken den Menschen auch und etwas zu sehr
mit den Schenkeln. Mein Freund Juan ist gar nicht so. Es ist überhaupt
ein sehr merkwürdiger Mensch. Er ist der merkwürdigste Mensch, der
mir je vorgekommen ist. Wir waren gestern zusammen bei dem nordischen
Zauberer-

DER SCHAUSPIELER:

Wie?

STERNHEIM:

Mißverstehen Sie mich nicht. Don Juan und ich, wir waren gestern bei
dem Zauberer. —

DER SCHAUSPIELER:

Sie sollten sich wegen der Premiere nicht so aufregen. Wo ich die Haupt-
rolle gespielt habe, ist noch nie ein Stück durchgefallen.

STERNHEIM:

Oh, meinen Sie das? Ich bin nur um meinen Freund besorgt. Ich habe
die Aufführung ganz gegen Don Juans Willen veranlaßt und da — Sie
verstehen, nicht wahr?

DER SCHAUSPIELER:

Vollkommen, verehrter Meister. Nur: keine Aufregung und ruhig Blut. Es war mir höchst ehrenvoll, vom Dichter selbst so bedeutsame Winke für meine Darstellung bekommen zu haben.

STERNHEIM:

Guten Tag (und entfernt sich rasch).

DER DIREKTOR (kommt auf die Bühne):

Wenn wir dieses Trauerstück nicht auf ein Drittel zusammenstreichen, daß eine einaktige Posse daraus wird, läßt uns morgen das Publikum nach dem ersten Akt nicht weiterspielen und wird tobsüchtig.

DER SCHAUSPIELER:

Der Herr Dichter ist das heute schon. Vollkommen meschugge.

(Sonntagmorgen. Don Juan geht langsam durch den Wald.)

DON JUAN:

Wie ein Aufwachen am Morgen ist das, als Kind, und die Freude plötzlich: es ist ein Feiertag! Sei ruhig mein Herz und hör die Vögel und die kleinen Glocken in der Ferne. Sei ruhig, mein Herz. — Wie ist die Welt so blankgeputzt!

EIN POSTBEAMTER (kommt von der andern Seite).

DON JUAN:

Ist die Welt nicht wie blankgeputzt, Lieber?

DER POSTBEAMTE:

Ich habe gerade ein Gedicht darauf gemacht, das siebente seit einer Stunde.

DON JUAN:

Schau, schau.

DER POSTBEAMTE:

Wenn man so spazierend die Liebespaare hinter allen Büschen liegen weiß und ein fühlendes Herz für die Frau im Busen schlagen hat, da

DON JUAN:

Muß sich die Poesie wohl gewaltig in den Griffel drängen, ja, ja.

DER POSTBEAMTE:

Sie meinen, weil ich ein Postbeamter scheine? Ich bin aber was ich des Sonntags bin, ein Dichter und ein Don Juan (und geht ab).

DON JUAN (setzt sich auf einen gefällten Baum):

Die Menschen wissen nicht, was Schweres sie sich aufbürden, daß sie einen unsterblich machen. Das Vergessen wäre ihnen ein Segen.

STERNHEIM (kommt durch den Wald, langsam, setzt sich auf den Baumstamm, wirft in Gedanken kleine Steinchen vor sich hin).

DON JUAN:

Wo sah ich das Gesicht? Es gleicht dem meines liebsten Sohnes...

STERNHEIM:

Wie viele Tage und Nächte sind es, daß der Himmel verschlossen ist?
Wie die Tore zufließen! Wie das dröhnte! Noch bin ich ganz erschüttert.
Bitten öffnen sie nicht, Tränen öffnen sie nicht. Nur ein Opfer. Ein Opfer
mit Schmerzen dargebracht aus dem Tiefsten.

DON JUAN (leise):

Ist die Welt nicht schön, Lieber, wie blankgeputzt?

STERNHEIM (bemerkt den Don Juan erst jetzt):

Die Welt ist immer so, nur wir — wir haben nicht immer die Kraft zu
ihrer Schönheit. Das macht uns traurig und dann scheint's auch die Welt.
(Er steht auf.)

DON JUAN (erhebt sich):

Sahen wir uns nicht schon einmal?

STERNHEIM (blickt ihn an):

Nicht daß ich wüßte.

DON JUAN:

Verzeihen Sie, ja, nun merk ich's auch. Es war nur eine Ähnlichkeit, die
mich täuschte. Oder ein Gefühl, das mich zu Ihnen hinzog, und wünschte,
ich kenne Sie.

STERNHEIM:

Das kommt vor. Guten Morgen (und geht).

DON JUAN:

Guten Morgen, Lieber ... Ein sonderbarer Mensch.

(Auf der großen Terrasse von Bellemaison.)

HIPPOLYT.

Die Melancholie der Künstler ist unergründlich und ist die ewige Melan-
cholie der reinen Seele. Sie ist das Zeichen, an dem man den Künstler erkennt.

ROBERT GOURNAY.

Und an der Scheu vor dem Wort, vor der Form. Das Wort tut dem
Herzen weh, weil es nicht vom Herzen kommt, wo alles Schweigen ist.

OTTO VRIESLANDER:

Und doch schuf Gott erst die Form und dann gab er ihr eine Seele.

STERNHEIM:

Das ist Menschenauslegung. Es heißt aber: im Anfang war das Wort.
Das heißt: der Begriff, die Idee. Daß sie eine Form hat von Anfang an ist
selbstverständlich.

HIPPOLYT:

Und werden die Ideen, wie in den Dichtern, aktiv, so sind es Leidenschaften, die Helden der Dramen. Allein und nur die Kunst rechtfertigt den ganzen Menschen und alles im Menschen, auch seine Laster.

ROBERT GOURNAY:

Für den Künstler hat das Leben keinen Sinn, in dem es ganz den seinen hat.

STERNHEIM:

Es ist seine Illusion, aus dem Schmerz die Freude zu gestalten. Alles unser Werk kommt aus dem Schmerz, er ist das immer bleibende Antlitz der Erde. Das Lachen wechselt mit den Festen. Was die Freude gebiert vergeht mit dem Lachen.

HIPPOLYT:

Da kommen die Frauen mit den Kindern.

THEA (kommt mit Maria und Gitta und mit Sibylla, Peter, Klaus die Treppe herauf):

Die Dichter sind doch schreckliche Männer, nicht Maria?

MARIA (geht auf Hippolyt zu und gibt ihm die Hand).

DIE KINDER (schmücken den Tisch mit Blumen und springen ins Haus, Vrieslander folgt ihnen; man hört ihn bald darauf die Präludien von Chopin spielen. Schweigen. Vor der Terrasse gehen Freiherr von Gebssattel und Reinhold von Walter im Gespräch vorbei.)

HEYMEL (reitet an der Terrasse vor, springt ab, der Diener führt das Pferd weg. Lustig):

Die andern sind noch im Feld. Ich kam voraus. Doch nicht zu früh?

STERNHEIM (ihm entgegen):

Willkommen. (Leise Begrüßung, da alles der Musik horcht. Es ist dunkel geworden. Sternheim und Hippolyt stehen vorne an der Brüstung allein.)

STERNHEIM:

Da! (und deutet auf einen weißen, mageren Gaul, der seinen hageren Reiter langsamen Schrittes die Straße vorbei in den dunklen Tann trägt.)
Der Manchaner!

HIPPOLYT (legt ihm die Hand auf die Schulter):

Lieber Freund. ~

PAUL ERNST: DIE LIEBE DES FLIBUSTIERFUHRERS. EINE ERZÄHLUNG

Im Jahre siebzehnhundert war an einem nebeligen und kalten Herbstabend in London in der niedrigen holzgetäfelten guten Stube des alten Wirtshauses zum Anker eine kleine Gesellschaft von Kapitänen und Reedern versammelt. Die Männer tranken einen schweren Südwein aus großen Gläsern, priemten und spuckten. Das Gespräch war nach manchen verschiedenartigen Erzählungen auf das damals in diesen Kreisen unerschöpfliche Thema der Flibustier gekommen, die im Golf von Mexiko die merkwürdigsten Taten gegen die Spanier vollführt hatten. Einer der älteren Kapitäne hatte in seinen jungen Jahren noch unter Monbars gedient. Er hatte erzählt, wie Monbars in einem kleinen offenen Ruderboot mit zwölf Mann sich an eine spanische Fregatte gehakt, an Bord geklettert war und sich mit seinen Leuten durch die spanischen Soldaten mit dem Säbel durchgeschlagen, von vorn bis hinten und dann wieder zurück, und wie er immer ausrief, während die Spanier vor ihm fielen: »Und das muß ich tun, der so ein weiches Herz hat.« »Wie die Hammel vor dem Hund drängten sie sich«, erzählte er.

Ein alter weißhaarer Reeder mit ausrasiertem Kinn sagte mit gespielter Gleichgültigkeit: »Ich habe gestern mit Morgan zusammen auf einer Bank gesessen und habe ihm Schwamm für seine Pfeife gegeben.« Die Männer lachten. Er wiederholte unerschütterlich: »Ich habe ihm Schwamm gegeben.« Dann erzählte er.

»Wie ein alter Affe sah er aus, dem man die Haut im Gesicht abgezogen hat und schwarze Pflaster auf die Augen geklebt.« Einige behaupteten, daß man als Letztes von ihm gehört habe, vor langen Jahren, wie er nach England hätte zurückfahren wollen, daß die Matrosen ihn erkannt hätten, unter denen alte Flibustier waren, und nachts in seine Kajüte gekommen wären, ob die Geschichte gelogen war, wußte man nicht, aber er sollte auf der Tonne gesessen haben mit den Edelsteinen und dem Gold, das er den Flibustiern nach der Einnahme von Panama gestohlen hatte, und um ihn standen sechs Tonnen mit Pulver, und in die eine klopfte er seine brennende Pfeife aus. Der alte Kasten war in die Luft geflogen, und so hatte wohl Keiner Zeit gehabt, Einem die Geschichte zu erzählen. Aber die Seeleute denken, ein starker Glaube gehört zu ihrem Geschäft. »Der Bart wird ihm wohl damals versengt sein«, meinte der alte Reeder. »Man konnte seine zweiunddreißig Zähne hübsch zählen, sie waren alle da und weiß wie Elfenbein, und von der Nase waren ihm nur die Löcher geblieben, durch die konnte man ihm in den Rachen hineinschauen.« Ein junger Kerl meinte lachend, es gebe wohl so eine Art Liebe, die Einen so zurichten könne. Der alte Flibustier sah ihn strafend an und sagte: »Wenn wir so etwas hatten, da fraßen wir vier Wochen lang Schildkrötenfleisch, dann waren wir wieder wie eine Stange Silber.«

Der Reeder fuhr fort: »Er hatte einen schmutzigen alten Juden als Führer, der trag keine Hosen unter dem Kalfan, die haarigen Beine staken ihm unten heraus. Aber er sorgte für ihn wie die Amme für das Kind: »Hier ist ein Steinchen, da ist ein Klötzchen, da kommen eine Herrschaft.« Die andern lachten.

Im Hause des Reeders wohnte im Oberstock eine alte spanische Amerikanerin aus Panama, die etwas wirr war im Kopf. Sie war gelb wie eine Zitrone und hatte einen Schnurrbart wie ein Ungar, aber zwei Augen rollten ihr im Gesicht wie zwei glühende Kohlen, und eine Stimme hatte sie wie eine Geige, wenn sie sang. Und sie sang sehr viel, daß man sich wundern mußte, wie sie es aushielt. Es wollte kein Dienstmädchen bei ihr bleiben, weil sie ihnen immer Stechnadeln in den Arm steckte, wenn sie ihre spanischen Worte nicht verstanden. Die kam zufällig an der Bank vorbei. Sie sang ein Liebeslied:

Por un soto verde y umbroso
Se salió Amor paseando,
De los amantes quejoso,
Porque su fuego amoroso
Trataban los mas burlando.

Der Blinde stand auf und zitterte, die holländische Tonpfeife fiel aus seinen nackten Zähnen und zerbrach auf der Erde, und er sang den zweiten Vers, krächzend und heulend, weil ihm Nase und Lippen fehlten:

Y como yo pude verle
En parte do no me via,
Determiné responderle
A las quejas que traia,
Solo por entretenerle.

Die wahnsinnige Alte sah in an, dann hielt sie den Fächer vor das Gesicht und warf ihm unter ihren grauen Haaren über den Fächer hin kichernd einen schmach- tenden Blick zu. Dann nahm sie ihr Mädchen am Arm und zog sie eilig fort, sah sich noch einmal lachend um und sang:

Y una respuesta buscando,
Que á la de Eco pareciese,
A lo que iba preguntando
Le respondi, procurando
Que esto solo de mi oyese:
Yo soy ese.

Der Reeder fuhr fort, daß er dem Juden zwei Schillinge gegeben habe, damit er ihm alles erzähle. Dieses ist nun die Erzählung des Juden:

»Ich bin in Czenstochau geboren und lebte bis zu meinem fünfzehnten Jahre bei meinem Vater, der einen großen Handel mit Lumpen und altem Eisen hatte. Damals hörte ich zum ersten Male über die Flibustier von einem deutschen Hand- werksburschen, der bei uns auf dem Boden nächtigte, und es fiel mir gleich in den Sinn, daß sich mit denen ein Geschäft machen ließ. Denn auf ihren Raubzügen nehmen sie außer dem baren Geld nur Ware mit, die leicht zu versilbern ist, namentlich Edelsteine und Schmuck, und wenn sie von einer Fahrt zurückkommen,

so ruhen sie nicht eher, bis sie alles verpraßt haben. Deshalb machte ich mich an einige hübsche Mädchen und versprach ihnen reiche Männer, wenn wir drüben wären, zog mit denen nach Amsterdam, unter großen Geldkosten, nahm in Amsterdam noch eine Anzahl Fässer mit feinen Likören und schweren Weinen mit und begab mich auf ein Schiff, das auf Cuba heimlich Kakao holen wollte. Meine Frauenzimmer machten auf dem Schiff einen greulichen Spektakel, wie sie merkten, worauf es abgesehen war, aber der Kapitän war ein anständiger Mann und stand auf meiner Seite, denn so ein hundert Gulden hatte mich jedes Mädchen schon gekostet. Er sagte mir freilich gleich voraus, daß ich bei den Flibustiern mit der Ware nichts verdienen würde. Wie wir auf der Höhe der Schildkröteninsel waren, traf uns ein Flibustierboot. Der Kapitän zog die spanische Flagge nieder, unter der wir bis dahin in diesen Gewässern gesegelt waren, und hißte die holländische, die Flibustier kamen aber doch an Bord. Sie hatten nichts an wie Hose, Hemd und Hut und kletterten wie die Eichhörnchen an den glatten Planken hoch. Sie hatten ungeheuer große Büchslinten in der Hand, und wie sie oben waren, nahm jeder gleich einen Mann aufs Korn. Wie sie sahen, daß wir wirklich Holländer waren, beruhigten sie sich. Mich warfen sie gleich in ihr Boot, wie ich gesagt hatte, daß ich zu ihnen wollte, ich dachte, ich hätte alle Rippen zerbrochen. Dann warfen sie meine Fässer hinterher und brachten auch die drei Mädchen mit. Es schien, daß die drei Stärksten sie sich genommen hatten, mich fragten sie gar nicht. Die Drei stellten sich vor sie hin mit ihren Flinten und sagten: »Was ihr vorher getan habt, das geht uns nichts an, wenn jetzt etwas passiert, dann haben wir unsere Büchse. Nun seid Ihr unsere Frauen und müßt unsere Hemden waschen.« Dann wurde fortgerudert, und ich mußte mit rudern, und wie ich ohnmächtig wurde, da band einer seinen Gürtelriemen ab und schlug mich, daß mir das Blut den Rücken herunterlief. Da bin ich nicht wieder ohnmächtig geworden, aber ich habe mir beinahe die Zunge durchgebissen. Ich sagte ihnen, sie sollten mir wenigstens etwas für die Jungfernschaft der drei Mädchen geben, aber sie lachten und sagten, aus der Jungfernschaft machten sie sich nichts. Sie setzten uns auf der Schildkröteninsel ab, ich ging zu dem Gouverneur Seiner Majestät des Königs von England, er erlaubte mir meinen Handel. Ich bekam meistens Goldstaub, den ich in einer Schweinsblase hielt. Man konnte alles offen liegen lassen, es wurde nichts gestohlen. Es waren wenig Flibustier da, denn Morgan machte gerade seinen berühmten Zug, von dem ich nun erzählen will. Wie die Nachricht kam, daß er Cartagena geplündert hatte, wurden alle wütend, die auf der Schildkröteninsel waren, denn da hatte es große Beute gegeben, sie schoben ihre Boote in die See und wollten zu ihm rudern, denn es wurde auch schon von Panama gesprochen. Mir redeten sie zu, ich sollte mitkommen, und da war etwas zu holen, und damals war ich so mutig geworden, daß ich mir aus dem Leben gar nichts mehr machte, denn ich dachte: einmal muß ich doch sterben. Zwei in unserem Boot mußten immer schöpfen, denn das Wasser floß immer oben hinein, weil die Wogen hoch gingen, aber die Flibustier ruderten in ihrer Wut immer zu. Wir brauchten fünf Tage bis zu dem

Fort San Lorenzo an der Mündung des Chagro, das Morgan erobert hatte. In der Zeit aßen wir nur Zwiebäcke, die vom Wasser aufgeweicht waren, denn es war nichts trocken zu halten im Boot, und ich hatte zwei Fässer guten Brantwein mit, dadurch kamen die Flibustier sehr in Schulden bei mir, denn sie mußten alle zusammen bürgen, damit ich keinen Schaden hatte an den Todten. Wie wir kamen, hielt Morgan gerade Musterung, er nahm dreizehnhundert Mann mit nach Panama, wie wir in unsere Boote stiegen, brachten wir ein Hoch auf den König von England aus und auf Morgan, aber bei Morgan schrien sie lauter. Wir mußten den Chagro aufwärts rudern, aber wir hatten so wenig Platz in den Fregatten, daß wir uns nicht einmal setzen konnten. Da wurden wir sehr müde. So kamen wie am ersten Tage bis Rio de los Bracos, da wollten wir uns etwas zu essen holen, denn wir hatten nichts mitnehmen können. Aber die Spanier, die da wohnten, hatten alles Korn abgeschnitten und das Vieh fortgetrieben, und die Häuser waren ganz leer. Wir schliefen wenigstens in den Häusern auf den Fußboden, aber zu essen gab es gar nichts, so stopfte sich jeder eine Pfeife Tabak. Ich hatte noch ein kleines Fäßchen Brantwein, das verkaufte ich, das Gläschen für eine Unze Gold, auf Kredit, da wurde ich ein reicher Mann, denn die Flibustier bezahlten immer ehrlich, nur meine Mädchen hatten sie mir ohne Geld abgenommen, denn sie sagten: man darf mit rotem oder schwarzem Menschenfleisch handeln, denn das ist von Gott dazu geschaffen, daß wir es brauchen, aber mit weißem Menschenfleisch zu handeln ist Sünde. Am zweiten Tage ließen wir unsere Fregatten liegen, denn der Fluß war nicht mehr tief genug und war auch ganz versperrt von Baumstämmen. Ein Teil der Leute mußte dableiben, damit uns die Spanier nicht hinter unserem Rücken die Schiffe wegnahmen. Wir wollten zu Fuß weiter, aber der Morast war so tief, daß viele nicht wieder herauskonnten und erstickten. Deshalb setzten wir uns in kleine Kähne. Aber weil wir zu wenig Kähne hatten, so fuhr ein Teil von uns immer ein paar Stunden flußaufwärts, dann stiegen wir an einer festen Stelle aus und warteten, und die Kähne fuhren zurück und holten Andere. Da sah mich Morgan das erste Mal und sagte den Flibustiern, sie sollten mich in den Fluß werfen, weil ich nichts nütze wäre. Aber die Flibustier antworteten ihm, daß sie mir schuldig wären, deshalb dürften sie das nicht. Den zweiten Tag mußten wir im Freien schlafen. Den dritten Tag ging es genau so wie den zweiten. Da schimpften die Flibustier am Abend, daß sie noch keinen Spanier gesehen hatten, denn sie waren ganz schwach vor Hunger und dachten, daß die Feinde etwas zu essen bei sich hätten; sie aßen aber Laub und Gras, und darunter war manches Ungesunde. Auch war es schlecht, daß wir im Freien schlafen mußten, denn die Nächte waren so kalt, daß es am Morgen reifte, und wir hatten nur Hose und Hemd an und weiter nichts. Am vierten Tage wurde es besser, da konnte man am Flusse entlang marschieren, weil wir höher kamen, und da ruderte die eine Hälfte in den Kähnen und die andere marschierte. Und zwei Flintenschüsse vor uns gingen immer zwanzig oder dreißig Mann mit dem Führer und waren ganz leise, denn wir hofften, daß die Spanier uns einen Hinterhalt gelegt hätten, und hofften sie zu überraschen,

daß sie nicht vor uns flohen, denn wir dachten, daß sie etwas zu essen bei sich hätten. Am Mittag trafen unsere Leute auch auf einen Hinterhalt, da freuten wir uns, und jeder schüttete frisches Pulver auf die Pfanne, und dann schrien wir laut und stürzten auf die Verschanzung los, und ich war auch dabei, denn ich fürchtete mich nicht, ich hatte aber keine Flinte, aber da fielen wir beinahe um vor Schreck, denn die Spanier waren fort, denn sie hatten immer solche Angst vor den Flibustiern, daß ihrer zehn vor einem fortliefen. Und sie hatten alles Essen mitgenommen, nur leere Tornister lagen noch da. Da freuten wir uns zuletzt doch, schnitten das Leder ab und nahmen es mit. Und am Nachmittag hatten wir noch einmal eine vergebliche Freude, denn wir fanden wieder eine leere Verschanzung, aber die Spanier hatten wieder ihre Tornister zurückgelassen. Da hatten wir am Abend wenigstens etwas zu essen, denn wir schnitten das Leder in kleine Stücke, weichten es im Wasser auf, schabten die Haare ab, klopfen sie zwischen zwei Steinen und rösteten sie dann. Am fünften Tage hatten wir ein großes Glück, da war wieder eine Verschanzung, und die Spanier hatten zwei Säcke Mehl vergraben, ehe sie flohen, die fanden wir und schleppten sie vor Morgan, und der verteilte sie an die, welche das Leder nicht vertragen konnten, da habe ich auch wohl ein viertel Pfund Mehl erwischt. Am sechsten Tage mußten wir uns oft ausruhen, denn wir waren sehr schwach, weil wir zu wenig gegessen hatten, da fanden wir aber eine Scheune, die war voll Mais, der noch im Kolben war. Da stopfte sich jeder sein Hemd über dem Gürtel voll, daß er aussah wie eine Rübe mit zwei Wurzeln, und dann aßen wir den rohen Mais im Marschieren, denn wir dachten, wenn wir uns mit Kochen aufhielten, so würden wir immer schwächer und könnten nachher nicht mehr unseren Mann stellen, wenn es ans Arbeiten ging, denn beim Schießen ist es schlimm, wenn der Arm nicht ganz fest ist. Jetzt konnten auch die Kähne nicht mehr weiter, da mußten wir alle gehen. Am siebenten Tag morgens schoß jeder seine Büchse ab, pußte sie ordentlich und lud sie neu, aber wir kamen erst nach Cruz, da waren die Leute auch geflohen und hatten alles angesteckt, es brannte noch, wie wir kamen, und die Flibustier lachten und glaubten, sie könnten ihr Fleisch bei dem Feuer braten, aber es waren nur noch ein paar Hunde und Katzen da, die aßen wir. Am achten Tage hielt Morgan morgens Musterung, da waren wir noch elfhundert Mann, und nun wurde es gefährlich, denn von Cruz bis Panama ist jenseits der Wasserscheide der Weg so eng, daß oft nur zwei Mann nebeneinander gehen können. Wie wir in dem Engpaß waren, kamen plötzlich viele Pfeile von oben, und etwa zehn Mann wurden getroffen, aber man sah oben nur Sträucher und Bäume. Da schossen wir auf Geradewohl nach der Richtung und schossen zwei von den Indianern herunter, die anderen flohen, und wir zogen weiter. Vor dieser Stelle hatten wir Furcht gehabt, denn wenn die Spanier nicht solche Angst hätten, so hätten hundert Mann uns hier alle zusammenschießen können. Aber nun wurde es sehr schlimm, denn es kam ein kalter Regen, und wir waren fast ganz nackt, weil die Dornen uns alles zerrissen hatten, und des Nachts deckten wir uns mit Gras und Laub zu, wenn das auch naß war, daß wir die Wärme im Körper be-

hielten. Hier war es aber, wo mich Morgan zuerst in seine Macht bekam. Denn es war ihm ein Pfeil durch den Fuß gegangen, wir waren doch alle barfuß, und unten war die Spitze abgebrochen, und wie er ihn herausziehen wollte, da brach auch das obere Ende ab. Da mußte ich mich auf allen Vieren niederknien, und er setzte mir den Fuß auf den Rücken, steckte einen Ladestock in die Wunde und schlug mit einem Stein darauf, daß das Stück von dem Pfeil, das in der Wunde steckte, herauskam. Dann wickelte er erst saubere Blätter um den Fuß und zerriß sein Hemd und verband ihn damit, und weil er nicht gehen durfte, wegen der Entzündung, so hüpfte er auf einem Bein und stützte sich auf mich. Das war sehr anstrengend für mich. Am neunten Tage schossen wir wieder die Büchsen ab und luden sie neu, wegen der Nässe, dann kamen wir in die Ebene. Da sahen wir Vieh und einige Spanier zu Pferde. Die Männer flohen, und wir machten uns an die Rinder, zogen sie ab und zerschnitten sie, aber Feuer durften wir nicht anzünden, denn einer war auf einen Baum gestiegen und hatte die Türme von Panama gesehen. Da schrien wir alle vor Freude, und die Spanier waren ausgerückt und schrien auch, und wir aßen unser Fleisch roh. Da wurden wir saft, und obwohl es noch zwei Stunden vor Sonnenuntergang war, legten wir uns doch hin und schliefen, denn wir wollten frisch sein für den Kampf. Und die Spanier hatten die ganze Nacht durch Wachtfeuer. Am anderen Morgen führte uns Morgan einen versteckten Weg, wir beide gingen immer voran, er war auf mich gestützt und hüpfte, und wir kamen auf einen Hügel und sahen unten die Spanier. Die schickten zuerst zweitausend wütende Stiere gegen uns, und dann ihre Reiterei, und Morgan, der seinen Ort ausgewählt hatte, schickte ihnen nur zweihundert Flibustier entgegen. Die Stiere und Reiter gerieten in einen Sumpf, das hatte Morgan gewollt, und die Flibustier schossen, und jeder traf immer seinen Mann, da waren nach einer halben Stunde nur noch etwa fünfzig Reiter übrig, die flohen, und gegen die Stiere liefen einige Mann, die ihre Lumpen in der Luft schwenkten und schrien, und so wendeten sie die Tiere zur Seite, daß sie immer weiter fortstürzten und zuletzt nicht mehr von ihren Leuten eingeholt werden konnten. Wie die Fußsoldaten das sahen, hatten sie einen großen Schreck, schossen ihre Gewehre in die Luft und liefen fort, und die Flibustier liefen hinter ihnen her und schossen viele tot, namentlich zielten sie auf die Mönche, die bei den Soldaten waren, Gefangene aber machten sie nicht, denn das hatte Morgan verboten, sondern wenn einer sich ergeben wollte, so wurde ihm der Hals abgeschnitten, um Pulver zu sparen. Die Spanier waren im ganzen dreitausend Mann stark gewesen, und wir hatten nur zwei Tote und zwei Verwundete, die Spanier aber ließen sechzehnhundert Mann auf der Strecke. Das ist schwer zu glauben, aber die Flibustier hatten die Meinung, daß ihnen alles glückte, wenn Morgan sie anführte. Morgan aber spuckte seinen Priem aus und steckte seine Pfeife an, denn damals rauchte er nur, wenn Gefahr war, und das Priem war er gewohnt von der Zeit her, wo er noch Matrose gewesen war. Jetzt raucht er, weil ihm das Pulver die Backen fortgerissen hat, aber er kann nicht ordentlich ziehen, deshalb ist die Pfeife immer kalt, aber er merkt es nicht. Er sagte, jetzt

müßten wir gleich auf die Stadt losgehen, ehe sich die Feinde wieder sammelten, und auf allen Hauptstraßen hatten die Spanier Barrikaden von Mehlsäcken gemacht und hatten Kanonen dahinter, aber wir gingen durch eine Nebenstraße in die Stadt und fanden alles leer, bis wir auf den Marktplatz kamen, da standen Kanonen, und eine wurde losgeschossen und tötete fünfundzwanzig Mann, die andern aber wurden nicht mehr abgeschossen, denn wir schnitten der Bedienung gleich die Kehlen durch. Nun hatte Panama siebentausend Häuser und allein acht Klöster, und alles Gold und Silber aus Peru wurde nach Panama gebracht, ehe es nach Spanien ging, dazu waren allein zweitausend Maultiere da. Deshalb war die Stadt sehr reich, aber die Spanier hatten alle ihre Schätze in den Kellern oder sonstwo vergraben. Deshalb war es die Hauptsache, daß wir die Spanier fingen. Zuerst streckten wir sie auf Heuwagen, wir banden sie mit den Füßen an der Scheere fest, wickelten ihn das Heuseil um die Handknöchel und zogen sie von hinten mit der Winde lang. Aber dabei starben viele, ehe sie gesagt hatten, wo sie ihre Schätze hatten, weil wir zu hastig waren, deshalb erfand Morgan, daß wir sie schnürten und mit den Füßen über Feuer legten, da gestanden sie, und wenn welche starben, so starben sie nachher, und das war uns ganz recht, denn wir konnten so viele überflüssige Esser nicht gebrauchen.

Und damals geschah die Geschichte mit der Spanierin, die wir eben hier nach vierzig Jahren unvermuthet wieder getroffen haben. Sie war damals vierzehn Jahre alt und das schönste Mädchen, das ich gesehen habe, und ich verstehe mich darauf, denn mir sind nachher noch viele Mädchen durch die Hände gegangen, denn ich habe Morgan mit meiner Arbeit ernährt, wie er blind war. Sie war in einem versteckten Landhaus gefangen, das über zwei Stunden von Panama entfernt war, wo ihre Eltern sie sicher geglaubt hatten. Wie Morgansie sah, ließ er sie gleich losbinden und gab ihr drei Negerweiber zur Bedienung und wies ihr ein schönes Haus an, dann mußte ich ihm das Haar schneiden und ihn rasieren, und er zog eine goldgestickte Uniform an und Stiefel. Sie lachte immer und sagte, ihre Leute erzählten, die Flibustier seien Teufel und keine Menschen, aber wir wären doch sehr gutmütig und ließen jedem seinen Willen und wären eben solche Menschen wie die Spanier. Damals sang sie auch oft zur Gitarre das Lied, das sie hier sang, und Morgan saß stumm zu ihren Füßen und hörte zu, denn er schämte sich zu sprechen, weil seine Stimme durch das viele Trinken und Schreien und die vielen Erkältungen sehr häßlich war, denn auch sonst war er für ein Mädchen nicht schön, weil er kurz und breit war und lange Arme mit breiten Händen hatte und kurze Beine, und die Uniform paßte ihm gar nicht. Die Flibustier schimpften untereinander über ihn, daß er sie aus Verliebtheit in Panama zurückhalte, bis ihnen die Spanier auf den Hals kämen, aber es wagte ihm keiner etwas zu sagen. Morgan ließ ihr durch eine Negerin sagen, daß er sie heiraten wollte und mit ihr nach England gehen und vornehm leben, denn Morgan war ein Schlauer, der sein Geld vergrub. Wie er kam, sagte sie ihm, er sei ein Hund und solle nicht zu ihr kommen. Da schickte er die Negerweiber fort und war allein mit ihr und wollte sie küssen, sie aber zog einen Dolch

und stach ihn, und wußte Bescheid und stach von unten nach oben, so daß sie ihn beinahe getödet hätte. Da ging er fort, ließ an ihre Eltern schreiben und ließ sie auslösen für dreißigtausend Piaster. Und seit der Zeit hatte er keine Freude mehr am Flibustierleben. Denn dann machte er den Betrug und betrog uns alle, denn er sagte, es solle jeder seine Beute auf einen Haufen bringen, und er wollte abschätzen und teilen, und da behielt er heimlich das meiste. Viele sagten untereinander, sie wollten ihn totschiagen, aber ihm ins Gesicht machte keiner Vorwürfe, ich selber habe damals ganz gut verdient, denn es waren mir wohl hundert schuldig, die bezahlten und ich bekam fast alles, was auf ihr Teil gefallen war.«

Wie der Reeder seinen Bericht geendet hatte, schwiegen die anderen eine Weile, Dann sprachen einige ihre Zweifel aus, ob der Jude nicht für seine zwei Schillinge gelogen habe, denn viele behaupten auch, daß Morgan damals gleich gehängt worden sei, wie er nach England kam. Zuletzt aber meinten sie alle, daß die Erzählung jedenfalls außerordentlich sei, was den Marsch von San Lorenzo nach Panama betreffe, auch wenn sie gelogen sei, und daß der Reeder zwei Schillinge ganz gut für sie habe bezahlen können.

MAX MELL: DAS LANDGUT DES BARON SCHNEBEL, EINE NOVELLE

Ausflüger, die das schmale Tal passierten, etwa um in der Wirtschaft am Ursprung des lärmenden Baches im feuchten Laubwald zu sitzen, blieben ganz gewiß stehen und sahen zwischen den zwei weißen gemauerten Torpfeilern, die von Sandsteinvasen gekrönt waren, auf das Herrenhaus am Ende der kurzen alten Lindenallee. In manchem rührte der Anblick etwas Sehnsüchtiges auf. Nur Turnvereine pflegten singend und unbekümmert vorbeizuziehen.

Zwischen den zwei nicht hohen, aber ganz mit Laubwäldern bestandenen Bergzügen sah das Landgut des Reichsfreiherrn von Schnebel wie hineingesenkt aus. Von der Straße führte eine Balkenbrücke über den lautrauschenden Bach den Fahrweg hinein. Mit einem vollen Blick dahinein die Möglichkeit künftiger Träume zu vermehren mochte schon etwas sein, aber der Baron Schnebel hatte den größten Zauber der Besetzung empfunden: seine Jugend wußte er mit dem Bilde dieser Landschaft untrennbar vereinigt. Denn nach Kindesart hatte er allen Gegenständen, allen Plätzchen und besonderen Stellen Sinn, ihre besondere seelische Bedeutung gegeben, die nicht durch Worte aufzulösen war. So verharrte in seinem Gedächtnis der freie Kiesplatz vor dem Herrenhaus immer in brennender Julisonne, und man konnte zugleich in das offene wappengekrönte Haustor hineinschauen, wo der steinerne Rahmen und dann die halbgebrochene Dämmerung über den Fliesen Kühlung verbürgten. Man konnte nicht an beiden Orten zugleich sein, sondern der Reiz der beiden in Eins bindend empfand man nicht Hitze noch Kälte, sondern sah sich selbst ganz fremd stehen und schauen. Wieder ein ähnliches Gefühl hatte man hinter dem Herrenhaus: hier stand man im Schatten der schlichteren, irgendwie feuchteren Rückfront des Hauses mitten im Laufen, mitten im Spielen wie gebannt still und sah unter Nußbäumen und Hollunder die Stallungen und Remisen und den Brunnen liegen, schattengefleckt, mit dem unbewachsenen Boden, auf dem mandmal Strohhalme und Heubüschel noch nicht weggekehrt waren, oder vergessene grüne und blecherne Gießkannen, eine umgeworfen, und einen Rechen und einen Schubkarren mit welkendem Unkraut gefüllt, und jeden Augenblick konnte die weiße Bluse des Gärtners, aufblickend in einigen Sonnenflecken, von drüben her sichtbar werden. Dies hatte alles den gefährlichen, lustvollen und doch peinigenen Reiz von etwas Halbem, es war vornehm und zeigte Spuren von niedriger Tätigkeit. Und da lag der kleine Küchengarten, drei längliche lockere Beete mit den fetten und glänzenden und matten Blättern, die Beete lagen in ungleicher Höhe, denn dahinter stieg gleich der steile Laubwald auf, in dem man die Serpentinwege wußte, endlos, bedeckt mit verjährt Laubschicht bis zu der versteckten Gloriette oben aus Birkenprügeln, die sich vielfach lösten. Und solchen gleichsam schaukelnden Reiz fand der Knabe auch in den Gebüschen, die die weiße Umfassungsmauer innen begleiteten, Geißblatt warf sich darüber, Teufelszwirn, unter dem Sturz harter Gerten ausgehöhlt und lauschtig, sah struppig auf die Straße. Nachbarwiesen, Fahrstraße, der tiefe laute Bach, und das überfliegen von Schmetterlingen,

gab etwas, was man im Verstand allein nicht fassen konnte. Ein reines Zentrum aber war das Herrenhaus, mit den fünf weißen Fensterstöcken und -läden in der Front, mit der grauen Friesplatte unter jedem Fenster, auf der Amoretten zwischen Rankenornamenten spielten. Doch sowie man das Haus betreten hatte, drängten sich einem auch hier Gegensätze auf, die darauf harrten, sehnsuchtsvoll verbunden zu werden. Das Stiegenhaus schien die Schatten zwischen den unteren, dunklen, gewölbten Räumen, deren Fenster von bauchigen Gittern geschützt waren, und den hellen wohllichen Zimmern des ersten Stockwerks zu verteilen. Irgendwie trug man dies mit sich, im selben Schritte mit dem man mehrere Stufen nahm, oder oben in zwei Zimmern, wo man niedriger hängenden Lampen ausweichen mußte, oder wie man die Fenster schloß, alle diese immer wiederholten Bewegungen, die das Gut einem aufgezwungen hatte, waren so geblieben in den Gelenken, wie die Morgen sich unvergeßlich einprägten, da alles in silbergrau tauigen Schatten lag — das Gut sah gegen Westen — oder die Abende, da das Lallen des Baches 'etwas Fieberhaftes annahm und die Zimmer sich den gelbroten Fluten des Lichtes hingaben. Als Kind und als Knabe hatte der Freiherr alle diese Gegensätze lebendig gefühlt, und die Sehnsucht, sie in irgend einem hohen Moment in sich vereinigt zu erleben, bewirkte, daß er vom Leben nichts als diese eine Erfüllung erhoffte. Allein allmählich mußte sich eine solche traumselige Empfindungsweise verlieren, Reiten, Jagen, Spazierenfahren, Fechten begannen den Tag des jungen Mannes auszufüllen, er wußte, dies waren die Wohnungsräume, dies die Wiesen, die sich rechts und links von der Lindenallee breiteten, und dies seine künftigen Untergebenen, und während sich das Gedächtnis mit festen und härteren Erinnerungen beladen mußte, an Streit, an Unterredungen, an Schrecken, an Störungen, verglommen die Halbgefühle aus der Kinderzeit und ordneten sich einer starken Liebe zu der Besetzung unter, höchstens daß sie in dem traumhaft Trunkenen des Wiedersehens nach einer langen Entfernung stüchtig herauf gespült wurden.

Emanuel Reichsfreiherr von Schnebel war jetzt 72 Jahre alt, seine hohe elastische Gestalt aber war ungebeugt und die blauen Augen leuchteten in dem alten glattrasierten Gesicht lebendig und stark. Er war in den Diensten der verstorbenen Kaiserin Augusta gestanden, hatte ihr Vertrauen in hohem Grad genossen, und noch zuletzt während ihres einjährigen Siedtums gehörte ihm täglich ihre beste Stunde. Da durfte er zu ihr kommen und in seiner kurzen, eindrucksvollen, auch in gelegentlichen satirischen Einfällen immer gerechten Weise von den Ereignissen des Hofes und der Welt erzählen. Sie war klug und er war gerecht, so war sie seine gnädige Herrin geblieben bis in die letzte Zeit. Drei Tage vor ihrem Tod war die letzte dieser guten Stunden gewesen. Danach hatte er den Hofdienst verlassen, und darüber vergingen Jahre. Er hätte ja bleiben können, wenn er sich entschlossen hätte, mit den Menschen kleinen Formats und großer Arroganz sich zu vertragen, die der Kaiserin mandmal das Leben schwer gemacht hatten, und sich jetzt noch breiter machen konnten, wie große Blätter des Unkrauts. Aber nach zwei Tagen der Krisis zog es der Baron vor, auszuweichen.

Jetzt wohnte er mit seiner Frau im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Landgut. Die Baronin Schnebel, zwölf Jahre jünger als ihr Mann, war in der Gesellschaft hochangesehen, es war nicht nur ihr Name, der bei allen Aktionen der Wohltätigkeit genannt wurde, auch ihre Tätigkeit war unermüdlich und ihr Takt bei allen den vielen Sitzungen und Beratungen humanitärer Angelegenheiten fehllos. Ihr Verkehr bestand aus den vielen älteren Damen, deren Tätigkeit sich in der gleichen Richtung bewegte, sie war kinderlos, und dieselbe Ursache hatte viele ihrer Freundinnen zur Wohltätigkeit gebracht, oft aber auch Langeweile, Ehrgeiz, und nur selten innerlicher Beruf, und die schönen Frauen der Gesellschaft schlossen sich an, wenn sie sich verblüht vorkamen und die Epöche, da ihnen alles huldigte, in eine andere überleitet werden mußte, in der sie viel und immer dasselbe redeten und sich überflüssig nützlich machen wollten. Der Freiherr ging diesen Damen gern aus dem Wege, ins Kasino, oder irgendwohin auf die Jagd, aber er billigte die Tätigkeit seiner Frau vollauf und überwies ihr öfter eine nicht unbedeutende Geldsumme. Sie legte im Gespräch mit ihm bisweilen auf ihre humanitären Angelegenheiten einen scharfen Akzent, und der Freiherr verstand ihre Herbigkeit, denn als es sich um seinen Abschied vom Hofe handelte, hatte sie alles daran gesetzt, ihn zum Bleiben zu bewegen, und sie verzieh es ihm nie, daß er nicht nachgegeben hatte. Aber er wußte, das Entscheidende in seinem Leben war die Kaiserin gewesen und nicht seine Frau.

Es meldete sich an einem Wintertag bei ihm Herr Heinrich von Dörrfelden. Einige Stunden vom Landgut der Schnebels hatten die Dörrfelden ein schönes altes Schloßchen gehabt, der Besitz hatte dem Baron immer gefallen, oft war er dorthin kutschiert, um den zwei schönen Haustöchtern den Hof zu machen. Wie die verheiratet waren und Heinrich das Schloßchen verkaufte — er war der jüngste, verwöhnt und hatte mit zwanzig Jahren sein ganzes Vermögen auf unsinnige Weise durchgebracht — begann der Freiherr es zu vermeiden, an dem Besitz vorbeizukommen, und als er es nach Jahren doch wieder sah, prunkte darauf in verzwickten Goldlettern der Name »Villa Ehrenfreund« und das alte Holzgitter um den Garten war durch einen schmiedeeisernen geschmacklos ornamentierten Zaun in der Stillosigkeit ersetzt, in der man damals auch ganze Häuser baute und sie für »secessionistisch« ausgab. Heinrich von Dörrfelden aber hatte ein Bureau für Realitätenverkehr eröffnet, sein Name auf der Visitkarte erweckte keine angenehmen Erinnerungen in dem Freiherrn. Heinrich trat ein, er war sehr groß und der bleiche und graublönde Kopf hing aus der Linie seiner Gestalt mit gierigem Ausdruck nach vorn, was bei seinen langen und dünnen Beinen, die in viel zu weiten Hosen staken eigentlich begrifflich schien. Sein Gesicht mit der Adlernase trug eine Mischung von vornehmen und überaus kindlichen Zügen. Seine Sprache war wahrlos und fiel gelegentlich ins Jüdeln. Da er mit ungemeiner und nicht übertriebener Herzlichkeit den Baron begrüßte und dieser hierfür ein allzuoffenes Herz besaß, kamen sie in eine Unterhaltung über die Jugendzeit, wobei der Freiherr das Wort führte und mit leuchtendem Gesicht, mit langsamen Worten aus genießerischen

Lippen erzählte. Auf einmal bemerkte er auf dem Antlitz Heinrichs einen Ausdruck, der von Kummer und Kampf eingegraben sein mußte, das nämlich starre auch, wenn er lächelte, aus seinen Augen herauf. Da brach er ab und fragte nach seinen Wünschen. Jetzt kam ein fremder verbindlicher Zug in Heinrichs Gesicht, er setzte sich anders und fragte den Baron, ob er nicht zufällig jetzt sein Landgut zu verkaufen und ihn mit der Leitung des Verkaufs zu betrauen gedenke. Der Freiherr wurde dadurch innerlich unangenehm berührt, er antwortete kühl und geschäftsmäßig, solche Gedanken lägen ihm vollständig fern, und er erhob sich, worauf Heinrich ihn um sein weiteres Wohlwollen bat und sich unbeholfen und unterwürfig verabschiedete.

Natürlich hatte der Freiherr schon an einen Verkauf gedacht. Sein Vermögen fiel an eine Nichte, die in Mecklenburg verheiratet war und das Gut sicher verkaufen würde, weil sie es zu nichts gebrauchen konnte. Und dann ging es aus einer Hand in die andere und wurde verstümmelt. Wie der Freiherr darüber nachdachte, schien es ihm immer wichtiger, für die Zukunft des Familiengutes zu sorgen, daß es nicht in unwürdige Hände käme, und er sprach beim Abendessen mit seiner Frau dar- über. »Wenn du es einem Besitzer übergeben willst, der nicht wechselt«, meinte sie, »so hast du nur zu wählen: die Kirche oder eine staatliche Anstalt.« »Die Kirche kommt für mich nicht in Betracht«, entgegnete der Freiherr, »aber... Er schwieg, die Freifrau von Schnebel rührte ihn am Arme an und in ihr längliches Gesicht mit den langen und unschönen Zähnen kam ein bittender und weicher Ausdruck. Sie sah mit den schwarz- und weißen Flechten ihres kunstvoll auf- gebauten Haares und dem dunkelroströten Kleid und den kostbaren großen Ohrringen feierlich bunt aus. Der Freiherr verstand plötzlich ihre Bewegung. Die Kaiserin Augusta fiel ihm ein, und ihre Huld, und sein Landgut, wie es ins Tal versenkt dalag, leuchtete in seinem Gedächtnis intensiv wie ein Bild auf. »Ich glaub, ich weiß schon, Henriette!« rief er aus, »aber sprich nicht darüber, laß michs bedenken.« Er ging schweigend auf und ab. Sie hatte es erst vor einigen Wochen schmerzlich empfunden, daß eine ihr befreundete Hofrätin für wohlthätiges Wirken das goldene Verdienstkreuz erhalten hatte. Es gab noch eine höhere Auszeichnung, die höchste für eine Frau, den Augustenorden, den der Kaiser anlässlich des Ablebens der Kaiserin gestiftet hatte. Der Freiherr fühlte auf einmal, daß er in seinem Leben, welches inbrünstig und treu dem Dienst der Kaiserin gewidmet gewesen, eine Unvollkommenheit übrig ließe, wenn er nicht seiner Frau dieses Andenken an die Kaiserin erränge. Niemandes Frau durfte diese Auszeichnung tragen, wenn nicht seine, und es stand ihm fest, daß es zu erreichen wäre, wenn sie sein Landgut einer Wohlthätigkeitsanstalt zur Verfügung stellte und von dieser der Antrag auf Verleihung des Ordens gestellt würde. Als er seiner Frau dies mitteilte, reichte sie ihm mit freudeschimmernden Augen die Hand und bekannte, sie hätte schon lange daran gedacht, sie wußte auch bereits eine Anstalt, ein Institut für nichtvollständige Kinder, wo es ihr laut der Aussage ihres Hausarztes ebenso am Platze wie aussichts- reich schien. Dem Baron war es nun sehr willkommen, so schnell einen Vorschlag

zu hören, während er sich erst umständlich danach umgesehen hätte, seiner Frau einen Herzenswunsch zu erfüllen und seine Anhänglichkeit an die Kaiserin noch einmal bewähren zu können, freute ihn zu verbinden, zumal der stille Groll der Freifrau wegen seines Rücktritts sich nun gewiß legen würde. Er war zu hart dazu und hatte in seinem internationalen Leben zu viel gesehen, als daß er eine solche Stiftung um der Wohltätigkeit willen gemacht hätte, und ob das humanitäre Wirken seiner Frau nicht dem Ehrgeiz entsprungen war, wer konnte das sagen, sie war sich selbst vielleicht nicht ganz klar darüber.

Am andern Tage wurde der Direktor jener Anstalt gebeten, bei ihnen vorzusprechen. Er kam, er war ein kleiner korpulenter Herr, glatzköpfig und mit Brillen. Er sprach etwas stoßweise, kurz, aber das Wichtige: er traf den rechten Ausdruck und orientierte die anderen. Er erklärte, seit je wäre sein Ziel Schaffung einer Ferienkolonie für seine Zöglinge. »Bitte: schwachsinnige Kinder!« merkte er mit erhobenem Finger an, »denn wie Sie sagen: nicht vollsinnige, gnädige — Frau Baronin — das wären Blinde auch. Also schwachsinnige. Freilich: bloß bildungsfähige. Ich habe einen, der geht in die Realschule.« Der Freiherr spürte doch ein leises Unbehagen. »Ist denn für diese Kinder ein Landaufenthalt so nützlich?« »Wollen Sie wissen, was er ihnen geben wird, Herr Baron? — Freude. Diese Schwachsinnigen stehen der Natur nahe. Also was tun sie in der Natur? Sie jubeln, sie klatschen in die Hände, reißen sich eine Gerte ab, schälen sie, legen die Wange an den Baum, sagen: kalt. Sie freuen sich. Das ist natürlich verschieden. Sehen Sie: ich weiß von einem schwachsinnigen Burschen, der in Verzückung kam, wenn draußen Wind ging, dann lief er hinaus in den Wind. Er hat sich in der Lüneburger Heide, dort lebt er, in der Nacht in den äußersten Sturm hinausgestürzt. Unter einem Baum hat er sich aufgestellt, wo es brauste! Verzückt, wie ein Prophet.« Der Baronin gefiel das, sie sah erfreut auf ihren Mann. Sie kamen auf die Absicht des Freiherrn zu sprechen. Der Direktor erbot sich, ein Promemoria abzufassen: es wäre darin dargelegt, daß sich die Freifrau mit dem Plan jener Stiftung trage und nach dem Ableben ihres Mannes das Gut jener Anstalt überweisen wolle, seine Zustimmung sollte darin ausgesprochen sein. Im Hinblick auf diese Absicht sollte das Promemoria die Verleihung des Augustenordens an die Baronin beantragen. Der Direktor fragte, ob sie ein bindendes Versprechen notariell hinterlegen möchte: sie schien geneigt dazu, aber der Freiherr hielt es für unnötig. Auch dem Direktor erschien es nicht unbedingt erforderlich, und mit der Bitte, sie möchten seine Anstalt in nächster Zeit besichtigen, empfahl sich der Direktor. Der günstige Eindruck, den er gemacht hatte, sowie jenes poetische Detail halfen dem Freiherrn über die wenig angenehme Vorstellung schwachsinniger Kinder hinweg. Sie ließen inzwischen auch keine Gelegenheit vorbegehen, einflußreiche Personen für die Verleihung des Ordens günstig zu stimmen, und überall erzählten sie von dem Schwachsinnigen im Sturm, ohne jedoch die Anstalt zu besuchen. Der Baron fuhr noch im Winter einmal mit dem Direktor auf das Gut und zeigte es ihm, er war entzückt davon, und nun versprach der Freiherr ihn auch einmal aufzusuchen. Er hatte sich aber bei diesem

Ausflug stark erkältet und war daher den ganzen Vorfrühling leidend, sowie das Frühjahr kam, zogen sie auf das Gut. Und dann traf eines Morgens im Juni die Despesche vom Direktor ein, die heutige Nummer der offiziellen Zeitung verlaublich die Auszeichnung der Baronin mit dem Augustenorden und er sende seine ergebensten Glückwünsche. Sie weinte vor Freude wie ein Kind, und der Freiherr war zufrieden, daß die Sache günstig erledigt war, schloß auf eine freundliche Erinnerung, die der Kaiser ihm bewahrt hatte, und empfand heftige Sehnsucht nach der toten Kaiserin. Sie fuhren zusammen im Wagen in ihre Stadtwohnung, um die Mittagszeit, als sich bei der Baronin schon einige Gratulationsvisiten telephonisch angesagt hatten, fuhr der Freiherr in die Anstalt, um dem Direktor persönlich für die Intervention zu danken.

Die Anstalt war ein weitläufiges Gebäude in einer schmutzigen und häßlichen Vorstadt. Während der Freiherr durch die Gassen fuhr, spürte er, wie der blaue Junihimmel Erwartungen wachrief, die durch die Häuserreihen nicht befriedigt wurden, es fehlte unbedingt etwas Grünes. Der Freiherr wurde in das erste Stockwerk geführt in die Direktionskanzlei. Der Direktor strahlte und war voll Dankbarkeit. »Wollen Sie gleich die Anstalt besichtigen?« Der Baron erklärte sich zu einem Rundgang bereit, wenn er nicht viel Zeit beanspruchte. »Ich will Ihnen sofort einen Zögling vorführen, Herr Baron, er lernt da nebenan.« Er öffnete die nächste Türe und hieß Fritz eintreten. Fritz war ein hochaufgeschossener Junge, der dem etwas ängstlich gewordenen Baron nicht mißfiel, er verbeugte sich artig und sah mit kleinen Augen auf den Direktor, der einige Fragen an ihn richtete. Fritz antwortete ohne Befangenheit, aber man merkte seinen langsamen und deutlichen Worten an, daß seine Natur viel zu schwach war, sie mit Bewußtsein zu produzieren, er schien durchaus belehrt, stand da die Hände über der Magengegend und zupfte an den Fingernägeln, man hörte manchmal das Knipsen. Der Freiherr fragte ihn einiges, Fritz wandte sich jedesmal mit einem sich erkundigenden Gesichtsausdruck an den Direktor, der die Frage wiederholte, dann antwortete der Bursch. Er wurde entlassen, der Freiherr lächelte befreit und fuhr sich über die Stirn, der Direktor führte ihn nun über den Gang zu den Klassen, die sehr klein waren, und jede nur drei bis vier Schreibpulte enthielten. Ein Lehrer wurde beauftragt, in eine der Klassen einige Zöglinge zu schicken. Der Baron stellte sich mit dem Rücken zum Fenster. An den Wänden hingen Abbildungen für den Unterricht. Der Direktor erklärte die Ursachen der Schwachsinnigkeit: Verwandtenehe, oder Unfälle, oder greuliche Krankheiten der Eltern, oder Melancholie der Mutter. Der Baron spürte, daß das Haus sehr unfreundlich war, er sah in den Hof und erkannte, daß jetzt keine Sonne in die Zimmer fiel, offenbar kam sie erst zu anderer Zeit, und während er sich hierüber nach dem Schatten im Hofe zu orientieren trachtete, schoben sich zwei erwachsene junge Menschen herein, der erste, rundlich, mit spitzem kurzgeschorenen schwarzen Kopf, trat auf den Freiherrn zu, gab ihm die feuchte Hand und sagte laut: »Emil Koch ist mein Name.« »Emil ist gutmütig, weiß aber viele Schimpfwörter«, bemerkte der Direktor. Emil Koch, die Hände an den Klappen der Rock-

taschen mit zu kurzen fetten Fingern ein- und ausbiegend, kniff die Augen beschämt ein und lachte, wobei sich zwei symmetrische Lücken in den Oberzähnen zeigten. Inzwischen hatte der andere über Emils Schultern aus einem Raubvogelgesicht mißtrauische und doch gedeckte Blicke wie Stacheln auf den Freiherrn geworfen, und wandte sich sofort wieder mit einer großen Geberde, als wenn er sagen wollte: »was liegt mir daran«, ab, kam dann wieder so schleichend heran und drehte sich wieder so rasch weg. »Emil ist eine Zangengeburt«, erläuterte der Direktor und faßte den Belustigten am Kopf, »da oben sieht man noch die Eindrücke von der Zange, links wurde der Schädel beschädigt, daher ist Emils rechte Seite gelähmt.« Er wies auf seine Hüftenlinie. Da öffnete sich wieder die Türe, und da kam es heran: wie eine Krabbe ein junger Bursch, mit gelbem Spitzkopf, ein Spaniole, die Beine weit auseinander beim Stapfen, als ginge er in einer schweren Flüssigkeit. Er war grünlichbraun angezogen, die gebogenen Arme hatte er immer oben mit den flachen Händen, mit denen er jetzt den Direktor antastete. »Der hat bei uns gehen gelernt und redens«, sagte der, »sag einmal: ich.« »I-hh« arbeitete es sich aus der Brust herauf. »No ordentlich!« »I-dich!« seufzte es energisch. Und da zog der Direktor ein kinderkleines Weib näher, sie hatte die reifen jungen Formen ineinandergezogen, mit einem äußerst eingebildeten Ausdruck im Gang, das zurückfrisierte Haar auf dem spitzen Kopf war wie schmutziges Stroh gefärbt. »Sie ist eine Infantilistin, Herr Baron. Sie ist klein geblieben. Sie hat aber eine sehr schöne Stimme.« An der Tür stand noch eine Wärterin mit einem kleinen Knaben. »Sing einmal, Emma.« Sie schielte blinzeln den Baron an, sah aber gleich weg und begann ohne Scheu: »Soldaten, frisch...« »Das ist kein schönes Lied, ein anderes!«

»Vorüber ist des Winters Nacht,
Die Sonne scheint, der Lenz erwacht,«

schrie sie. Der Stachelblick über die Schulter Emils traf den Freiherrn und zog sich zurück, der Spaniole tappte gegen den Ofen, schwer und wie etwas was über ihn hing abwehrend. Emmas Oberlippe zog sich tierisch vor und ein. Der Direktor selbst mit seinen glänzenden Brillen und seiner Vertraulichkeit zu den Zöglingen schien sich von ihnen nicht zu unterscheiden. In diesen Menschenklumpen sah der Baron hinein wie in das Nest wimmelnder Insekten. Er wollte etwas sagen. »Der kleine Bub ist doch nett?« sprach der Direktor. »Na, Pepi, bist du ein Spitzbub?« »Spitzbub,« sagte der Kleine. »Er hat die Echolalie. Er wiederholt immer das letzte Wort, das man zu ihm spricht. Wo haßt du die Nase?« »Nase,« und griff sich unters Auge. Die Wärterin, klein, schwarzhaarig und helläugig, korrigierte ihn. Der Freiherr erpreßte sich ein Wort. »Wie heißt denn du?« »Du,« sagte der Kleine. Dem Freiherrn schien es, als müßte er blutige Augen haben, als er den Direktor anblickte, »genug,« sagte er heiser und ging, die Wärterin beiseite schiebend, hinaus. In der nächsten Klasse stand ein Mädchen mit den plumpen Formen der vierzehnjährigen, stumpf zu einem Sessel gekehrt. Der Direktor liebte ihr im Vorbeigehn das Haar, sie barg grunzelnd vor Vergnügen ihren Kopf an seiner

Brust. Der Freiherr hörte das noch und war schon draußen. Er setzte den Hut auf und lief schnell die Stiege hinunter. Der Direktor, korpulent und langsam, keuchte ihm nach. Der Freiherr reichte ihm unten nur die Hand, trat auf die Straße und warf sich in seinen Wagen. »Zur Statthaltere!« Er sah auf der Straße ein kleines Mädchen, an dem ein Hund hinaufsprang. Er verstand aber noch nicht, wie er es ansehen sollte. Es war ihm wie wenn er nach langem Eislaufen wieder auf festen Boden stehen sollte.

Der Wagen kam über freie, alte, sonnige Plätze. Jemand grüßte, er schien dem Freiherrn, daß es Heinrich von Dörrfelden war. Der Wagen hielt, der Freiherr ging in die Statthaltere! Die alten Diener grüßten, Beamte gingen im Gespräch über die Gänge, jung und gut aussehend, blond und mit Kneifern. Der Statthalter hätte keinen Empfangstag, hieß es. Der Freiherr schickte ihm dennoch die Karte. Sie hatten sich vor Jahren flüchtig gesehen, er wurde vergessen. Der Statthalter saß an seinem Schreibtisch, die Sonne schien prächtig herein. Er erhob sich, eine hohe schöne Gestalt, mit breiter Brust. Der Freiherr sah vor ihm etwas älter, aber nicht kleiner aus. Die Beiden sahen sich einen Moment scharf an. Die Begrüßung und die Glückwünsche des Statthalters waren sehr herzlich. Er sprach über den Wert und die Höhe der Auszeichnung. »Sie sind ja noch gesonnen — « meinte er zuletzt forschend, »oder ist es der Grund ihres Besuches — « »Allerdings würde ich es jetzt vorziehen«, erwiderte der Freiherr hastig, »der Anstalt eine hohe Geldsumme zur Verfügung zu stellen.« Der Statthalter sah ihn mißvergnügt an, schlug einigemal mit der Hand leicht auf einen Stoß Papiere, und meinte gedehnt, erwünscht wäre wohl das Landgut, dieser Vorschlag wäre durch Auszeichnung gleichsam approbiert worden, die günstige Wahl dieser Stiftung hätte viel dazu geholfen, und jetzt nachher sich zu besinnen, wäre so merkwürdig, daß es in Hofkreisen aufs äußerste verstimmen müßte. »Ich hab dort vielleicht nicht viel zu verlieren,« sagte der Freiherr zwischen den Zähnen. — »Der Antrag ist durch meine Hand gegangen«, antwortete der Statthalter scharf betonend, »überlegen sie sich, bitte, Baron!« Der Statthalter erhob sich. Er möchte sich vielleicht zu Hofrat Knauer bemühen. Der Freiherr kam sich auf einmal wie Heinrich von Dörrfelden vor, wie in einem angstvollen Traum schritt er über die sonnegestreiften Parketten und erblickte das Kaiserbild und eine lichte Fensterspiegelung darüber. Hofrat Knauer saß in Dampfvolken einer ordinären Zigarre eingehüllt, und seiner größten Liebenswürdigkeit merkte der Freiherr sehr deutlich an, daß sie äußerlich war. Schon das etwas rasselnde Organ, das aus der vierschrötigen Figur kam, war zu wahrer Konzilianz nicht brauchbar. Der Freiherr fühlte seine Rücksichten schwinden und nachdem er wortlos die Gratulationen hingenommen hatte, begann er: es paßte ihm momentan besser, der Anstalt eine Geldsumme zu übermachen, und er empfand es als unfein, aber durch die Situation erzwungen, daß er eine niedrigere Summe nannte als er vor dem Statthalter gesagt hatte. Der Hofrat meinte hierauf erstaunt, »aber daran ist doch gar nicht mehr zu denken! Pure Unmöglichkeit!« und diese Wendung fand der Freiherr widerwärtig und fragte

kurz, ob denn das Promemoria eine solche Änderung ausschloß? Der Hofrat stand auf, stützte sich auf den Schreibtisch, schnaubte, stöberte mit flacher Hand in den Papieren und ergriff die Löschblattschaukel, dann ließ er sich den Akt bringen, setzte sich wieder und fand allerdings, daß ein unterschriebenes Versprechen nicht vorlag; »dazu,« merkte der Baron sofort an, »ist es in der Verleihung nicht ausgesprochen, daß diese spezielle Äußerung der Wohltätigkeit so hoch angerechnet wurde, meine Frau hatte auch andere Verdienste und wir haben auch andere Schritte eingeleitet als durch die Anstalt.« Das Gesicht des Hofrats nahm einen Ausdruck an, der halb pffiffig, halb erstaunt war. »Ah so...« sagte er und kratzte sich auf der Wange. Der Freiherr empfand, daß er die Bedenken dieses Menschen nicht abwarten konnte, denn die würden ihn entweder als Geschäftsmann oder sogar als Gauner behandeln. Er lachte kurz auf und sagte: »Ich empfehle mich.« Der Hofrat erklärte sofort mit der höchsten Artigkeit, zu der er freilich schnaubte, er wollte dem Direktor telefonieren, der wäre in einer Viertelstunde zur Besprechung da. Er rief den Diener und schickte ihn sofort weg, den Direktor zu verständigen. Allein der Freiherr, ungeduldig dazwischen redend, lehnte ab zu bleiben und ging. Zurückzunehmen war es nicht mehr. Und wenn er alle Hebel in Bewegung gesetzt hätte, und den unangenehmsten Menschen die Gründe des Austausches mit aller Wahrhaftigkeit dargelegt hätte: so tat er seiner Nichts weh, der er das Erbe beträchtlich verkleinerte, tat vielleicht seiner Frau weh, indem er ihr den Freudentag verbitterte. So fand er sich mit dem Widerstand ab, den er in der Statthalterei gefunden hatte und der seinen Grund nur in der Bequemlichkeit der Herren hatte und allenfalls in der niedrigen Neigung, alle Menschen für schmutzig zu halten, auch merkte er, daß er nur an sich gedacht hatte und nicht an seine Frau. Das reute ihn ein wenig, und während der peinliche Eindruck in der Anstalt allmählich zurücktrat und fester wurde und damit manches von seinem Widerlichen verlor, machte er gutmütig alles mit, was der Nachmittag brachte. Er begrüßte die älteren Damen, die einander im Salon ablösten, las die Depeschen und zeigte sich glücklich bei der Überbringung der Auszeichnung. Am Abend kam er in durchaus angeregter Stimmung, belustigte sich heimlich darüber, wie seine Frau immer die gleichen Worte für die Gratulanten gebrauchte und sich eine neue Haltung gab, und beim Souper in einem kleinen Kreis von Bekannten unterhielt er sich sehr gut und hatte selbst endlich wieder Freude an der Auszeichnung.

Am andern Morgen brachten alle Blätter die Nachricht von der Schenkung des Landgutes. Die Notiz war so hübsch abgefaßt, daß die Freifrau eine kindliche Freude an den Tag legte; der Baron merkte natürlich, daß die Nachricht von der Statthalterei ausging, um ihn ja festzuhalten. Offenbar war man dort der Meinung gewesen, er hätte, nachdem er erreicht, was er wollte, sein Versprechen nicht einhalten wollen. Das amüsierte ihn bloß. Da die Baronin in der Mittagszeit ihren Dankbesuch beim Statthalter machen sollte, schärfte er ihr ein, sofort zu betonen, welche Freude es ihr machte, das Landgut diesem Zweck zugeführt zu wissen. Als dieser Besuch gut erledigt war, ohne daß die Baronin etwas Auf-

fallendes zu berichten hatte, ließ der Freiherr seiner Frau den Wagen zurück, damit sie noch weitere Visiten erledigen konnte, er selbst fuhr mit der Bahn voraus aufs Land.

Als er einen kleinen Ort durchschritten hatte und in der reinen Luft die Straße verfolgte, die ihn ins Tal führte, sah er während der regelmäßigen Bewegung des Ausschreitens, die ihn beruhigte, ein, daß diese Hast der letzten Tage nichts anderes war als so ein Aufbruch des Lebens, wie er ihn zuletzt bei seiner Verabschiedung vom Hofdienst empfunden hatte. Er wußte schon im voraus, daß dies alles verging und in der Erinnerung vernarbte. Er erlebte eben dasselbe wie damals, als der Hofstaat der Kaiserin aufgelöst wurde und es keine Stellen am Hofe mehr gab, die von Menschen nach dem Geschmack der Kaiserin bekleidet wurden. Was galt es ihm, was dort nun vorfiel, und was lag daran, wie sein Gut nach seinem Tod aussah. Wenigstens einigermaßen war er jeder Sorge enthoben, und hatte dafür noch in seinen letzten Jahren das letzte Stück einer vergangenen Epoche sich errungen und damit seine unwandelbare Dienstbarkeit gegen die hohe Frau bewiesen. Mochte jene andre Zeit heraufkommen, sie war nicht aufzuhalten. Der Freiherr stellte sich das Tappen des Spaniolen über die Brücke vor, sah die Infantilistin an einem Fenster stehn und singen: »Soldaten, frisch...« Er lachte, weil ihm einfiel, sie deshalb Infanteristin zu nennen. Der Kleinste konnte eine Echo ausfindig machen und es für eine verborgene Schwester halten. Er war sehr lustig über diesen Gedanken. Die Kaiserin hätte ihn wohl erstaunt angesehen mit einem »Aber Schnebel«. Er sagte sich: wie schade, daß sie diese Ordensverleihung nicht erlebt hat! und lachte, denn der Orden war ja ihres Ablebens wegen gestiftet. Auf der Gloriette oben im Wald mochte einer im Wind stehn, verzückt, wie ein Prophet! Er sah das Gut von diesen Geschöpfen besetzt, die alle noch — was doch waren? richtig, bildungsfähig! In heiterer Stimmung betrat er das Gut, war sehr zum Witzeln aufgelegt. Der Schatten des gegenüberliegenden Berges, dessen Laubbäume ein wundervoll verdunkeltes junges Grün hatten, stand schon bis zur halben Höhe des Herrenhauses. Der Baron setzte sich in den Rohrsessel unter dem einen Nußbaum, ließ sich von der Wirtschaftlerin ein Tischchen herausbringen und kaltes Abendessen besorgen. Er saß dort, trank ein Glas Wein, das abendliche eifrige Geschwätze der Vögel brachte die ganze Luft zu einem lustvollen Vibrieren. Als es dunkel und still wurde, ging er hinein und in das erste Stockwerk, ließ alle Türen offen und öffnete auch alle Fenster.

Es zog, aber er ging unausgesetzt den Rundgang durch alle Räume, den beiden niedrighängenden Lampen im Bogen ausweichend. Es wurde finster zwischen den engen Arrangements der Möbel, und wenn er ging, sah er die Scheiben der Glasüren und der Bilder dunkel und versonnen spiegeln. Dicke Duftwellen stieß die Zugluft herein, die Türen aber blieben musterhaft offen, nur selten knarrte eins der eingehakten Fenster. Das ruhige Rauschen, das eine Asßgruppe nach der anderen anhub und sich dann weiterschwang, bildete mit dem Lärmen des Baches, das die großen weißen Steine in seinem Bett förmlich magisch in der Dunkelheit sichtbar

machte, einen Hintergrund für dieses Gehn durch alle Zimmer, so ehrwürdig wie der Nachthimmel selber.

Aus dem Stall kam kein Stampfen. Er hörte die Wirtschafterin leise mit dem Gärtner reden. Es fiel dem Freiherrn ein, daß der Wagen noch in der Stadt war. Und irgendwie kamen seine Gedanken auf die Tiere, die er hier gekannt hatte, wirklich gut gekannt; wie er noch Knabe war, einen kleinen Affen namens Bob. Er entsann sich: sie waren einmal von einem Spaziergang heimgekommen und sahen da den Affen auf den Jalousien turnen; er hatte sich selbst ein Fenster geöffnert, nachdem er in seinem Eingesperrtsein drei Vasen zerbrochen und den Boden mit zerrissenen Blumen bestreut hatte. Der Freiherr erinnerte sich der einzelnen Ponies, und wie jedes seine Eigenheiten hatte, und wie er gern einen ungestuften dicken Schweiß in der Hand wog, und seiner kindlichen Zärtlichkeit zu dem blonden sympathischen Pferdeknacht, der dann rätselhaft verstarb. Und es war ihm, als hörte er auf einmal das Schreien des Papageien gellen, den er später geerbt hatte. Er hatte seiner Großtante gehört, die weltvergessen in der kleinen böhmischen Stadt Pisek uralte geworden war und mit ihrer gebietenden deutschen und edlen Haltung als einzige die chauvinistische Bevölkerung in Schach gehalten hatte. Ihre Todesanzeige war aber schon zweisprachig abgefaßt, und auf dem Totenbette sah sie dann dem Papagei ähnlich. Wunderlich genug hatte sich der Vogel noch an den neuen Besitzer gewöhnt, sprach, wenn er in der Sonne stand, unermüdet: »Du mein braver Papinku«, wobei das a in »braver« besonders innig herauskam, und wenn er zu ihm böhmisch sprach, dehnten sich seine Pupillen rot glosend aus und er rückte den grünen Leib hin und her vor Wonne. Und der Freiherr erinnerte sich seiner Dackel, und das Gedächtnis einer solchen Mischung von Humor und Treue machte ihm das Herz klopfen. Er hatte ein Dackelweibchen namens Hex gehabt und von ihr viele edle Tiere verschenkt; und einmal im Frühjahr hatte dann ein Spaziergänger einen schlechten Hund durch das Torgitter geschoben, da sich die beiden Hunde fortwährend angebellt hatten, und dann mußte ein Wurf von sechs schwarzen Hündchen vernichtet werden und die Hex blieb verdorben. Der Freiherr ballte die Faust, er hatte den Fremden in dem weißen Sommeranzug noch im Gedächtnis. Er blieb an einem Fenster lange stehen und suchte mit tiefen Atemzügen seine Hasses Herr zu werden.

Seine Gedanken kamen damit auf die Menschen zurück, und wie sich zwei miteinander verbinden konnten, um eine unvollkommene und unbrauchbare Nachkommenschaft zu erzeugen. Und irgendwie sah er den hitzeschimmernden Kiesplatz und darauf verlassen und winzig das hilflose Kind, dessen Gebreden die Echolalie war. Er stierte in die Finsternis, um es sicher ausfindig zu machen, da hörte er den Spianolen durch das Gebüsch tappen, durch die Höhlungen unter dem Teufelszwirn, und dort war es doch völlig finster, und hinter dem Haus warf jeder andere spitze Blick bis zu ihm herüber, über das Dach, unter den Sternen. Und überall in den schwarzen kompakten Massen der Nachtlandschaft rührte sich etwas mit dem schweren Wind, die ganze Natur war von Menschlich-Tierischem grauenvoll

belebt. Der Freiherr spürte, in seiner Seele stürzte etwas, er suchte sich zu fassen und der Meinung zu werden, daß alle diese Dinge in Wahrheit miteinander nichts zu tun hatten, nicht die bezauberten Augenblicke seiner Kindheit und die Schar der Schwachsinnigen in dem trüben langen Gebäude der Vorstadt. Denn in der Wirklichkeit war alles voll Zufällen, die nur Wert gewannen, wenn sie in einer Persönlichkeit gereinigt und zusammengebunden wurden, und nur so konnte dem Geschehen seine Notwendigkeit verliehen werden. Wenn aber das versteckte Zaubrische dieses Landgutes einmal hervortrat und den schönen Mantel des Magischen abwarf und sein wahres Gesicht, eine höllische Fratze, zeigte, dann konnte doch aus allem Schönen der Welt, ja selbst aus der Vorsehung nichts für die Menschheit gewonnen werden als die Verzweiflung.

Da hörte er draußen den Wagen über die Brücke grollen und einfahren. Seine Frau kam langsam die Stiege herauf, der Wagen fuhr leise in die Remise. »Hast du denn alles offen, weil's hier so zieht?« hörte er sie rufen, während sie unten auf der Stiege stehen blieb, »wie unvorsichtig!« Er schloß die Türe gegen das Stiegenhaus, wobei er kurz hinausgrüßte. Dann ging er die Fenster schließen. Eines nach dem andern gab seinen dreimal abgetheilten Klang hinaus in die friedenvolle duftende Nacht, und das ging um das ganze Haus herum, eines nach dem andern, bis alles geschlossen war.

VILLIERS DE L' ISLE-ADAM. ZWEI AUFSÄTZE ÜBER IHN VON ARTHUR SYMONS UND HENRI DE RÉGNIER

I Graf Philipp August Mathias von Villiers de l' Isle-Adam wurde zu St. Brieuc in der Normandie, am 28. September 1838 geboren, er starb in Paris, unter der Pflege der Brüder des hl. Johannes von Gott am 19. August 1889. Noch vor seinem Tode war sein Leben zur Legende geworden, und selbst heute ist die Legende von den wirklichen Begebenheiten dieses so heldenhaft visionären Daseins nicht zu entwirren. Ein Don Quichote des Idealismus, war ihm das Leben nicht nur philosophisch gesprochen ein Traum und die Geisteswelt die Wirklichkeit; er lebte seinen Glauben, das, was andere die Wirklichkeit nannten, verächtlich ertragend, wenn er ihrer gewahr wurde. Die Grundlage von Villiers Charakter war Stolz, und es war ein Stolz, der mehr deckte als die Welt. Und dieser Stolz war vor allem ein Rassenstolz.

Ein Abkömmling des originellen Rudolph des Schönen, Herrn von Villiers (1067) durch Jean de Villiers und Marie de l' Isle und durch ihren Sohn Pierre, dem ersten Villiers de l' Isle-Adam, war ein Villiers de l' Isle-Adam, geboren 1384 Marschall von Frankreich unter Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund gewesen; er stürmte Paris während des Bürgerkrieges, und nach seiner Gefangenschaft in der Bastille, entriß er Pontoise den Engländern und half bei der Wiedereroberung von Paris. Ein anderer Villiers de l' Isle-Adam, geboren 1464, Großmeister des Ordens des hl. Johannes von Jerusalem, verteidigte Rhodus gegen 200000 Türken ein ganzes Jahr hindurch, während einer der größten Belagerungen der Weltgeschichte, er war es, der von Carl V. die Belohnung der Insel Malta für seinen Orden erhielt: von da ab Orden der Malteser Ritter.

Für Villiers, dem die Zeit im Grunde nichts anderes galt, als eine metaphysische Abstraktion, war das Zeitalter der Kreuzfahrer nicht dahin. Von einem Abkömmling des Großmeisters der Ritter vom hl. Johannes von Jerusalem, verlangte das XIX. Jahrhundert genau dieselben Tugenden, die das XVI. Jahrhundert von jenen Vorfahren erheischte. Und diese Tugenden summieren sich alle in einem Wort, das in seiner Doppelsinnigkeit Villiers ganze Lebenshaltung bestimmte: das Wort »Nobilität«. Zu keinem greifen wir so häufig, um zu bezeichnen, was an dem Werk Villiers das charakteristischste ist, und für Villiers selbst war der moralische und geistige Adel nichts anderes als die unvermeidliche Konsequenz jenes anderen Adels, kraft dessen er sich immer noch als ein Ritter vom Orden des hl. Johannes von Jerusalem fühlte. Es war sein Geburtsrecht.

Für eine aristokratische Auffassung der Dinge ist ja der Seelenadel in der Tat ein Geburtsrecht, und der Stolz, mit dem dies Geschenk der Natur hingenommen wird, ist jenem demokratischen Stolz gerade entgegengesetzt, der den Seelenadel als eine Errungenschaft betrachtet, und ihn umso höher einschätzt, je schwerer erreichbar er ist. Diese Dualität, die stets eine wesentlich aristokratische und demokratische, eine typisch orientale und occidentale ist, tritt in jeder Theorie der Religion, der Philosophie und des idealen Lebens hervor. Der Stolz des Seins, der Stolz

des Werdens, dies sind die beiden letzten Widersprüche, vor die sich jeder Idealist gestellt sieht. Villiers Wahl war in der Tat eine unvermeidliche, und sie war bezeichnend. In ihrer Tragweite muß eine solche Wahl stets die des Künstlers sein, für dessen Lebensauffassung das Mittel sich oft als so viel wichtiger darstellt, als der Zweck. Jener Seelenadel, der ohne Anstrengung sich einstellt, der nur die Folge einer unablässigen Wachsamkeit über sich selbst ist, das Ich stets als das Ich zu wahren: dies ist von einer Schönheit, die doch jedenfalls sich nicht vergleichen läßt mit dem ewig beschwerlichen, frohmäßigen Ansturm auf die nie ganz eroberte feindliche Feste eines ungleichen Seins. Und sofern gestattet sei, unter den verschiedenen Graden der Vollkommenheit zu wählen, ist jener sicherlich der höchste, den ein natürliches Genie in solchen Dingen inne hat, indem es die eigene Erlaucht-heit mit der Selbstverständlichkeit eines Geburtsrechtes als sein Eigen entgegennimmt. Auch der Katholizismus Villiers war ein Teil seines Erbrechts. Seine Ahnen hatten für die Kirche gefochten, und der Katholizismus war noch eine prächtige Flagge, unter der sich zu Gunsten des Geistes gegen jenen Materialismus fechten ließ, der stets auf irgend eine Weise atheistisch ist. So widmet er eine seiner Gesellschaften dem Papst, wählt unter allem Pomp der Welt mit Vorliebe den kirchlichen Pomp beim Aufbau seiner Bühnenbilder, und ist bewandert in den Subtilitäten der Kirchenväter. Die Kirche ist sein bevorzugtes Symbol strenger intellektueller Schönheit: ein Mittel sicherlich, die Versuchungen äußerer Materie zu überwinden, und zugleich ein Mittel, durch das der Wunsch, zu verehren befriedigt werden kann. Aber in seiner Haltung den Geheimnissen der geistigen Welt gegenüber war auch etwas von jener »verbotenen« Neugierde, die im Stillen den Gehorsam der Tempelritter beunruhigte, und die auch wie eine Art von ritterlicher Qualität an ihm haftete. Ob er nun tatsächlich ein Kabbalist war oder nicht, jedenfalls beschäftigten ihn die Fragen der Magie schon sehr früh, und von dem ersten fantastischen Versuch der »Isis« bis zu der wohlbedachten Abrechnung in »Axël« schlich sich die »okkulte« Welt in die meisten Seiten seiner Bücher ein.

In seiner Grundlage ist Villiers Glaube der Glaube, den alle Mystiker des Orients teilen. »Wisse ein für alle Male, daß für dich keine andere Welt ist, als deine Auffassung von ihr, die in den Tiefen deiner Gedanken ihren Reflex findet.«

»Was ist das Wissen anderes als ein Wiedererkennen?« Darum »vergiß du stets, was nur die Illusion ist deines Selbst,« und eile »ein Intellect zu werden, frei von den Banden und dem Begehren des Augenblicks.« »Werde die Blüte deines Selbst! Du bist nur, was du denkst: so denke daß du Ewig bist.« »Mensch, wenn du aufhörst, dich in ein Ding zu begrenzen, das heißt, es zu begehren, und somit dich ihm entziehest, so wird es dir folgen nach Frauen=Art, wie das Wasser den Platz ausfüllt, der ihm geboten wird in der Höhlung der Hand. Denn du wirfst das wahre Sein aller Dinge inne haben, kraft deines reinen Willens, und der Gott sein, der zu werden du befähigt bist.«

Sich zu einer Lehre bekennen, die in »Axël« auf solche Weise zum Ausdruck gelangt, heißt so viel, als unter anderen Konsequenzen auch die folgende ziehen: »die

Wissenschaft stellt fest, doch ohne zu erklären: sie ist der älteste Sprößling der Chimären; somit sind alle Chimären gleicherweise wie die Welt, (die älteste von ihnen!) etwas mehr als nichts!« Und in »Elën« steht ein Fragment eines Gesprächs zwischen zwei jungen Studenten, das auch seine Bedeutung hat:

»GOETZE:

Dort steuert mein Philosoph mit vollen Segeln nach den Regionen des Erhabenen: Zum Glück haben wir die Wissenschaft, die eine Fackel ist, mein lieber Mystiker! wir wollen deine Sonne analysieren, sofern der Planet nicht in Stücke fällt, bevor er ein Recht dazu hat!

SAMUEL:

Die Wissenschaft wird nicht genügen. Früher oder später wirst du damit enden, daß du in die Kniee sinkst.

GOETZE: Wovor?

SAMUEL: Vor der Finsternis!«

Solche Geständnisse sind nur möglich von der Höhe eines großen intellektuellen Stolzes herab. Villiers Empörung wider die Wissenschaft, in sofern Wissenschaft materialistisch ist, und seine leidenschaftliche Neugierde für die Ausflüge dieser Chimäre ins Unsichtbare, sind ein und derselbe Impuls eines Geistes, für den nur das Geistige Interesse hat. Toute cette vieille Extériorité, maligne, compliquée, inflexible, diese Illusion, die von der Wissenschaft als das einzig Reale angenommen wird: mit dem ganzen Aufgebot unseres Bewußtseins müssen wir ihren Schlingen zu entschlüpfen trachten, Herr über sie werden, oder sie ignorieren, und unsere Kunst muß darin beruhen, eine ideale Welt, deren Zutritt jenem Wissen verwehrt ist, aufzubauen, von der aus wir dann und wann einen, freilich recht verzweifelten Ausfall wider die Illusionen wagen mögen, inmitten welcher die Menschen leben. Und gerade hierin summiert sich das Werk Villiers, ein Werk, das scharf in zwei Teile zerfällt: einen der idealen Welt, oder des Idealen in der Welt (Axël, Elën, Morgane, Isis, einige seiner Contes und stellenweise la Révolte); den anderen der Satire, des Hohnes auf das Reale, (l'Ève Future, die Contes Cruels, Tribunal Bonhomet.) Es ist ein Bestandteil von Villiers Originalität, daß die beiden Teile fortwährend ineinander übergreifen, daß der Idealist nie so sehr Idealist ist, als in seinen Possen. Axël ist das Drama des Symbolismus, in seinem ganzen unerbittlichen Konflikt mit der »Bescheidenheit« der Natur und den Begrenzungen der Bühne. Es ist das Drama der Seele, und es ist zugleich das malerischste der Dramen, ich würde seinen Charakter als eine Art geistiger Romantik bezeichnen. Die früheren Dramen: Elën, Morgane, sind etwas zu sehr auf denselben Punkt im Raum fixiert, la Révolte, das wie ein Vorläufer des »Puppenheims« anmutet, zeigt uns einen aristokratischen Ibsen, der sich etwas geringschätzig mit der Wirklichkeit befaßt, sicher mit weniger Geschick, aber sicher mit mehr Schönheitssinn. Axël aber, ein Lebensalter hindurch überdacht, zeigt uns das Ideal von Villiers Idealismus.

Die Handlung findet zwar in unseren Zeiten statt, aber sie findet statt an abgelegenen Orten dieser Erde, zu denen der moderne Geist noch nicht gelangt ist, im

Monastère de Religieuses-trinitaires, le cloître de Sainte Apollodora, situé sur les confins du littoral de l'ancienne Flandre française, und im très-vieux château fort, le bourg des margraves d'Auersperg, isolé au milieu du Schwarzwald. Die Charaktere, Axël von Auersperg, Ève Sara Emanuèle de Maupers, Maitre Janus, der Erzdiakon, der Kommandant Kasper von Auersperg sind mehr und zugleich weniger als menschliche Wesen: es sind die Typen verschiedener Ideale, und sie sind gerade zur Genüge mit Menschlichkeit bekleidet, um dem, was sonst nur Schemen wäre, Form zu geben. Das religiöse Ideal, das okkulte Ideal, das weltliche Ideal, das Ideal der Leidenschaft, sie alle sind, der Reihe nach, in diesen glänzenden und tiefen Seiten vertreten, Axël ist die stolze Auswahl unter ihnen, die stolze Zurückweisung des Lebens selbst, der ganzen Illusion des Lebens, »da nur die Unendlichkeit allein kein Trug ist.« Und Sara? Sara ist ein herrliches Glück jenes Lebens, das zurückgewiesen wird, das sie selbst am Ende, nicht ohne Widerstreben, zurückzuweisen sich entschließt. In dieser unbeweglichen Gestalt, die während des ganzen ersten Aktes schweigend sich verhält, ein einziges »Nein!« ausgenommen, und am Schluß des Aktes zu einer heftigen Handlung eines Augenblicks hingerissen wird, incarniert sich das stolze Weib der Literatur. Aber sie ist ein Weib, und sie begehrt das Leben, da sie es in Axël findet. Stolz, und die dem Mann zugewandte Ergebenheit der Frau verhelfen ihr zu dem letzten kalten Schritt mit Axël, zur transzendentalen Entsagung des Lebens im Augenblicke, da das Leben zu etwas idealem wird.

Und das Stück ist durchweg mit einer seltsamen Feierlichkeit geschrieben, einer eigentümlichen Eloquenz, die in keiner Weise das Niveau alltäglicher Sprechweise nachzuahmen sucht, sondern eine Art von idealer Sprache ist, in der so ausschließlich das Schöne angestrebt wird, als wäre sie in Versen geschrieben. Unter dem demokratischen Einfluß Ibsens, dem positivistischen Einfluß von Dumas Fils, hat sich das moderne Drama einerseits auf die Darstellung der Temperature, theoretischer Intelligenzen andererseits beschränkt mit möglichster Beibehaltung derselben Worte, mit welchen der Durchschnittsmensch seine Empfindungen und seine Gedanken bezeichnen würde. Die Form, die besteht, wird unter das Niveau des Charakters, den sie zum Ausdruck zu bringen sucht, herabgedrückt, denn es ist klar, daß der Durchschnittsmensch nur einen kleinen Teil dessen, was er unklar denkt oder fühlt, auszusprechen vermag, die Theorie des Realismus aber ist, daß seine Empfindungen und Gedanken nur so weit formuliert werden sollen, als die Worte, die ihm selbst zu Gebote stehen, sie wiedergeben können. Villiers, der sich nur mit außerordentlichen Charakteren befassen mochte, und auch mit ihnen nur im Absoluten, erfindet für sie eine sonntäglicher und grandiosere Sprache, als sie natürlich führen würden: die Sprache ihrer Gedanken und ihrer Träume.

Und es ist die gedachte oder erträumte Welt eines glücklicheren Dunstkreises als des urenen, die Villiers schuf, um in ihr seine abstrakten Ideen zur Ausführung zu bringen. Ich zweifle nicht, daß er selbst stets in ihnen lebte, inmitten aller Armut seiner steilen rue des Martyrs. In »Axël« aber, und in »Axël« allein macht er

auch uns zu Einwohnern jener Welt. Selbst in »Elën« sind wir Zuschauer, die auf ein tragisches Feenspiel lauschen, (als sei Fantasie plötzlich tödlich ernst geworden), die auf die Träume eines anderen lauschen. Axel hüllt uns in seine eigene Atmosphäre, es ist als fänden wir uns auf einer Bergspitze, jenseits der Wolken, und nicht überrascht, uns dort zu finden.

Da für Villiers das Ideale das Reale ist, geistige Schönheit die einzig wesentliche Schönheit, und materielle Schönheit deren Reflex oder Offenbarung, so greift er mit förmlicher Wut die materialisierenden Faktoren der Welt an: Wissenschaft, Fortschritt, die weltliche Emphase für alles »tatsächliche« für was »positiv« »vernünftig« »solid« ist. Die Satire ist bei ihm die Rache des Schönen am Häßlichen, die Verfolgung des Häßlichen, es ist nicht nur gesellschaftliche Satire, es ist die Satire auf die Welt der Materie von seiten eines Menschen, der an die geistige Welt glaubt. Sie ist es das einzige Lachen unserer Zeit, das fundamental ist, so fundamental wie das Lachen von Swift oder Rabelais. Und dies geiselnde Lachen des Idealismus ist nie so zielbewußt, als wenn es die Waffen der Wissenschaft gegen sie selber richtet, wie in der ungeheuren Groteske der Eve Future. Pariserischer Witz, zu einer Feinheit der Ironie zugespitzt, wie sie nur ein Witzbold, der zugleich ein Philosoph ist, zu erreichen befähigt ist, führt hier zu einer neuen Angriffsmethode, Humor, der fast englisch ist, zu einer anderen, während die Satire wiederum tragisch, fantastisch, ja gespenstisch wird. In jenen rätselhaften »Geschichten des Grotesken und der Arabeske« in denen Villiers auf Poe's eigenstem Gebiete mit ihm wetzert, steckt größtenteils eine Vielfältigkeit der Meinung, die — absichtlich — etwas verwirrendes hat. Ich möchte nicht sagen, wie weit Villiers selbst manchmal den Glauben an seine eigene Magie treibt.

Jedenfalls ist es charakteristisch für ihn, daß er nach dem, was wir das Übernatürliche nennen, sowohl in seinen Werken des reinen Idealismus, wie in seinen rein satirischen Werken greift. Sobald die Welt aufhörte, der stabile Gegenstand zu sein, fest mit Häusern aus Stein und Ziegel inkrustiert, der sie ja für die meisten ihrer flüchtigen Bewohner ist, fühlte Villiers sich zu Hause. Wenn er nach der absoluten Schönheit suchte, entdeckte er sie jenseits der Welt, suchte er Schrecken, so trug sie der Hauch einer unsichtbaren Finsternis seinen Nerven zu, wenn er die Anmaßungen des Wissens oder der Ignoranz verhöhnen wollte, so war es stets das Unsichtbare, mit dem seine düstere Possenreißerei sich vertraut machte.

In allem, was Villiers schrieb, liegt eine Seltsamkeit, die gewiß zugleich instinktiv und willkürlich war, die mir die natürliche Folge jenes intellektuellen Stolzes scheint, den ich als die Grundlage seines Charakters hervorhob. Er haßte jegliche Art von Mittelmäßigkeit: deshalb liebte es ihm, Ausnahmeselen zu analysieren, Ausnahmegeschichten zu konstruieren, großartige Namen zu erfinden, und eigentümliche Landschaften aufzurufen. Es gehörte zu seiner Neugierde für seelische Dinge, daß er das Schwierige dem Einfachen, das Vershobene dem Geraden, und das Doppelsinnige beiden vorzog. Seine Helden sind Verkörperungen geistigen Stolzes, und ihre Tragödien sind der Kampf des Geistes wider die Materie, der Eingriff der

Materie in den Geist, die Versuchung des Geistes durch das geistige Böse. Sie suchen das Absolute und finden den Tod, sie suchen Weisheit und finden Liebe, und sinken in geistigen Verfall, sie suchen Wirklichkeit und finden Verbreden, sie suchen Phantome, und finden sich selbst. Sie stehen am Rande einer Weisheit zu groß für ihre Fähigkeit, sie sind von dunklen Mächten verfolgt, Instinkten zweideutiger Leidenschaften, sie sind zu lucid, um in ihren Extravaganzen gesund zu sein, sie haben ihre Träume nicht ganz systematisch in die Tat umgesetzt. Und seinen Heldinnen, sofern sie nicht, wie die Eve Future, der vitalisierte Mechanismus eines Edison sind, ist die Feierlichkeit verstorbener Leute eigen, und eine hieratische Sprache: *Songe, des coeurs condamnés à ce supplice, de ne pas m'aimer!* sagt Sara in Axël. *Je ne l'aime pas, ce jeune homme. Qu'ai-je donc fait à Dieu?* sagt Elén. »Ich horchte aufmerksam auf den Ton ihrer Stimme, er war schweigsam, gedämpft, wie das Murmeln des Lethe-Flusses, der das Reich der Schatten durddrauscht.« Sie haben den unsterblichen Überdruß der Schönheit, sie sind sich selbst Rätsel, sie begehren, und wissen nicht, warum sie sich enthalten, sie tun Gutes und Böses mit einem Augenschlag und sind schuldlos — und schuldig an allen Sünden der Welt.

Und diese seltsamen Erdenbewohner leben in einer ebenso seltsamen Welt. Sie sind die Fürsten und die Burgherren alter Castelle, in den Tiefen des Schwarzwaldes verloren, sie sind die letzten Abkömmlinge einer großen Rasse, die an ihrem Ende angelangt ist, Studierende der Magie, welche die scharfen und hurtigen Schwerter der Soldaten führen, rätselhaft Höflinge bei seltsamen Gelagen, sie finden unberechenbare Schätze, tonnantes et sonnantes cataractes d'or liquide, um sie nur zu verschmähen. Aller Pomp der Welt ist ihnen nahegerückt, damit sie ihm umso besser entsagen, oder in einen noch tieferen Abgrund ihrer materiellen Hölle gestürzt werden können. Und wir sehen sie stets im Moment einer Krisis, vor der Wahl des einen oder anderen Entschlusses, zögernd inmitten der Verwirrungen einer großen Versuchung. Und dieser Casuist der Seelen wird eine entsetzlich mißgestaltete oder entsetzlich überwachsene Seele unter ihrer heimlichen Hülle hervorziehen, und sie nackt vor unseren Augen auftanzen lassen. Er ist ohne Mitleid für die, die ohne Mitleid für sich selber sind.

Im üblichen Sinn des Wortes hat Villiers keinen Pathos. Dies erklärt zur Genüge, warum er, um eine Phrase zu gebrauchen, die ihm so höchlich mißfallen hätte, »das Herz der Menge nie zu rühren vermochte.« Sein Geist ist zu abstrakt, um Mitleid zu fassen, und sein Mangel an Mitleid ist es, durch den er sich außerhalb der Menschheit zu stellen scheint. »A chacun son infini« hat er gesagt, und in der Heftigkeit seines Strebens nach dem Unendlichen, hat er kein Mitleid für die blinde Schwachheit, die stolpernd über die Erde zieht, ohne auch nur zu wissen, daß droben Sonne und Sterne sind. Er sieht nur die grobe Menge, die Menge, die das Genügen des Sklaven hat. Er kann die Dummheit nicht verzeihen, weil sie ihm unverständlich ist. Er sieht mit richtigem Blick, daß die Dummheit strafbarer ist, als das Laster, und wäre es nur deshalb, weil das Laster heilbar, die Dummheit

unheilbar ist. Aber er vergegenwärtigt sich nicht, wie sich die großen Romanschriftsteller vergegenwärtigten, daß die Dummheit pathetisch sein kann, und daß es keinen Bauern, nicht einmal einen selbstzufriedenen Bourgeois gibt, in dem die Seele nicht ihren Anteil hat, und für dessen Dasein es nicht möglich wäre, sich zu interessieren. Der Verachtung, so adelig sie auch sein mag, dem Zorn, so gerechtfertigt er auch sein mag, kann nicht nachgehungen werden ohne einen gewissen Mangel an Mitgefühl, und Mangel an Mitgefühl kommt von einem Mangel geduldigen Verstehens. Es ist sicher, daß das Schicksal der Mehrzahl unter den Menschen entweder unendlich pathetisch oder unendlich lächerlich ist. Unter welchem Gesichtspunkt also sollen diese Schicksale und diese obscuren Bruchteile der Menschheit betrachtet werden? Villiers war ein zu ausgesprochener Idealist, zu absolut in seinem Idealismus, um zu zögern. »Was leben anbetrifft« ruft er in jenem stolzen Satze Axels »so mögen das unsere Diener für uns tun!« Und in den »Contes Cruels« findet sich ein nicht weniger charakteristischer Ausdruck dessen, was stets seine geistige Attitude war: »Wie wir im Schauspiel auf einem mittleren Platze bis zum Ende sitzen bleiben, um die Nachbarn nicht zu stören — aus Höflichkeit, mit einem Wort — in einem Schauspiel, das in einem ermüdenden Styl gehalten ist und dessen Vorwurf uns nicht gefällt, so habe ich aus Höflichkeit gelebt: je vivais par politesse«. In dieser stolzen Haltung dem Leben gegenüber, in dieser Verachtung der gewöhnlichen menschlichen Beweggründe, und der gewöhnlichen menschlichen Wesen, liegt zugleich der Vorzug und die Schwäche Villiers. Und er hat selbst auf die gegen ihn selbst gerichtete Moral gewiesen in jenen Worten der Erzählung, die den Epilog bildet zu den Contes cruels: »Wenn in der Stirne allein das Dasein eines Menschen konzentriert ist, so wird dieser Mensch nur von seinem Kopf herab Aufklärung empfangen, sein eifersüchtiger Schatten, unter ihm ausgestreckt, zieht ihn dann bei den Füßen, daß er ihn hinabschleifen kann ins Unsichtbare.«

Sein ganzes Leben lang war Villiers ein armer Mann, obwohl er sein ganzes Leben lang jenes Reichthums harrte, den er sich nicht durch eine untergeordnete Beschäftigung vorweg nehmen mochte. Die meiste Zeit seines Lebens war er tatsächlich ein unbekannter Mann. In hohem Grade geliebt, leidenschaftlich bewundert in jenem stillen Kreis von Männern, die von Verlaine bis Maeterlinck die moderne französische Literatur begründeten, wurde er von den meisten Leuten als ein unterhaltender Narrentyp angesehen, ein wenig gefährlich, dessen Ideen, die im Café an seinem Tische frei kursierten, es manchmal höchst profitabel war, zu stehlen. Denn Villiers gab seine Werke in Worten heraus, bevor er sie schrieb, und manchmal gab er sie in Worten aus, statt sie zu schreiben, in seiner königlich verschwenderischen Art. Denen, die ihn kannten, kam er wie das Genie selber vor, und wäre ihnen so vorgekommen, auch wenn er nie eine Zeile geschrieben hätte, denn er hatte die gefährliche Gabe der Persönlichkeit, die schon erreicht zu haben scheint, was sie so energisch ins Auge faßt. Persönlichkeit aber wirkt nur in unmittelbarer Nähe, und bei dem allgemeinen Leser vormochte Villiers nicht einmal Verwunderung, nicht einmal Gereiztheit zu erregen. Daß ihn seine Premières Poésies, die er mit 19 Jahren

veröffentlichte, berühmt machen würden, war kaum zu erwarten, so bemerkenswert das Buch, besonders durch seine Ideen war. Noch war es zu erwarten von dem rätselhaften Romanfragment *Isis* (1862) so früh vorgehend es für die esoterischen und spiritualistischen Romane war, die später Mode wurden. Aber *Elen* (1864) und *Morgane* (1865) diese zwei poetischen Dramen in Prosa, von so großer Vornehmheit, und geistiger Erlesenheit, aber zwei Jahre später *Claire Lenoir* (die später einem seiner wirklich großen Bücher: *Tribulat Bonhomet*, einverleibt wurde) mit ihrer gespenstischen Schrecklichkeit, aber *La Révolte* (1870) für Villiers so »aktuell«, die einen so spontanen Erfolg erlebte, als sie im Odéon 1896 wieder aufgeführt wurde, aber *le Nouveau Monde* (1880) ein Drama, das durch eine merkwürdige Schicksalslaune einen Preis errang, aber *les Contes Cruels* (1880) diese Sammlung von Meisterstücken, in der das Genre des *Conte français* auf seinem eigenen Gebiete übertroffen wird! Nicht vor 1886 hat Villiers gehört ein unbekannter Schriftsteller zu sein, durch die Veröffentlichung jener phosphoreszierenden Posse auf die Wissenschaft, jener großartigen Parodie auf die Menschheit, *l'Ève Future*. *Tribulat Bonhomet* (den er selbst als eine *Bouffonnerie énorme et sombre, couleur du siècle* bezeichnet) sollte in seiner endgültigen Form erscheinen, sowie die herrliche Prosadichtung *Akédystérial*, und dann folgten immer gleichgültiger werdende Bände von Erzählungen, in denen der schon sterbende Villiers nur mehr sein eigener Schatten ist: *l'Amour Suprême* (1886) *Histoires Insolites* (1888) *Nouveaux Contes Cruels* (1888). Er war mit den Korrekturen *Axels* beschäftigt, als er starb, der Band wurde 1890 veröffentlicht, und daraufhin *Propos d'au-delà* und eine Reihe von Artikeln: *chez les Passants*. Als er dann gestorben war, fing der Ruhm, der ihm Zeit lebenslang ausgewichen war, an, ihm zu folgen, er hatte eine schöne Presse bei seinem Leichenbegängnis.

Er hatte die spiritualistische Atmosphäre der neuen Generation vorbereitet. Unter den Anhängern der materialistischen Welt lebend, hatte er, nicht vergeblich, seinen Glauben an eine Welt des Geistes bekannt, unter Realisten und Parassians lebend, hatte er eine neue Kunstform geschaffen, die des Dramas des Symbolismus, und des Symbolismus im Roman. Er blieb einsam sein Leben lang, denn er hatte zu seiner eigenen Lebenszeit das Leben der nächsten Generation gelebt. Es lebte nur ein Mann unter seinen Zeitgenossen, dem er Sympathie entgegenbringen und von dem er Sympathie erwarten durfte, der Mann war Wagner. Allmählich scharten sich die jüngeren Männer um ihn, es fehlte ihm zuletzt nicht an Jüngern. Und im Grunde ist das letzte Wort für Villiers: Glaube, Glaube wider die Beweise des Sinnfälligen, wider die Verneinungen der materialistischen Wissenschaft, wider das ungeheure Paradox des Fortschritts, wider seinen eigenen Pessimismus, angesichts so furchtbarer Gegner. Er erklärt daß »er an die Seele glaubt, und von Gott fest überzeugt ist,« daß er keines Zeugen bedarf für die geistige Welt, deren steter Bewohner er ist, und er ist es zufrieden seinen Weg zu verlieren in der materiellen Welt, deren Staub er von Zeit zu Zeit mit einer verächtlichen Geste von sich abstreift, während er seines Weges geht (um

Paters bedeutsames Wort anzuwenden) »wie Einer, der eine geheime Botschaft auszurichten hat.«

- II Das Andenken Villiers hat, wenn ich so sagen darf, etwas dauernd aktuelles, bleibt er doch ein denkwürdiges Beispiel für die Launen der Ruhmesgöttin: Einzelnen mag ja diese ungleiche Göttin den willigsten Eifer, das huldreichste Entgegenkommen bekunden, dafür zeigt sie sich für andere von bedauerlicher Ungerechtigkeit und unversöhnlicher Härte, da ist es denn ratsam, nicht nur das Schicksal derer ins Auge zu fassen, die von ihr auserlesen und wunderbar begünstigt wurden.

Dazu neigen nämlich junge Leute zu Anbeginn ihrer literarischen Laufbahn, und bei ihren Plänen denken sie sich instinktiv die glücklichsten Zufälle und die schönsten Ergebnisse hinzu. Mit Befriedigung nehmen sie wahr, daß der schriftstellerische Beruf manchmal zu raschen und glänzenden Wendepunkten führt, und daß sich der Ruhm, wenn es ihm beliebt, leicht und bereitwillig erringen läßt. Auch verfolgen sie mit leidenschaftlicher Hoffnung jene Bevorzugten, die vor ihren Augen verwirklichen, was sie selbst einst werden möchten. Denn die Jugend findet Gefallen am Erfolg der Anderen, weil sie ihn als ein Omen des eigenen nimmt, nicht gilt es sie hier in dieser schönen Zuversicht zu entmutigen, aber sollte man sie nicht doch warnen, daß es sich nicht immer so fügt, sondern daß es in der Literatur auch rauhe und kärgliche Lose gibt, die auf ihre Weise nicht minder lehrreich sind?

Wer schreiben will, darf die Konsequenzen nicht außer acht lassen, und diese sind gar verschieden. Das Spiel mit der Feder ist ein gewagtes Spiel, denn das Talent garantiert für nichts, und selbst das Genie bietet keine Gewähr. Man muß die Gefahren kennen, bevor man sich auf den Weg begibt, um sich harte Überraschungen und bittere Reue zu ersparen. An Warnungen übrigens fehlt es ja nicht, und diesbezüglich weiß ich kein schlagenderes Beispiel, als das von Villiers de l'Isle-Adam.

Werfen wir einen Blick auf seine Silhouette, die tragisch und mit ausgestreckten Armen vom literarischen Horizont sich abhebend, wie ein Kreuzeszeichen am Scheideweg der Lebensbahnen aufgerichtet steht. Es schrecke die Unschlüssigen zurück, und belehre die Verwegenen.

Es wäre interessant, herauszufinden, auf welchen Umweg das berühmte und alte Geschlecht der Villiers de l'Isle-Adam, das die Genealogen zu Ende des 16. Jahrhunderts für erloschen hielten, um die Mitte des 19. Jahrhunderts in dem Autor der »Contes cruels« unerwartet einen Vertreter fand. Vielleicht hatte sich irgend ein obscurer Zweig des alten feudalen und kriegerischen Stammes bis zu unseren Tagen erhalten. Wie es sich auch mit dieser Abstammung verhalten mag, Villiers glaubte fest daran. Übrigens paßte diese heroische Verwandtschaft vortrefflich zu ihm. Er hatte eine edle, stolze und ehrgeizige Seele. In ihm steckte etwas von einem Ritter alter Zeiten, und wie ein Eroberer verließ er denn auch seine heimat-

liche Bretagne, um in Paris den einzigen Platz zu beanspruchen, den er naturgemäß als den seinen betrachtete, den eines Fürsten der Geisteswelt. Als ein Prätendent des Ruhmes trat er somit von Anfang an auf, und um die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche zu beglaubigen, brachte er den höchsten und unwiderlegbarsten Beweisgrund mit: sein Genie. Bei allen nämlich, die Villiers de l'Isle Adam zur nun schon fernliegenden Zeit seiner Jugend kannten, erweckte er den Eindruck des Genies selbst. Darin stimmen alle Zeugnisse überein und zweifellos wurde er damals als eine außerordentliche Persönlichkeit erkannt. Ich habe mich oft gefragt, worin der fast magische Eindruck beruhte, den Alle von ihm gewannen, die zu jener Zeit mit ihm zusammentrafen, ein Eindruck der sich auch in der Folge aufrecht hielt, so daß selbst ich ihn noch erlebte, als ich 25 Jahre später einen müden und gealterten Villiers kennen lernte, der jenes erste, einst so blendende Feuer nicht mehr besaß. Er war Zeit seines Lebens ein erstaunlicher Causeur: darin beruhte vor allem der Zauber, den er ausübte, und ist nicht das Wort das berufenste Werkzeug um Illusion und Zauber hervorzurufen? Seinen Gesprächen entnahmen somit Villiers Freunde die hohe Meinung, die sie von ihm behielten, und gewiß verwirklichte er auch für den Augenblick, — in dem er sprach — was er erträumte, und was mochte er da nicht für Werke in magischen Improvisationen entwerfen! Jedenfalls mußte er seinen Zuhörern auf Grund seiner offenbaren Genialität zu unvermeidlicher und naher Glorie bestimmt erscheinen, und dennoch verging die Zeit, die Jahre flohen dahin, und immer noch sah man ihn arm, unstät und verträumt, den mächtigen Zauberer, der seinem Geschlechte eine letzte und unvergängliche Krone erwerben sollte, und dessen eigentümliche Geste den Platz jener Krone auf seiner Stirne im voraus anzudeuten schien.

Die Worte verfliegen, das Geschriebene bleibt. Villiers de l'Isle Adam hat sein Werk zurückgelassen, und in diesem müssen wir nunmehr die Bestätigung für jenen Eindruck suchen, den er durch seine unmittelbaren Äußerungen erweckte. Was bleibt von seinem Genie in seinem geschriebenen Wort? Glimmt hier das Feuer unter der Asche? Bücher trügen nicht. Laßt sie uns befragen.

Es genügt die Contes cruels, Axel oder l'Eve Future gelesen zu haben, um sich in Gegenwart eines hohen und originellen Geistes zu fühlen, von mächtiger Erfindungsgabe und schneidender Ironie, denn Villiers war zwiefach. Er wußte grandiose oder groteske Fictionen zu ersinnen, und erwies sich in dem einen, wie in dem anderen als Dichter und als Philosoph. War er wirklich ein Mann von Genie? Ich weiß nicht, doch war in ihm mindestens etwas, womit er die Aufmerksamkeit des Jahrhunderts auf sich lenken durfte, umso mehr, als er mit seinen Gaben des Gedankens eine unleugbare und zauberische Macht des Stils vereinte. Villiers gehört zur Rasse der großen Schriftsteller. Er hat von ihnen den Klang, die Kraft, die Fülle und die Harmonie und diese Qualitäten sind bei den Schriftstellern nicht so häufig, als daß sie nicht Beachtung verdienen, wo sie im höchsten Maße und in so großartiger Weise wie bei Villiers de l'Isle Adam vorhanden sind.

In dem Eindruck, den er erweckte, sowie in dem Bewußtsein seines eigenen Wertes,

war somit nicht alles Illusion. Durfte Villiers nicht in den Stunden, in denen jedes im Stillen seine Aussichten berechnete, sich deren günstige und glorreiche zugestehen, besonders in seiner Jugend, als er in der leidenschaftlichen Bewunderung seiner Freunde diese Aussichten im Voraus wie bestätigt fand? Und selbst später, als er die Gleichgültigkeit des Publikums für die schönen Bücher konstatieren mußte die er mit seinem obskuren und tönenden Namen zeichnete, durfte er da nicht auf irgend eine jener Wendungen noch hoffen, durch die das Glück lange Versäumnisse und Vernachlässigungen wieder gut zu machen liebt? Nichts von all dem geschah. Ein eigentümliches Mißgeschick verfolgte ihn bis zum letzten Tage, wie um ihn zu einem vollendeten und hervorstechendem Beispiel der Launen des Ruhmes zu stempeln; es gewährte ihm nicht einmal die bittere Genugtuung gänzlich ignoriert, oder nur von Einigen gekannt zu sein. Vielmehr war er fast berühmt, von einer zweifelhaften und unbestimmten Berühmtheit. Der Tod selbst, der oft das zeitgenössische Urteil berichtigt, ließ diesen Irrtum stehen, und Villiers de l'Isle Adam zieht auch heute noch wie eine verhüllte Schattengestalt vorüber, undeutlich und düster schimmernd.

Faßt war er schon ein solcher Schatten, als ich ihn vor ungefähr 12 Jahren, am Ende seines Lebens sah, und wie er mir da erschien, so sehe ich ihn auch in der Erinnerung, mit seinem aschgrauen Gesicht, den klaren blauen Augen, dem spärlichen Bart und dem schweren ergrauenden Haar, von müdem Aussehen, nur manchmal ein plötzlicher Strahl, ein Aufleuchten des Blickes. Dies also hatte die Mühsal des Gedankens und des Lebens aus dem triumphierenden jungen Edelmann gemacht, der von den Bretagner Heiden Paris zu erobern ausging, und mit seinen Träumen und seinem Genie alles hinzureißern gedachte! Wenn er durch seine Worte dies Genie tausendmal bezeugte, so hatte er doch auch schriftlichen Beweis dafür niedergelegt! Bricht es nicht in Büchern wie Axel, und der Eve Future hervor? Warum hatte seine Epoche sich gestellt, als merkte sie nicht, daß dieser Vorüberziehende ein Besucher von Ansehen war? Er wünschte ja nur vernommen zu werden, weil er wußte, daß er es in sich hatte, zu überzeugen. Seine Zeit stopfte sich — sozusagen — die Ohren zu vor dieser Stimme und wollte sie nicht hören. Alles war umsonst. Welch edle Kräfte des Geistes und des Körpers verbrauchten sich auf diese Weise! Man litt an dieser Ungerechtigkeit, wenn man den Mann, von seiner undankbaren Mühsal gealtert und gebeugt, vorüberziehen sah, ihn, der mit herrlichen Gaben ausgestattet nicht vermocht hatte, die Feindseligkeit des Geschicks zu beugen. Und diesem beredten Mund, der von tiefen und wunderbaren Worten überströmte, hatte es mehr als einmal an Brof gefehlt! Diese Hand, so geschickt, zarte und harmonische Sätze zu bilden, hatte aus Not den wattierten Handschuh des Fechtmeisters übergezogen, um Müßige zu unterweisen! Das Leben war nicht nur schwer und peinvoll, es war tragisch für ihn gewesen. Dies oder jenes Buch, von dem die Rede ging, und das von Ironie und von Lyrismus strotzte, soll er auf den nackten Boden eines unmöblierten Zimmers ausgestreckt geschrieben haben! So durchzog er die Stadt, zugleich ehrwürdig und schmerzlich anzusehen,

schön durch die Hartnäckigkeit und den Glauben, den er in seine Träume setzte, eine stolze und furchtbare Warnung Jenen, die mit ihm zusammentrafen, wenn sie jung und unbekannt, selbst ausgezogen auf die Suche nach dem Ruhm. Diese sind es, für die ich Villiers prophetische Gestalt aufrufen wollte. Man ist nur allzu sehr geneigt, in der Kunst nur einen leichten und glänzenden Zeitvertreib zu sehen, eine Art angenehmen und kurzweiligen Beruf. Sicher war dies nicht die Meinung von Villiers de l'Isle Adam, denn er ist ein Beweis dafür, daß ein Mann der nicht ohne Genie ist und der zu schreiben versteht, trotzdem, sehr wohl Gefahr laufen kann, Hungers zu sterben.

HERMANN BAHR: DER SCHAUSPIELER, NOTIZEN

REINHARDT WUNDERT SICH.

Wir saßen zusammen, Reinhardt und ich, vom Theater und von den Schauspielern redend. Wir kamen auf mich. Ich war neugierig, seine Meinung über meine Regie zu hören. Er, immer behutsam sagte: »Das Wesentliche haben Sie zum Regisseur, die große Freude, die Passion, die Lust an der Arbeit, darauf allein kommt es schließlich an, alles andere lernt sich.« Ich sagte: »Ob Sie diese Lust nicht ein bisschen überschätzen?« Er sagte: »Man sieht sie doch in Ihren Augen, hört sie Ihnen doch aus jedem Wort an!« Ich sagte: »Aber sie hat ein Loch, es geht ihr zu schnell der Atem aus. Bei der Generalprobe flackert sie kaum noch, in der Premiere verlischt sie. Sobald da unten Menschen sind, freut es mich nicht mehr. Ich würde ein großer Regisseur, wenn ich ein Millionär wäre, der sich seine Schauspieler hält, seine Bühne hat und nun so lange probt, bis das Werk fertig ist, aber ohne irgend einen Menschen einzulassen.« Er lachte mich aus. Ich fragte: »Wär's denn dann nicht viel schöner?« Er sagte: »Es wäre garnichts. Das Werk würde ja doch nicht fertig. Wie denn, ohne Publikum?« Ich fragte: »Warum denn? Was brauchen Sie das Publikum dazu? Ich verstehe das garnicht.« Er sagte: »Wenn Sie das wirklich nicht verstehen, wären Sie kein Theatermensch.« Ich sagte: »Es mag sein ich bin kein Schauspieler.«

DIE MILDENBURG ERSCHRICKT

Die Isolde, die Brünhilden, den Fidelio der Mildenburg zu erleben ist mir das Höchste. Wenn aber dann der Vorhang fällt, der Saal wieder hell, der Nachbar sichtbar wird der Lärm im Parkett und in den Logen beginnt, ist es mir unerträglich. Das Erwachen aus jener Seligkeit tut mir zu weh. Und ich schäme mich, daß solche wunderbare Einsamkeiten zahlenden Hörchern preisgegeben werden. Ich sagte ihr dies einmal und wünschte mir wieder jener Millionär zu sein, der dann die Macht hätte, sie auf ein Schloß am Meer zu setzen, fern von der Gemeinschaft der Menschen. Sie sagte: »Ein Schloß am Meer wäre freilich schön, ich könnte doch aber ohne meine Kunst nicht leben.« Offenbar hatte sie mich mißverstanden und ich erklärte ihr sogleich, daß es ihr in dem Schloß an einer Bühne, an einem Tristan, an einem Orchester nicht fehlen sollte, alles wäre da, was ihre Kunst verlangt, aber kein Publikum, nein, das entsetzliche Publikum nicht! Damals erschrak die Mildenburg, sie hielt mich sicher für verrückt. Daß sich ein Mensch bei Sinnen ihre Isolde ohne Publikum denken könnte, begriff sie nicht.

ABENDS BRINGE ICH IHNEN ALLES

Ich hätte Reinhardt und die Mildenburg niemals verstanden, wäre mir nicht dann jener Schlag von Schauspielern bekannt geworden, die auf jeder Probe sagen: »Haben Sie keine Angst, abends bringe ich Ihnen das Alles!« Auf der Probe wissen sie den Text nicht, finden sie den Ton nicht, haben sie die Stimmung nicht, aber sie sind wohlgenut, sie verlassen sich darauf, daß dies alles abends komme.

Natürlich kommt abends garnichts, ihre Faulheit redet sich bloß aus. Aber andere gibt es, die reden sich nicht aus, die sagen dies niemals, aber von diesen ist es wahr. Abends kommt es, abends ist alles anders als es auf allen Proben war, abends steht eine andere Gestalt da, alles schießt nun erst zusammen, neues wächst an, eine Geburt geschieht, durch die Berührung mit dem Publikum springt im Schauspieler eine Kraft auf, die er sonst nicht hat, in der Reibung mit dem Publikum, durch seinen Anblick, aus dem Dunst, der vom Parkett heraufdampft erwachen im Schauspieler Leidenschaften, deren er sonst, selbst bei höchster Anspannung des Willens, unfähig ist. Und wenn Schaffen heißt: zu sich selbst kommen, sich selbst finden, das eigene Selbst von allem Fremden befreien, so kann der Schauspieler für sich allein niemals schaffen, denn er kommt erst vor dem Publikum zu sich. Das Schaffen aller anderen Künstler fürchtet die Menschen, ja es ist ein Versuch, von den Menschen frei zu werden und allein zu sein. Der Schauspieler ist der einzige Künstler, der unter den Augen von Fremden schaffen kann, ja noch mehr: er ist der einzige Künstler, der nur unter den Augen von Fremden schaffen kann, der sich zum Schaffen nicht genügt, der zum Schaffen die Menge braucht.

REPETITION

Der Maler, der Dichter, der Musiker brauchen kein Publikum. Aus Hunger wollen sie ihre Werke verkaufen. Aus Eitelkeit wollen sie Ruhm. Dies hat mit ihrem Wesen nichts zu tun. Ist ihr Hunger, ihre Eitelkeit gestillt, so brauchen sie kein Publikum mehr, weiter haben sie kein Verhältnis zum Publikum. Es ärgert sie, wenn ihm ihr Werk mißfällt, weil sie dann Schwierigkeiten mit der Miete und kein Ansehen haben. Aber das Publikum bestimmt zwar den Preis, doch niemals den Wert ihrer Werke. Es kann einer für sein eigenes Gefühl der größte Dichter, der größte Maler, der größte Musiker sein, ohne auf irgend einen anderen Menschen zu wirken, das Werk des Dichters, des Malers, des Musikers trägt in sich keinen anderen Sinn als des Schöpfers Leben zu vollenden. Weshalb auch auf einer einsamen Insel der Dichter dichten, der Maler malen, der Musiker musizieren wird. Aber Schauspieler gibt es auf der einsamen Insel keinen. Zum Schauspieler gehören immer schon zwei: einer, der spielt, und ein anderer, vor dem er spielt, für den er spielt und, das muß man auch noch sagen, durch den er spielt. So lange der Zweite fehlt, kann er nicht spielen. Versucht er es, so wird er gewahr, daß er in seiner zufälligen täglichen Existenz eingeschlossen bleibt. Schauspieler aber ist: die zufällige tägliche Existenz zersprengen, so daß aus ihr ein sonst verborgener Mensch von unbekanntem Wesen tritt, welches aufzufinden der Schauspieler für seinen eigentlichen Trieb erkennt; dazu braucht er den Zweiten, den anderen. Allein kommt er niemals zu sich.

Ein Schauspieler hat auf einer Probe einmal einem Dichter ungeduldig gesagt: »Stören Sie mich nicht! Lassen Sie mich doch! Könnten Sie dichten, wenn ich mich auf Ihren Schreibtisch setzen und Ihnen ins Papier sehen würde?« Der Dichter schwieg, verwirrt. Er hätte dem Schauspieler antworten müssen: »Dies eben ist

der Unterschied zwischen uns! Ich kann nicht schaffen, wenn ein Anderer da ist, Ihr könnt nur schaffen, wenn ein Anderer da ist! Der Andere, der Zweite, holt erst Euer Selbst aus Euch hervor.*

CONCLUSION

Daher auch alles Seltsame der Schauspieler im Leben. Sie wissen sich dann so schwer zurückzufinden. Das Erlebnis auf der Bühne suchen sie nun auch im Leben. Sie fordern vom Leben, was ihnen, wie einmal ihr Wesen ist, nur die Bühne geben kann. Stunden, in welchen sie nicht spielen, sind Pausen ihrer wirklichen Existenz, daher sind sie dann so leer, wie verloren, außer sich. Daher auch die Spielsucht, die Rollenwut: sie wollen leben und sie leben ja nur abends. Daher auch unsere Unfähigkeit, einem, bevor er sich vor dem Publikum gezeigt hat, nach Prüfungen und Proben zu sagen, ob er Talent habe, denn das Talent des Schauspielers besteht eben darin allein, daß er abends anders wird, daß er vor dem Publikum mehr wird als er sonst ist, daß abends vor dem Publikum noch etwas dazu kommt, nämlich sein eigenes, sonst verschlossenes, ihm selbst unbewußtes Wesen, das das Publikum braucht, um aufzuspringen.

Nicht bloß der Schauspieler ist so. So ist auch der Liebende, der nur in den Armen der Geliebten erst zu sich selbst erwacht. So ist der Fromme, der die Andacht der Gemeinde braucht, um in ihr erst Gott zu finden, den er bei sich vergeblich sucht.

Ins Erotische und ins Religiöse gehört der Schauspieler:



HYPERION 1908; INHALTSVERZEICHNIS

DIE TEXTE DES ERSTEN BANDES:

Rainer Maria Rilke: Gedichte	1	Robert Gournay: Drei Gespräche mit einer Kaltsinnigen	108
Hugo von Hofmannsthal: Das Bergwerk zu Falun, der letzte Akt	4	Goethes Briefwechsel mit Christian von Mannlich und ein Brief der Frau von Stein	131
Heinr. Mann: Gretchen, eine Novelle	10	Richard Dehmel: Nachtgebet	154
Carl Schüddekopf: Goethe u. Jacobis Woldemar	26	Kurt Martens: Caritas Mimi, Novelle	155
Wilhelm von Scholz: Gedichte	41	Paul Wiegler: Deutsche Politik	175
Franz Blei: Katholische Meditation	42	Peter Heyden: Gedichte	182
Carl Sternheim: Don Juan I	52	Paul Claudel: Die Musen, eine Ode. Deutsch von K. L. Ammer	185
Peter Heyden: Wege der Liebe	79	Max Brod: Ein Lied des Friedens	196
Verhaeren=Scharf: Der Auszug	86	Norbert Jacques: Der heidnische Sonntag	197
Franz Kafka: Betrachtung	91	Redaktionelle Mitteilungen	216
Julius Maier=Graefe: Die Romreise	95	Otto Vrieslander: Es kommen Stunden (Hölderlin).	
Hans v. Guenther: Die zehn Sonette von den Frauen	99		
Redaktionelle Mitteilungen	104		
Max Dauthendey: Die Mondscheinrunne	105		

DIE BILDER DES ERSTEN BANDES:

Constantin Somoff: Die Schlafende. Handkolorierte Strichätzung. — Thomas Theodor Heine: Judith. Strichätzung. — Pascin: Puppenfee. Handkolorierter Lichtdruck. — Hans von Marées: Lichtdruck nach einer Studie zur Amazonenschlacht. — Francesco Goya: Lichtdruck nach einem Aquarell. — Max Mayrs-

hofer: Sieben Lichtdrucktafeln nach Zeichnungen. — Toulouse=Lautrec: Studie zur Belle Hélène, Lithographie. — Vincent Van Gogh: Landschaft. Strichätzung. — Vincent Van Gogh: Porträt. Strichätzung. — Paul Gauguin: Lichtdruck nach einer Gouache. — Paul Gauguin: Lichtdruck nach einer Kreidezeichnung. — C. Pissaro: Lichtdruck nach einer lavierten Zeichnung. — J. Laboureur: Zwei Originalholzschnitte. — Cervelli: Zwei Lithographien. — Aubrey Beardsley: Selbstbildnis v. 1894. Strichätzung. — Max Mayrshofer: Lichtdruck nach einer Gouache.

DIE TEXTE DES ZWEITEN BANDES:

George Meredith: Liebe im Tal, deutsch von Theodor Eitel	1	Franz Blei: Ein Gespräch von deutschen Dingen	115
Heinse: Aus seinem Italienischen Tagebuch	7	Hans Carossa: Der Morgengang	125
Carl Sternheim: Don Juan II	37	René Schickele: Das Meer	128
Max Mell: Der Spiegel des Sünders, eine Erzählung	71	Karl Vollmöller: Zwei Gedichte	144
Karl Schloß: Gedichte	82	Remy de Gourmont: Marginalien über Edgar Poe	147
Franz Blei: Drei Briefe an einen jungen Mann	85	Carl Sternheim: Don Juan III	151
Franz v. Lobkowitz: Die Geschichte von dem kleinen Männlein	92	Paul Ernst: Der Dichter und die Schauspielerin, eine Novelle in Briefen	175
Redaktionelle Mitteilungen	104	Franz Blei: Drei Gedichte	192
Rudolf Borchardt: Zwei Sestinen	105	Paul Wiegler: Anmerkungen	194
André Gide: Bethsabe, deutsch von Franz Blei	108	Heinrich Lautensack: Die Juden= tochter	199
		Redaktionelle Mitteilungen	201

DIE BILDER DES ZWEITEN BANDES:

Heinrich Kley: Dreizehn Tafeln mit Strichätzungen. — Aubrey Beardsley: Strichätzung. — François Millet: Landschaft. Photolithographie. — Vincent Van Gogh: Landschaft. Strichätzung. — Ernst Matthes: Zeichnung. Strichätzung. — Paul Signac=Stremel: Venedig. Originallithographie. — Maillol: Zwei Studien. Photolithographie. — Rodin: Studie. Lithographie. — Toulouse=Lautrec: Kinderbildnis. Rötzelzeichnung. Lithographie. — Toulouse=Lautrec: Studie zur Belle Hélène. Lithographie. — Toulouse=Lautrec: Die Polaire. Lithographie.

DIE TEXTE DES DRITTEN BANDES:

Gabriele d'Annunzio: Anrufung: Deutsch von Otto Frh. v. Taube	1	Norbert Jacques: Landschaftliche Clownerie	4
Eduard Stucken: Szene aus Lancelot und Elaine	2	Hans Benzmann: Das Gespräch mit Nikodemus	10

Karel Einstein: Verwandlungen, vier Legenden	11	Alfred Richard Meyer: Im Park von Tiefurt	122
Maurice Barrès: Der Mord an der Jungfrau, deutsch von Heinrich Lautensack	19	Carl Georg von Maaßen: Aus E. T. A. Hoffmanns Briefwechsel	123
Wilhelm v. Scholz: Einsame Terzinen	29	Ludwig Bauer: Zur Kritik des Lebens	127
Hünny B. Maison: Herr von Sein- galt, drei Szenen	30	E. A. Poe: Der Rabe, deutsch von Theodor Etzel	135
René Schickele: Die weißen Nächte, Gedichte	44	Giovanni Pascoli: Die Hetäre, deutsch von Benno Geiger	139
Emil von Gebstaffel: Zwei Briefe an den Dichter Chénédollé	46	Alexander Alexandrowitsch Block: Zwei Gedichte, aus dem Russi- schen von Reinhold von Walter	143
Franz Blei: Glossen zur Frauen- frage	61	Giovanni Papini: Der Dämon sagte mir..., ein Märchen, deutsch von Andreas v. Marschlin	145
Gerhard O. Knoop: Die Venus von Milo	75	Franz Blei: Szenen aus Carl Stern- heim's Don Juan	149
Reinhold von Walter: Meine Me- moiren	77	Paul Ernst: Die Liebe des Flibus- tierführers, eine Erzählung	158
Paul Wiegler: Anmerkungen Redaktionelle Mitteilungen	96	Max Mell: Das Landgut des Baron Schnebel, eine Novelle	166
Hugo von Hofmannsthal: Szene aus einer Komödie in Prosa	97	Villiers de l'Isle-Adam: Zwei Auf- sätze über ihn von A. Symons und Henri de Régnier	178
Robert Musil: Das verzauberte Haus, eine Studie	105	Hermann Bahr: Der Schauspieler, Notizen	190
Maximilian Dauthendey: Sieben Gespenster und die Zeit	117	Redaktionelle Mitteilungen	193
Alfred Walter Heymel: Dünenriff	119		
Erich North: Vier Sonette	120		

DIE BILDER DES DRITTEN BANDES:

E. Nolde: Tanzboden, Lithographie. — Hugo von Habermann: Porträt, Lithographie nach einer Ölstudie. — E. Heckel: Porträt, Originalholzschnitt. — Cuno Amiet: Studie, Photolithographie. — J. J. Vrieslander: Original lithographie. — A. Thomann: Farbiger Originalholzschnitt. — Charles Guérin: Lithographie. — Gustav Klimt: Studie, Strichätzung. — Gustav Klimt: Studie, Photolithographie. — Toulouse-Lautrec: Studie Oscar Wilde, Strichätzung. — Toulouse-Lautrec: Zweifarbige Lithographie. — Toulouse-Lautrec: Drei Zeichnungen in Photolithographie. — Constantin Guys: Lavierte Zeichnung, Photolithographie. — Gustav Klimt: Studie, Strichätzung. — Ludwig von Hofmann: Pierrot, Lithographie. — Gordon Craig: Originalholzschnitt. — K. Bloos: Die Fischer, Originalradierung. — Hokusai: Handzeichnung, Strichätzung.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Der Bilderteil dieses Heftes ist zusammengestellt von Alfred Walter von Heymel, der vom nächsten Jahrgang ab in die Redaktion des Hyperion eintritt und den Kunstteil leiten wird. — Es seien diese Bücher den Lesern der Zeitschrift empfohlen: Remy de Gourmont: Ein jungfräuliches Herz, Roman (Zeitler=Leipzig). R. A. Schröder: Hama, Erzählungen und Gedichte. A. W. Heymel: Spiegel, Freundschaft, Spiele, Studien. Edward Gordon Craig: Isadora Duncan, sechs farbige Lichtdrucke in Mappe. (Insel=Leipzig). Das Leben des Benvenuto Cellini, von ihm selbst beschrieben, deutsch von H. Conrad. Clemens Brentano Sämtliche Werke in achtzehn Bänden. Herausgegeben von C. Schüddekopf u. A. Band V. Das Heptameron der Königin von Navarra. Mit den Bildern von Freudenberg in Kupferdruck. Lafontaine, Die Erzählungen, deutsch von Th. Etzel, mit den Bildern von Dunder und Eisen in Kupferdruck. (Müller=München.) Pontopidan, Das gelobte Land, Roman. Platon: Gorgias, Menon. (Diederichs=Jena). Jensen, Die Neue Welt, Essays. Bernhard Kellermann: Der Tor, Roman. (Fischer=Berlin.) Schubert: Geschichte des Barock in Spanien. (P. Neff=Eschingen.) Remy de Gourmont: Komödien einer Frau, Roman. André Gide: Der schlechtgefesselte Prometheus, mit 6 Zeichnungen von P. Bonnard. Villiers de l'Isle-Adam: das Weib der Zukunft, Roman (Weber=München). Wilhelm von Humboldts Briefwechsel mit F. A. von Schlegel, herausgegeben von B. Litzmann (M. Niemeyer=Halle a. S.) Arnold van Gennep: Religions, Moeurs et Légendes (Mercure de France=Paris). Fischel und Böhn: Die Mode im XIX. Jahrhundert, dritter Band (Bruckmann=München). Älteste deutsche Dichtungen: übersetzt von K. Wolfskehl und Friedrich v. d. Leyen. Clemens Brentano's Briefwechsel mit Sophie Mereau, herausgegeben von Heinz Amelung. Nietzsches Briefe an Peter Gast. Otto Freiherr von Taube: Gedichte und Szenen. Karl Scheffler: Paris (Insel=Leipzig). Paul Hartenberg: Sensations Païennes (Alcan=Paris).

MITTEILUNGEN DES VERLAGES:

Der zweite Jahrgang des Hyperion wird in Ausstattung und Umfang dem ersten gleichen, der Bildteil wird eine weitere Ausgestaltung erfahren, insofern eine größere Zahl von Originaldrucken und Reproduktionen nach unveröffentlichten Handzeichnungen auch der alten Meister vorgesehen sind. Der Abonnementpreis bleibt für die bis 1. Februar eintretenden Abonnenten M 48.—, für die nach dieser Zeit eintretenden Abonnenten wird er erhöht. Der Abonnementpreis der Japanausgabe, zu welcher die drei Lederdecken ohne Berechnung abgegeben werden, beträgt M 120.—. In die Redaktion ist Herr Alfred Walter von Heymel eingetreten. Herr Carl Sternheim wird im nächsten Jahre nicht als Herausgeber zeichnen. — Alle den Bildteil der Zeitschrift betreffenden Sendungen sind nach vorgehender Anfrage an den Verlag: München, Adalbertstraße 76 zu richten, nicht an die Herren Herausgeber. — Die drei Ganzleindecken zum ersten Jahrgang sind fertiggestellt und können zum Preise von M 10.— bezogen werden. ~

VILLIERS DE L' ISLE-ADAM:
EDISONS WEIB DER ZUKUNFT

Ein Roman. Deutsch von Annette Kolb. Druck von Poeschel & Trepte,
Buchbindearbeiten von der Werkstatt Carl Sonntag jun., Leipzig.
Luxusausg. (30 numerierte Ex.) M 15.—, geb. M 6.—, brosch. M 5.—

Edison hat ein künstliches Weib konstruiert und die satanische Phantasie des großen Dichters macht diesen Andreiden lebendig. Villiers hat in diesem seinem Höllenromane, wie er ihn selber nannte, eine grandiose Satire der materiellen Welt gegeben, die er der okkulten, geistigen gegenüberstellt. Seine Konstruktionen einer fiktiven Zukunft übertreffen alles, was ein Poe, ein Wells in dieser Art geschrieben haben. Ohne daß er sich je vom wissenschaftlich Möglichen und psychologisch Wahrscheinlichen entfernt, führt er eine Welt von Grausen, Schrecken und Gelächter vor, in einer Kunst der Sprache und Darstellung, die ihresgleichen nicht hat, und die ihn den Rang mit Recht einnehmen lassen, den wir Villiers heute geben: den eines der größten Dichter des XIX. Jahrhunderts. Die Übertragung des Buches folgt dessen Originalität in allen Nüancen und gibt sie restlos wieder.

REMY DE GOURMONT
KOMÖDIEN EINER FRAU

Roman in Briefen. Deutsch von Anna Sofie Gasteiger. Druck von Poeschel & Trepte, Buchbindearbeiten von der Werkstatt Carl Sonntag jun., Leipzig.
Luxusausg. (30 numerierte Ex.) M 12.—, geb. M 4.50, brosch. M 3.50
Schon vor Jahren hat Franz Blei in der »Insel« auf die Bedeutung Gourmonts aufmerksam gemacht: auf die von außerordentlichem Können und besten Kenntnissen getragene Universalität dieses Geistes, der die Kirchenväter kennt wie die moderne Biologie, die Form des Romanes beherrscht, wie nur noch Anatole France, ein Dichter ist und ein Epilogist der Aktualitäten, ein Gelehrter und ein Dramatiker. Ein Aufsatz im »Literarischen Echo« hat sich kürzlich eingehend mit Remy de Gourmont beschäftigt, dessen geistvollster Roman, eine heutige Variation der »Liaisons dangereuses«, ihn erstmalig auch den deutschen Lesern vorstellt. Das Auf und Ab der sentimentalien und anderen Liebe hat hier mehr als einen berichtenden Beobachter gefunden: einen ironischen Philosophen und lächelnden Zuschauer der Komödie Leben.

VALERIUS BRJUSSOFF · DER ERDUNTERGANG

Tragödie künftiger Zeiten. Deutsch von Hans Guenther.

Luxusausg. (25 numer. Ex.) M 9.—, geb. M 2.75, brosch. M 2.—

Früher erschienen: DIE REPUBLIK DES SÜDKREUZES

Novellen. Luxusausg. M 15.—, geb. M 4.50, brosch. M 3.—

Ein Band Novellen hat diesen russischen Dichter, der in seiner Heimat hohes Ansehen genießt, zuerst in Deutschland bekannt gemacht und ihm ebenso begeistertes Lob wie leidenschaftliche Ablehnung eingetragen. Dieses Mysterium, des Dichters tiefstes Werk und die Novellen an Bedeutung weit überragend, in einer deutschen Übertragung vorzulegen, war doppelte Pflicht: einmal den Dichter in seinem größten Werke zu zeigen und dann die Art der jüngsten russischen Literatur nach Verdienst bekannter zu machen als es die Gorkis und Korolenkos sind. Dieses Mysterium von den letzten Menschen führt in das Innere der Erde, wo sich die ewige Tragödie abspielt: die eine Partei will an die Oberfläche der Erde zurück, wo die Sonne ist — nun schon mehr eine Sage, aus alten Bildern gelesen —, die andere, die Partei der Wissenden, kennt nur noch den Tod als letztes Ziel, der über den Dächern im luftleeren Raume herrscht. Die Lichtsehnächtigen, die Naiven siegen: das Licht bricht in die Tiefen und mit ihm der Weltuntergang: die künstliche Luft entweicht in den Aether. Dieses tiefe Symbol: den Kampf der Wissenden und der Naiven, der Erkenntnis und des Rausches hat Brjussoff in wundervoller Plastik zum stärksten dichterischen Ausdruck gebracht.

MAURICE RENARD · DER DOKTOR LERNE

Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack.

Gedruckt bei Poeschel & Trepte, geb. in der Werkstatt v. Carl Sonntag jun., Leipzig. Ausgabe auf Bütteln M 12.—, geb. M 5.50, brosch. M 4.50.

Ein groteskes Spiel mit naturwissenschaftlichen Möglichkeiten, ein geistreicher Scherz in Form eines »Schauerromans« mit der bis aufs äußerste spannenden Handlung, eine Wellsiade, die bis zum Paradoxen geht und alle Vorgänger an Erfindung und Gestaltungsvermögen schlägt, ein Roman voll Wit und Grauen, Tiefsinn und Skandal, Abenteuer und Ironie, ein cauchemare, das sich in Lachen auflöst — so und toller noch als Worte es beschreiben können, ist dieser Roman eines jungen Franzosen, der seine Phantasie schießen läßt wie das grausige Auto seines Helden, der ein Stier wird und wieder ein Mensch und leidensvoller Zeuge einer Art von Experimenten deren schaudervolle Praxis einer ferneren Zeit wohl angehören mag. Der Ernst, mit dem der Autor seinen ungeheuern Fall vorträgt, wird den feiner Hinhörenden nicht über die im Letzten ironische Absicht des Verfassers täuschen, mit der er die lustig bis ans Äußerste gespannten Nerven wieder entspannt.

ADELBERT VON CHAMISSO
PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE

Neudruck des ersten Druckes. Mit 11 Vollbildern, 23 Silhouetten und Einbandzeichnung von Emil Preetorius.
Luxusausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Japan in grau-gepresstem Leder vergriffen. 1000 Exemplare auf echt italienisches Büttens gedruckt, die Vollbilder auf Kaiserlich Japan, in goldgepresster, türkisgrüner Kartonnage, M 6.—. Zweite Auflage in silbergrau gedrucktes Orangebüttens broschiert M 4.50

FRIEDRICH HEBBEL · JUDITH

Neudruck der ersten Ausgabe mit 10 Vignetten und 10 Vollbildern von Thomas Theodor Heine

Luxusausgabe: 100 numerierte, vom Künstler signierte Exemplare auf Kaiserlich Japan in Ledereinband nach dem Entwurfe von Th. Th. Heine vergriffen. Büttenausgabe: 1000 Exemplare auf Van Gelder-Büttens, mit den Vollbildern auf echtem Japan zum Preise von M 10.—. ZWEITE AUFLAGE mit den Illustrationen auf Japan, in Büttensumschlag broschiert M 6.—

DAS LESEBUCH DER MARQUISE

Ein Rokokobuch für die Damen, herausgegeben von Franz Blei
Mit Einbandzeichnung, acht zum Teil mit der Hand koloriert. Vollbild, vielen Vignetten, Rahmen, Cul-de-lampes von Constantin Somoff
Luxusausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan, in Leder gebunden, mit echter Moireeseide als Vorsatz, zum Preise von Mark 50.—. Ausgabe auf Van Gelder-Büttens: 800 Exemplare in rotem Maroquin-Einbande nach Somoffs Zeichnung, zum Preise von Mark 25.—. In altes französisches Vorsatzpapier gebunden M 12.—.

ANDRÉ GIDE: DER SCHLECHT-
GEFESSELTE PROMETHEUS

Deutsch von Franz Blei. Mit 6 Bildern von Pierre Bonnard.

Bei Poeschel & Trepte auf Velin gedruckt u. in Carl Sonntag jun.
Werkstatt, Leipzig, geb. M 4.-, Luxusausgabe M 12.-

Die Schriften dieses französischen Dichters sind dem deutschen Leser auch in Übertragungen nicht unbekannt. Diese groteske Novelle behandelt in geistvoller Weise das Problem des Gewissens, als welches der Adler ist, der sich von des Prometheus Leber nährt, bis dieser zu besseren Einsichten kommend den Adler schlachtet und in sonderbarer Gesellschaft verspeist. Die Wirkung Nietzsches auf den heutigen französischen Geist wird aus diesem ebenso tief sinnigen, wie humorvollen Buche deutlich. 25 numerierte Exemplare werden auf Van Gelder gedruckt und in der Werkstatt von Carl Sonntag jun., Leipzig in englisches Leder gebunden. Preis M 12.-

DIE PUDERQUASTE
EIN DAMEN-BREVIER

Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt. Von Franz Blei.

Herstellung: Poeschel & Trepte und Carl Sonntag jun. in Leipzig
Broschiert M 4.50, gebunden M 5.40, in Ganzleder auf Bütteln M 15.-

Einleitung — Die Mode — Der Schmuck — Moral für die Frau — Die Schwärmer — Von der Liebe — Von der Eifersucht des Mannes — Der Tanz — Die Abenteuerin — Die Schminke — Die Gefühle — Von der Keuschheit — Das Bücherlesen — Vom Jargon — Dalila — Die Ehe — Der Indiskrete — Der Schleier — Die Superiorität — Die Schamhaftigkeit — Der Sonnenschirm — Die Grausamkeit — Die Palastkatze von Fontainebleau — Die Treue — Der Flirt — Der Tausch — Ein Gesetz der Mode — Der Kunstgenuß — Schönheitsideale — Das Mieder — Die Leidenschaft — Die Camargo — Modekupfer — Der Beau — Die moralische Illusion — Der unbekannte Chopin — Die Gelangweilte — Helgabal — Mme. de Hanska — Die Wartende — Das Reisen — Die Dichter — Die Kirche — Die Mutter — Das Himmelreich.

Früher erschienen:

JACQUES CAZOTTE
BIONDETTA DER VERLIEBTE TEUFEL

Zweite Auflage
Luxusausgabe M 15.—, geb. M 4.50, brosch. M 3.—

FRANZ BLEI, DAS LUSTWÄLDCHEN

Siebente Auflage
Luxusausg. vergriffen. Geb. M 4.50, brosch. M 3.—

ALFRED KUBIN

Mappe mit 15 Faksimiledrucken. Luxus - Ausgabe
(auf Japan) M 30.—, Büfien - Ausgabe M 6.—

CARL STERNHEIM
ULRICH UND BRIGITTE, DRAMA

Luxusausgabe M 10.—, broschiert M 2.—

FJODOR SOLLOGUB, DAS BUCH DER
MÄRCHEN

Deutsch von Hans von Guenther. Ausgestaffet von
Otto zu Guteneegg. Luxus - Ausgabe Mark 10.—,
in Juchtenleder geb. Mark 5.—, brosch. Mark 2.—

AUSFÜHRL. BESPRECHUNGEN IM VERLAGSKATALOGE

SÄMTLICHE BÜCHER SIND DURCH JEDE GUTE BUCHHANDLUNG
ZU BEZIEHEN

PAUL CLAUDEL · MITTAGSWENDE

Drama. Deutsch von Franz Blei. Brosch. M 3,50, Luxusausg. M 12.—
Norbert Jacques in der „Frankfurter Zeitung“:

Es gilt, einen Franzosen zu nennen, der ein Edler ist. Er heißt Paul Claudel und gibt seine Werke in einem der Pariser Verlage heraus, die nur für Freunde verlegen, sich der Entweihung fernhaltend, die das Buch im öffentlichen Buchhandel erlebt. Da er dazu nicht in Paris, nicht einmal in Frankreich wohnt, sondern irgendwo im östlichen Asien französischer Konsul ist, kennt man ihn in Frankreich nur im Kreise seines Verlages. Das Buch, dessen Verdeutschung ich hier registrieren soll, ist — was für deutsche Verhältnisse kennzeichnend ist — aus dem Manuskript überseht worden und auch noch nicht einmal im französischen Text erschienen. „Mittagswende“ ist sein Titel. Ein Drama. Es besitzt europäische Zivilisation, der sich im Urwaldklima die Konturen verzerrt haben. Eine überheizte Intelligenz hat es geschrieben, und es ist stellenweise von ganz ungewöhnlicher Vehemenz, von visionärer Brutalität. Es ist Eis, das an tropischer Glut nicht zerschmilzt, sondern unberührt darin liegen bleibt. Besonders der erste, klarer gehaltene Teil, in dem Ehemann, vergangener und zukünftiger Liebhaber mit der schönen Frau an Bord eines Asienfahrers zusammen agieren, ist von einem rassistigen, elementaren Cynismus. Das Buch, in deutscher Formel ausgedrückt, ist Wedekind. Aber ich will Claudel nicht beleidigen. Was bei „unserm“ Wedekind zumeist in läppischer, plumper Deutlichkeit nur als Mittel zum Zweck erscheint, ist in diesem Drama „Mittagswende“ zum reinsten Selbstzweck gesteigert... Franz Blei hat die „Mittagswende“ in literarischer Weise in deutsche Sprache gebracht.

AUBREY BEARDSLEY

BRIEFE UND KALENDERNOTIZEN

Mit den vier Zeichnungen zu E. A. Poe, einem
Selbstporträt und dem Facsimile des letzten Briefes.

Beardsleys Briefe, die eine reiche Quelle zur Kenntnis seiner Persönlichkeit erschließen, sind einzeln und fragmentarisch da und dort veröffentlicht worden. Die hier angekündigte Sammlung enthält 196 Briefe, zum Teil ganz unbekannte, sowie die sehr merkwürdigen Notizen Beardsleys, des weiteren die vier Zeichnungen des Künstlers zu E. A. Poe. Der Preis des Exemplars der Alexandra-Ausgabe beträgt 14 Mark. 25 Exemplare wurden auf Kaiserl. Japan abgezogen und in Leder gebunden.

Diese Ausgabe ist vergriffen.

SÄMTLICHE BÜCHER SIND DURCH JEDE GUTE BUCHHANDLUNG
ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN VERLAG HANS VON WEBER · MÜNCHEN 31

DAS BÖRSENBLATT FÜR DEN DEUTSCHEN BUCHHANDEL. Das offizielle Fachblatt des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, schreibt anlässlich der **AUSSTELLUNG MÜNCHEN 1908:** Die größten Anstrengungen macht hierbei der jüngste unter den Münchener Verlegern, Hans von Weber. Mit Entzücken betrachtet, durchblättert man seine Bücher, von denen jedes — auch nach der buchtechnischen, äußerlich formalen Seite hin — ein Kunstwerk darstellt. Jedes Werk bildet eine dem Inhalt angepaßte aparte künstlerische Einheit, bei der das einzelne miteinander und dieses wieder mit dem Ganzen im schönsten Einklang steht. Der Bildschmuck ist mit feiner Abwägung der Gesamtwirkung in den Text eingefügt. Die Kapitelüberschriften, die Kolumnentitel und auch Seitenzahlen, Anmerkungen usw. ordnen sich geschmackvoll in das ganze Bild der Seite ein. Die Größe der Schrift steht im richtigen Verhältnis zum Satzspiegel. Die Druckschrift ist in Form und Schnitt gewählt. Druckfarbe, Druckpapier, Vorsatzpapier und Einband sind feine gegeneinander abgewogen. Kurz aus jedem Werke spricht der vollentwickelte Sinn und das volle Verständnis des Verlegers für die harmonische Schönheit des Buches.

DER MORGEN schreibt: Jedes von diesem Hause edierte Werk zeichnet sich durch aparte Ausstattung sowohl in der äußeren Form, wie in der Wahl der Typen, Vorsatzpapiere usw. aus.

Die DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION schreibt: Der Münchener bibliophile Verlag Hans von Weber hat unter einer Reihe in jeder Beziehung glänzend ausgestatteter Bücher auch eine illustrierte Ausgabe von Chamisso's ewig jungen »Peter Schlemihl« herausgebracht. Dies Buch verdient nach unserer Meinung als das originellste der originellen Weberschen Bücher ganz besondere Beachtung. Ausstattung, Druck, Papier, Titelmanschlag reiht sich den übrigen wundervoll ausgestatteten Büchern dieses Verlags würdig ein. Wir haben es hier sicher mit einem Illustrationswerk ersten Ranges zu tun, das dem Geschmack des Verlegers das beste Zeugnis ausstellt und nicht nur dem Buchliebhaber, sondern jedem künstlerisch empfindenden Menschen eine willkommene Gabe sein wird.

Die TAGLICHE RUNDSCHAU (Fr. v. Bülow) schreibt: Dieser Verlag zeichnet seine Bücher durch künstlerisch schöne, gediegen-vornehme Ausstattung aus, die sie zu Geschenken besonders geeignet macht.

Die KUNST FÜR ALLE: Es ist wirklich eine Freude, die schmucken Bänden durchzublätern, die er in der letzten Zeit auf den Büchermarkt gebracht hat. Die Wahl der Stoffe und vor allem ihre buchmäßige Gestaltung zeigen uns, daß wir es hier mit einem Verleger von hohem Geschmack zu tun haben, der moderne Empfindungen richtig erfährt und in selbsttätigem Ästhetizismus schöpferisch weitergebildet hat.

In der **ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE** beginnt Feodor von Zobeltitz eine längere Besprechung folgendermaßen: Eine Reihe von Neudrucken, die sich durch ihren illustrativen Schmuck und ihre schöne Ausstattung in hervorragendem Maße auszeichnen.

VERLAGSKATALOG U. PROSPEKTE DES HYPERION KOSTENFREI

FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.



This book should be returned to the
Library on or before the last date stamped
below.

A fine of five cents a day is incurred by
retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 23 1934

